

2020 | BAND 1 · VOLUME 1

BILDUNGSPRAKTIKEN DER AUFKLÄRUNG

EDUCATION PRACTICES OF THE ENLIGHTENMENT

Herausgegeben von
Silke Pasewalck & Matthias Weber



DE GRUYTER
OLDENBOURG

**Journal für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (JKGE) /
Journal for Culture and History of the Germans in Eastern Europe**

Journal für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (JKGE) / Journal for Culture and History of the Germans in Eastern Europe

---

Band 1/2020

Bildungspraktiken der Aufklärung/ Education Practices of the Enlightenment

Herausgegeben von
Silke Pasewalck
Matthias Weber



Das Journal für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (JKGE) / Journal for Culture and History of the Germans in Eastern Europe wird in jährlicher Folge im Auftrag des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) herausgegeben von:

ISBN 978-3-11-067167-4
e-ISBN (PDF) 978-3-11-067182-7
e-ISBN (EPUB) 978-3-11-067191-9
ISSN 2702-2455



Library of Congress Control Number: 2020942013

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen National-bibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

publiziert von Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston
Einbandabbildung: François Boucher: Le chariot à roulettes. Dessin aux deux crayons d’après la gravure de Gilles Demarteau (vor 1770, Ausschnitt). Quelle: André Michel: François Boucher. Paris o. J. [1906], nach S. 92
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

www.degruyter.com

Vorwort

Das neue *Journal für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa* (JKGE) tritt mit seinen jährlich erscheinenden Themenausgaben an die Stelle des bisherigen BKGE-Jahrbuchs, dessen 26 Bände von 1993 bis 2018 erschienen sind. Mit dem Neubeginn werden zwei Ziele verfolgt: Zum einen sollen aktuelle Forschungsergebnisse im *Open Access-Format* kostenfrei bereitgestellt und zum anderen damit ein erweiterter Adressatenkreis erreicht werden. Eine gedruckte Ausgabe ist als *print on demand* zusätzlich verfügbar.

Das *JKGE* ist interdisziplinär sowie regionen- und epochenübergreifend angelegt. Aus historischer, kunstgeschichtlicher, ethnologischer, literatur- und sprachwissenschaftlicher Perspektive analysiert es die Verflechtungen zwischen den unterschiedlichen Kulturen, Religionen, Sprachen, Nationen und Staaten im östlichen Europa. Der Fokus liegt dabei auf jenen Regionen, in denen ehemals Deutsche lebten oder noch heute ansässig sind.

Das konzeptionelle Spektrum des *JKGE* zeigt sich beispielhaft an dem vorliegenden sowie an den beiden folgenden Themenbänden: Die erste Ausgabe zu *Bildungspraktiken der Aufklärung* (hg. v. Silke Pasewalck und Matthias Weber, Oldenburg) untersucht die spezifischen Bedingungen, unter denen sich Bildungsprozesse in den oftmals plurikulturellen und mehrsprachigen Regionen des östlichen Europas vom 17. bis 19. Jahrhundert vollzogen. Im Vordergrund stehen dabei Fragen nach Transfer, Übersetzung, Vernetzung, Interferenzen, Ungleichzeitigkeiten und Ambivalenzen. Die für 2021 in Vorbereitung befindliche zweite Ausgabe widmet sich dem Thema *Digital Humanities und die ‚Messbarkeit' des NS-Regimes. Raumdefinitionen, Stadtkonstruktionen, Architekturpraktiken in Mittel- und Osteuropa* (hg. v. Richard Nemec, Bern). Der Themenband 2022 wird sich mit *Westdeutschen Vertriebenenorganisationen und -funktionären im Blick osteuropäischer Staaten (1945–1989)* beschäftigen (hg. v. Stefan Lehr, Oldenburg).

Zur Qualitätssicherung des *JKGE* trägt ein Herausgeber*innenkreis bei, alle Beiträge werden in einem *double blind peer review*-Verfahren begutachtet. Jede Themenausgabe wird von einem bzw. zwei Herausgeber*innen verantwortet. Externe Beteiligungen sind sehr erwünscht: Wir laden dazu ein, Vorschläge für Themenbände einzureichen und als Herausgeber*innen mitzuarbeiten.

Allen Kolleg*innen, die an dieser ersten Ausgabe mitgewirkt haben, sei ein herzlicher Dank ausgesprochen: zuallererst den Autor*innen, sodann meiner Mitherausgeberin und Koordinatorin des Journals Silke Pasewalck sowie dem Redakteur Stephan Scholz.

Oldenburg, im Mai 2020

Matthias Weber
Direktor des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte
der Deutschen im östlichen Europa

https://doi.org/10.1515/9783110671827-001

Inhalt

Silke Pasewalck/Matthias Weber

Einleitung

Immanuel Kant hat in seiner berühmten Preisschrift *Was ist Aufklärung?* aus dem Jahr 1784 die Metapher vom Gängelwagen geprägt, von dem es sich loszulösen gelte, um einen „Schritt zur Mündigkeit" zu wagen.[1] Kant macht sich keine Illusionen darüber, dass es nur wenigen „gelungen ist, durch eigene Bearbeitung ihres Geistes sich aus der Unmündigkeit herauszuwickeln und dennoch einen sicheren Gang zu tun".[2] Verantwortlich für diese Schwierigkeiten sind nicht allein diejenigen, die – im übertragenen Sinne – das Laufen noch zu lernen haben, sondern auch deren „Vormünder",[3] die ihnen diesen Schritt entweder nicht zutrauen oder ihn sogar zu verhindern suchen.[4] Kant rekurriert in kritischer Absicht auf eine in der zeitgenössischen Erziehungspraxis verbreitete Lauflernhilfe und begreift den Gängelwagen als ein Instrument zur Unmündigkeit.

Daran manifestiert sich zweierlei: zum einen, dass die Frage nach den erzieherischen Praktiken ins Zentrum des Aufklärungszeitalters führt, das nicht zufällig den Beinamen ‚pädagogisches Jahrhundert' erhalten hat. Und zum anderen, dass im Bild des Gängelwagens – bereits bei Kant – eine zentrale Spannung der Aufklärung benannt ist: Das Freiheitsversprechen, das Ziel der Mündigkeit und des eigenverantwortlichen Handelns des Menschen, der Anspruch der universalen Anerkennung der Menschenrechte – all dies sieht sich mit einer sozialen, pädagogischen und politischen Praxis konfrontiert, die diese Zielsetzungen und Versprechen in ihr Gegenteil zu verkehren droht. Diese Ambivalenz kommt an Prozessen und Praktiken der Bildung prägnant zum Ausdruck, insofern diesen *sui generis* ein Dominanzverhältnis, eine strukturelle Asymmetrie eingeschrieben ist: zwischen denen, die gebildet sind oder sich für gebildet halten, und denen, die noch oder allererst zu bilden sind und einem

1 Immanuel Kant: Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung. In: Ders.: Werke in zehn Bänden. Hg. von Wilhelm Weischedel. Bd 9: Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik. Erster Teil. Sonderausgabe. Darmstadt 1983, S. 53–63, hier S. 53.

2 Ebd., S. 54.

3 Ebd, S. 53.

4 In ihrer Relektüre von Kants Schrift hat Susan Neiman diese Problematik, wie der Mensch als Individuum und die Menschheit als Gesellschaft sich selber aufklären können, neuerlich herausgearbeitet. Vgl. Susan Neiman: Warum erwachsen werden? Eine philosophische Ermutigung. Berlin 2015. Nicht zufällig rekurriert sie dabei auch auf Kants Vorlesung *Über Pädagogik*, wo dieser die Schwierigkeit auf die paradox anmutende Formel bringt: „Der Mensch kann nur Mensch werden durch Erziehung. Er ist nichts, als was die Erziehung aus ihm macht. Es ist zu bemerken, daß der Mensch nur durch den Menschen erzogen wird, durch Menschen, die ebenfalls erzogen sind." Immanuel Kant: Über Pädagogik. In: Ders.: Werke in zehn Bänden. Hg. von Wilhelm Weischedel. Bd 10: Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik. Zweiter Teil. Sonderausgabe. Darmstadt 1983, S. 693–762, hier S. 699.

https://doi.org/10.1515/9783110671827-002

bestimmten, vom Lehrer vorgegebenen Muster nach gebildet werden sollen – mit, ohne oder gegen ihren Willen.

Um diese Ambivalenz ist es dieser Themenausgabe zu den Bildungspraktiken der Aufklärung zu tun. Wer sich heute Fragen und Diskursen der Aufklärung zuwendet, kommt einerseits mit Adorno und Horkheimer gesprochen nicht umhin, die Dialektik, die Doppelbödigkeit und damit auch die Schattenseiten der Aufklärung mit einzubeziehen und stets mitzudenken. Dies gilt umso mehr, als man heute andererseits auch nicht darum herum kommt, die von der Aufklärung erhobenen Forderungen immer wieder neu zu thematisieren, da sie, wie Barbara Stollberg-Rilinger es ausgedrückt hat, „bei allen Gegensätzen und Ambivalenzen des 18. Jahrhunderts [nun einmal] in der Welt“ sind:

> Dasselbe Jahrhundert, in dem die Ausbeutung der Natur und der außereuropäischen Völker eine neue Qualität annahm, hat doch zugleich auch die Argumente dazu hervorgebracht, diese Entwicklungen zu kritisieren. [...] Bei allen Gegensätzen und Ambivalenzen des 18. Jahrhunderts – immerhin ist seither die Forderung nach allgemeinen und gleichen Rechten aller Menschen *als Menschen* in der Welt, und ein solcher Gedanke – um eine Formulierung Kants zu gebrauchen – ‚vergisst sich nicht mehr.‘[5]

Ein Blick auf die konzeptuellen Selbstwidersprüche des aufklärerischen Projekts sowie auf das Auseinanderfallen von selbsterklärter Intention und Wirkung respektive Wirklichkeit zielt zum einen auf „die im Aufklärungsbegriff inhärenten Emanzipationsansprüche – ohne welche die Aufklärung als historische Epoche nicht erklärbar ist“ und begreift zum anderen, auch im weiteren Sinne, die „kolonialen Realitäten seit dem 18. Jahrhundert“ mit ein, wie Iwan-Michelangelo D’Aprile es in dem Themenheft *Aufklärung global – globale Aufklärungen* formuliert hat.[6]

Es stellt sich die Frage, ob diese Ambivalenzen im Konzept der Bildung selbst liegen oder in der Tatsache begründet sind, dass die Aufklärung weiteren Zielen diente, von denen sie funktionalisiert wurde und bei denen ihr emanzipatorisches Moment und das Ziel der Persönlichkeitsentfaltung nicht selten ins Gegenteil verkehrt wurden. Der Bildungsbegriff als Signum des Aufklärungszeitalters „setzt sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als in seiner pädagogischen und idealistischen Bedeutung neues Grundwort durch und wird [...] in Deutschland zum Leitbegriff eines [...] sozial ermöglichten Ideals geistiger Individualität, freier Geselligkeit und ideen-

5 Barbara Stollberg-Rilinger: Die Aufklärung. Europa im 18. Jahrhundert. Stuttgart 2017, S. 284, vgl. darin besonders auch das Kapitel „Widersprüche und Ambivalenzen der Aufklärung“ (S. 256 – 284).
6 Iwan-Michelangelo D’Aprile: Aufklärung global – globale Aufklärungen. Zur Einführung. In: Das achtzehnte Jahrhundert 40/2 (2016). Sonderheft: Aufklärung global – globale Aufklärungen. Hg. v. Dems., Carsten Zelle, S. 159 – 164, hier S. 160. Gemeint ist hier nicht allein der Kolonialismus in Übersee, sondern auch der im Zusammenhang mit sogenannten Zivilisierungsmissionen in Europa selbst entstandene.

normativer Selbstbestimmung",[7] etwa in Morgensterns und später Goethes Konzept des Bildungsromans[8] oder in Schillers Konzeption der ästhetischen Erziehung des Menschen. In vielfältiger Weise hat der Bildungsbegriff in ganz Europa Gestalt angenommen: Durch die 1751 bis 1780 in Paris erscheinende bahnbrechende *Encyclopédie* Diderots, durch die Gründung der als erstes ‚Bildungsministerium Europas' bezeichneten Kommission für nationale Erziehung (Komisja Edukacji Narodowej) 1773 in Warschau oder durch neuartige Publikationsformen und -formate, die sich von Spanien bis Russland mit Religion, Sprache, Landwirtschaft, Naturwissenschaft, Medizin, Geographie oder Geschichte auseinandersetzten. Stets steht dabei der sich in unterschiedlichen Praktiken manifestierende Impetus der individuellen und der kollektiven Bildung im Vordergrund. Das hier zum Ausdruck kommende Bildungsideal gilt es jedoch heute auch auf seine Schattenseiten und inneren Widersprüche hin zu befragen. Diese kommen umso stärker in den Blick, als das Feld der praktischen Umsetzung aufklärerischer Intentionen beschritten wird.

In dieser Ausrichtung auf die Doppelbödigkeit der Aufklärungsepoche und des aufklärerischen Projekts insgesamt sowie im Sinne einer Fokuserweiterung und Blickverschiebung wird Aufklärung in diesem Themenband somit nicht allein ideengeschichtlich als eine Denkungsart begriffen, sondern konkret als praktische Umsetzung aufklärerischer Intentionen. Unter dem Gesichtspunkt der Bildungspraktiken betrachten die einzelnen Beiträge Akteure, Adressaten, Medien, Institutionen, Prozesse und Praktiken der Bildung an einem bestimmten Ort bzw. in einer bestimmten Region. Mit seinem praxeologisch-medienhistorischen Ansatz ordnet sich diese Ausgabe in die aktuelle Aufklärungsforschung ein, wie sie etwa in dem von Rudolf Stöber, Michael Nagel, Astrid Blome und Arnulf Kutsch herausgegebenen Sammelband *Aufklärung der Öffentlichkeit – Medien der Aufklärung* zum Ausdruck kommt.[9] Aufklärung wird dabei nicht nur im engeren Sinne als Selbstverständigung der *respublica litteraria* begriffen, sondern als breitere Strömung, die auch die Volksaufklärung einbezieht und damit einen größeren Akteurs- und Adressatenkreis

---

7 Ernst Lichtenstein: Bildung. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Hg. von Joachim Ritter. Bd. 1. Basel 1971, S. 921.

8 Der Begriff des Bildungsromans geht auf den an der Universität Dorpat (heute Tartu) lehrenden Altphilologen Karl Morgenstern zurück. Vgl. Karl Morgenstern: Über das Wesen des Bildungsromans. In: Inländisches Museum 1 (1820). H. 2, S. 46–61; H. 3, S. 13–27, abgedruckt auch in: Rolf Selbmann (Hg.): Zur Geschichte des deutschen Bildungsromans. Darmstadt 1988, S. 55–72. Zu Morgenstern als deutschbaltischem Gelehrten siehe auch den Beitrag von Liisa-Helena Lumberg.

9 Vgl. Rudolf Stöber, Michael Nagel, Astrid Blome, Arnulf Kutsch (Hg.): Aufklärung der Öffentlichkeit – Medien der Aufklärung. Festschrift für Holger Böning zum 65. Geburtstag. Stuttgart 2015; siehe außerdem: Ernst Fischer, Wilhelm Haefs, York-Gothart Mix (Hg.): Von Almanach bis Zeitung: ein Handbuch der Medien in Deutschland 1700–1800. München 1999. Außerdem sei auf einen im Erscheinen begriffenen Band verwiesen: Liina Lukas, Silke Pasewalck, Vinzenz Hoppe, Kaspar Renner (Hg.): Medien der Aufklärung. Aufklärung der Medien. Die baltische Aufklärung im europäischen Kontext [i. E.].

impliziert.[10] Infolge dieser Fokuserweiterung lässt sich durchaus von mehreren *Aufklärungen* sprechen, unter bewusster Verwendung des Plurals. Untersucht werden stärker die jeweiligen historischen Kontexte bestimmter Regionen als „Orte eigener Vernunft".[11]

Einerseits wird die Epoche der Aufklärung damit dezentralisiert bzw. polyzentral mit regionalen Eigendynamiken begriffen, andererseits wird auch nach Gemeinsamkeiten jenseits der traditionell betriebenen Ideengeschichte gesucht, was diese durchaus nicht ablöst, allerdings durch eine stärker an der Handlungspraxis und der Verwirklichung aufklärerischer Ideen orientierte Forschung erweitert. So kommen Medien sowie Akteure in ihrem jeweiligen Handlungsfeld und ihren jeweiligen Netzwerken in den Blick. Diese Untersuchungen erlauben kulturräumliche Differenzierungen und verweisen auf spezifische Bedingungen regionaler Aufklärungen, die zum einen nicht auf das 18. Jahrhundert begrenzt sind, sondern schon im späten 17. Jahrhundert einsetzen und bis ins 19. Jahrhundert reichen können, und die sich zum anderen von den klassischen Zentren (London, Paris, Berlin) in andere Zentren und peripherere Regionen bewegen. Ein Beispiel für diesen Trend ist das 2018 von Holger Böning in Zusammenarbeit mit Iwan-Michelangelo D'Aprile und Hanno Schmidt herausgegebene Buch *Volksaufklärung ohne Ende? Vom Fortwirken der Aufklärung im 19. Jahrhundert*, das sich auch mit ausgewählten Regionen des östlichen Europas beschäftigt, und zwar mit Großpolen (Wielkopolska), Preußen und dem Baltikum.[12] In eben diesem Kontext verweist Andreas Lawaty am Beispiel der Polnisch-Litauischen Adelsrepublik darauf, dass zwar die Hauptstädte infolge der Präsenz des Regenten und des Hofes zentrale Bedeutung für die Aufklärung einnahmen, dass aber genauso regionale Zentren wie Krakau (Kraków), Lemberg (Lwów/L'viv) oder Wilna (Wilno/Vilnius) in ihre Provinzen bzw. ihr jeweiliges Umland ausstrahlten. Ähnliches gilt auch für die zu Preußen Königlichen Anteils zählenden Städte wie

10 Vgl. hierzu einschlägig Holger Böning, Hanno Schmitt, Reinhart Siegert: Volksaufklärung: biobibliographisches Handbuch zur Popularisierung aufklärerischen Denkens im deutschen Sprachraum von den Anfängen bis 1850. 3 Bde. Stuttgart-Bad Cannstatt 1990 – 2016.

11 Zur Frage der Aufklärung als einheitliche Epoche siehe z. B. Alexander Kraus, Andreas Renner: Orte eigener Vernunft. Europäische Aufklärung jenseits der Zentren. Frankfurt/M. 2008 und Siegfried Jüttner, Jochen Schlobach (Hg.): Europäische Aufklärung(en). Einheit und nationale Vielfalt. Hamburg 1992 (Studien zum achtzehnten Jahrhundert 14). Vgl. allgemein zur Pluralität und Polyzentralität unterschiedlicher Aufklärungen: Fania Oz-Salzberger: New Approaches towards a History of the Enlightenment – Can Disparate Perspectives Make a General Picture? In: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte 29 (2000), S. 171 – 182.

12 Vgl. Holger Böning in Zusammenarbeit mit Iwan-Michelangelo D'Aprile und Hanno Schmidt (Hg.): Volksaufklärung ohne Ende? Vom Fortwirken der Aufklärung im 19. Jahrhundert. Bremen 2018. Zu nennen wären hier die Aufsätze von Ave Mattheus zur Aufklärung in Estland (S. 405 – 450), Włodzimierz Zientara zur volksaufklärerischen Presse Großpolens im 19. Jahrhundert (S. 375 – 384) und Anna Mikołajewska zur Volksaufklärung in Masuren (S. 385 – 404).

Danzig (Gdańsk), Thorn (Toruń) oder Elbing (Elbląg).[13] Durch diese kulturräumliche Differenzierung wird gleichsam eine „Enthierarchisierung des Blicks“ gewonnen,[14] durch die sowohl die zeitlichen Verwerfungen und unterschiedlichen Ausprägungen des (gleichwohl gesamteuropäischen) Aufklärungsprojekts in aller Vielfalt betrachtet werden können, als auch die Wechselwirkungen dieser unterschiedlichen Prozesse zwischen Zentren und Peripherie, zwischen West-, Mittel- und Osteuropa, zwischen dem Aufklärungsdiskurs und den Praktiken sowie Anwendungen bzw. Umsetzungen der Aufklärung.

Im Geiste einer global orientierten Forschung und der ‚entangled history‘ fokussiert die vorliegende Themenausgabe die Aufklärung(en) im östlichen Europa und seinen oftmals plurikulturellen und mehrsprachigen Regionen. Dabei ist dem Umstand Rechnung zu tragen, dass Aufklärungsforschung im westlichen wie im östlichen Europa zum Teil immer noch durch disziplinäre Gewohnheiten und Vorurteile erschwert wird, so nicht zuletzt durch einen von der Nationalgeschichtsschreibung geprägten Blick auf die einzelnen Zentren und Regionen. So dringlich die Untersuchung der Regionen ist, so sehr tut hier eine Abkehr von der engführenden Nationalgeschichtsschreibung not, um beispielsweise die Wege des Transfers von Wissen und Praktiken durch überregionale personale Netzwerke erkennen zu können. Dies erhellt exemplarisch der Beitrag von Liisa-Helena Lumberg in dieser Ausgabe, wenn sie am Beispiel der Kunstgeschichte für die baltische Region betont, was sich auch auf andere Regionen des östlichen Europas übertragen lässt:

> There has long been a narrative of the Baltic provinces being placed at the periphery of Europe, where Western influences arrive somewhat later than elsewhere. However, through studying Baltic German culture and heritage, one can show this long-established account to be too one-sided and simplistic: a good example of this being Baltic Germans’ travels and contacts with European intelligentsia. One can evidence this by shifting the emphasis from strictly national art history to a regional discourse, by taking more historical groups and actors into consideration.[15]

Ähnlich argumentiert an anderer Stelle auch Agnieszka Pufelska bezogen auf die polnisch-preußischen Beziehungen im 18. Jahrhundert, wenn sie sich für eine Abkehr von der nationalen Geschichtsschreibung hin zu einer Kulturtransferforschung stark macht, die „sowohl ein In-Frage-Stellen der identitätsstiftenden Gewissheiten“ als

---

13 Vgl. Andreas Lawaty: Gesellschaft und Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert. In: Hans-Jürgen Bömelburg (Hg.): Polen in der europäischen Geschichte. Bd. 2: Frühe Neuzeit 16.–18. Jahrhundert. Stuttgart 2017, S. 649–675.

14 Agnieszka Pufelska, Iwan-Michelangelo D’Aprile (Hg.): Aufklärung und Kulturtransfer in Mittel- und Osteuropa. Berlin 2009 (Aufklärung und Moderne 19), S. 7. Hierbei gilt es auch, sich die prägenden Projektionen vom Osten Europas bewusst zu machen, die die westliche Aufklärung entworfen hat, wie der britische Osteuropahistoriker Larry Wolff am Beispiel der französischen Aufklärung gezeigt hat. Vgl. Larry Wolff: Inventing Eastern Europe. The Map of Civilization on the Mind of the Enlightenment. Stanford/Cal. 1994.

15 Lumberg, S. 40 in dieser Ausgabe.

auch eine „Suche nach verwischten, vergessenen oder verschwiegenen Spuren der externen Einwirkungen“ verfolgt.[16] Fragen nach Transfer, Übersetzung, Vernetzung, Interferenzen und Ungleichzeitigkeiten sind auch für die hier versammelten Beiträge kennzeichnend – markant kommt das etwa in Marc Banditts Eröffnungsbeitrag zum Ausdruck, der sich mit Danzig als Schnittpunkt aufklärerischer Gelehrsamkeit im frühen 18. Jahrhundert beschäftigt und damit der Zielsetzung folgt, „Kommunikationswege und -zentren in europäischen Teilregionen aufzuzeigen, um somit die verdunkelten Pfade der Aufklärung buchstäblich auszuleuchten.“[17]

Diese Ausgabe geht somit nicht nur von den einzelnen Regionen aus, sondern zeichnet sich auch durch einen regionenübergreifenden sowie hier unerlässlichen interdisziplinären Zugriff aus: Vertreter*innen unterschiedlicher geisteswissenschaftlicher Disziplinen aus Deutschland, Estland, Österreich, Polen, Tschechien und Ungarn thematisieren lokale, regionale und überregionale Aspekte von Bildungsprozessen und Bildungspraktiken der Aufklärung. Das disziplinäre Spektrum reicht von der Geschichtswissenschaft über die Germanistik und Kunstgeschichte bis zur Erziehungs- und Translationswissenschaft. Dieser Erweiterung des Fächerkanons entspricht auch die Themenstellung: Formen und Funktionen der Bildung betreffen selbstverständlich auch die Erziehungswissenschaften. Und eines der wirkungsmächtigsten Medien der Aufklärung im östlichen Europa stellt die Übersetzung dar, weshalb es kein Zufall ist, dass die Praxis und das Verständnis des Übersetzens zu den Fragestellungen des Heftes hinzukommen.

Die elf Beiträge des Schwerpunkts beschäftigen sich mit verschiedenen Regionen des östlichen Europas und verdeutlichen damit dessen Streu- und Bandbreite. In ihrer Reihenfolge im Heft bilden sie eine imaginäre Reiseroute ab, die zunächst ins nordöstliche Europa mit Danzig, Livland und Estland und von dort nach Preußen Königlichen Anteils und bis nach Polen-Litauen reicht, um davon ausgehend in ausgewählte Regionen der Habsburgermonarchie, nach Böhmen, Galizien und Ungarn, zu führen. Diese Reise entfernt sich von den klassischen Zentren der Aufklärung und verschiebt die Perspektive hin zu weniger erforschten Zentren und Regionen des Bildungs- und Wissenstransfers im östlichen Europa.

---

16 Agnieszka Pufelska: Der vergessene Kulturtransfer. Polen und Preußen in der Zeit der Aufklärung. In: Dies./D'Aprile (Hg.), Aufklärung und Kulturtransfer (wie Anm. 14), S. 35 – 51, hier S. 51. Vgl. hierzu etwa auch Katre Kaju (Hg.): Balti kirjasõna ja kultuurielu valgustusajastu peeglis [Baltische Schriften und kulturelles Leben im Spiegel der Aufklärungszeit]. Tartu 2014 (Eesti ajalooarhiivi toimetised 21); zahlreiche Belege dazu auch in Maciej Janowski: Dzieje inteligencji polskiej do roku 1918 [Geschichte der polnischen Intelligenz bis zum Jahr 1918]. Bd. 1: Narodziny inteligencji, 1750 – 1831 [Die Geburt der Intelligenz, 1750 – 1831]. Warszawa 2008; Marek Dębowski, Anna Grześkowiak-Krwawicz, Michał Zwierzykowski (Hg.): Europejski wiek osiemnasty. Uniwersalizm myśli, różnorodność dróg. Studia i materiały [Das europäische 18. Jahrhundert. Universalität der Gedanken, Vielfalt der Wege. Studien und Materialien]. Kraków 2013; Marcin Cieński: Literatura polskiego oświecenia wobec tradycji i Europy [Die polnische Literatur der Aufklärung vor dem Hintergrund der Tradition und Europas]. Kraków 2013.
17 Banditt, S. 11 in dieser Ausgabe.

Einige zentrale Problemkomplexe verbinden die Beiträge und seien daher an dieser Stelle näher ausgeführt:

Im Fokus stehen die spezifischen Bedingungen, unter denen Bildungsprozesse und Bildungspraktiken in unterschiedlichen Regionen des östlichen Europas unter der Ägide und im Namen der Aufklärung stattfanden. In den einzelnen Beiträgen ist ein breites Spektrum von Bildungspraktiken auffällig. Dieses reicht von der Praxis des Publizierens und Herausgebens (siehe etwa die Beiträge von Anna Mikołajewska und Katarzyna Chlewicka) zum Übersetzen (Aufsatz von Julija Boguna), von der Schulbildung unter plurikulturellen und multikonfessionellen Bedingungen (siehe die Beiträge von János Ugrai, Benedikt Stimmer und Armin Langer) zur Reflexion über Formen der Pädagogik in universitären Vorlesungen (Beitrag von Ivo Cerman), von der Bildungsreise deutschbaltischer Künstler (Beitrag von Liisa-Helena Lumberg) bis zu autodidaktischen Bildungswegen, zu denen Frauen gezwungen waren (Beitrag von Agnieszka Pufelska).

Zentral ist zudem die Frage nach den Akteuren aufklärerischer Bildungspraktiken: Es ist kein Zufall, dass die Mehrheit der Beiträge als Porträts lesbar ist, die in den verschiedenen mittel- und osteuropäischen Regionen durch Bildungsinitiativen aufklärerisch gewirkt haben: Zu nennen sind der Zeitschriftsteller und Journalist Garlieb Merkel in Livland (Julija Boguna), der Gelehrte und Pädagoge Karl Heinrich Seibt in Böhmen (Ivo Cerman), der Lehrer und Publizist Georg Peter Schultz im Preußen Königlichen Anteils in Thorn (Anna Mikołajewska), der Zeitschriftenherausgeber Mitzler de Kolof in Warschau (Katarzyna Chlewicka), Regina Salomea Rusiecka (später Pilsztynowa), Marianna Skórzewska und Izabela Czartoryska in verschiedenen Gebieten Polens, die alle drei ihre Bildung durch Autodidaktik erlangten (Agnieszka Pufelska), und schließlich Johann Christoph von Koranda (Benedikt Simmer) und Herz Homberg in Galizien (Armin Langer). Die Aufsätze stellen damit unterschiedliche Protagonistinnen und Protagonisten aus den Bereichen Politik, Wissenschaft, Kirche, Schule, Universität und Kultur in den Mittelpunkt. Zugleich wird der Kreis der Akteure der Aufklärung deutlich erweitert, er umfasst nicht nur „das übergreifende Transfermilieu“[18] der Gelehrtenrepublik, sondern begreift andere Bevölkerungsschichten mit ein, wie etwa das Militär, das in Sabine Jesners und Harald Heppners Beitrag am Beispiel der Habsburgermonarchie in seiner Funktion der Umverteilung und Anwendung neuen Wissens betrachtet wird.

Nicht selten werden diese Akteure in ihrem Scheitern vorgeführt, wobei die Grenzen des aufklärerischen Projekts zum Ausdruck kommen, so besonders deutlich bei Herz Homberg, dessen aufklärerisches Bildungsbemühen seine Adressaten, die orthodoxen Juden der galizischen Schtetl, verfehlte und sich in Zwangsmaßnahmen

---

18 Günther Lottes: Strukturtypen und Strukturregionen des Kulturtransfers. Auf der Suche nach Kulturgesamtheit im Europa der Kulturvielfalt. In: Pufelska/D'Aprile (Hg.), Aufklärung und Kulturtransfer (wie Anm. 14), S. 13–34, hier 19 f. Lottes macht hier übergreifende Transfermilieus der Frühen Neuzeit und der Aufklärung aus, zu denen er zunächst die Gelehrtenrepublik und sodann die alteuropäische Adelsgesellschaft zählt, in gewisser Weise auch die Kirche.

verkehrte. Es gehört zur Ironie der Geschichte, dass Homberg selbst der Bildungsschicht der orthodoxen Ostjuden entstammte und sich im Laufe seines eigenen Bildungsweges, wie Armin Langer verdeutlicht, so weit von diesen entfernt hatte, dass er sie als späterer Lehrer nicht mehr erreichen konnte.

Des Weiteren ist auffällig, dass viele Beiträge die Frage nach den Sprachen der Aufklärung tangieren. Welches waren die Sprachen der Aufklärung im östlichen Europa? Inwiefern kommen gerade in dieser Frage Formen der Asymmetrie zum Vorschein? Was die Rolle der Deutschen im östlichen Europa anbetrifft, muss die kritische Frage gestellt werden, wie sehr die von ihnen und in ihrer Sprache gelenkten Bildungsleistungen als Momente der Herrschaftsausübung zu interpretieren und aufzufassen sind. Häufig gab es einen Unterschied zwischen Trägern und Adressaten der Bildung, der sich auch in den verwendeten Sprachen ausdrückte: Die gewählte Sprache war häufig Herrschafts- und Machtinstrument, so wenn Mizler de Kolofs Zeitschriftenprojekt auch daran scheiterte, dass es auf Deutsch verfasst war (Beitrag von Katarzyna Chlewicka) oder wenn das Polnische und das Jiddische in Galizien zu Gunsten des Deutschen zurückgedrängt wurden und damit generell die Frage nach der Kultur- und Bildungsfähigkeit einer Sprache gestellt wird (siehe die Beiträge von Benedikt Stimmer und Armin Langer).

Einen weiteren zentralen Problemkomplex stellen schließlich die Adressaten dieser aufklärerischen Bildungsanstrengungen dar, wobei hierbei Aufklärung zur Volksaufklärung hin erweitert wird. Die Adressaten erweisen sich dabei gewissermaßen als Prüfstein der Aufklärung, insofern sich an ihnen die Janusköpfigkeit bzw. die innere Widersprüchlichkeit des aufklärerischen Projekts manifestiert: so wenn es gilt, an den galizischen Juden eine *mission civilisatrice* zu erproben (siehe die Beiträge von Benedikt Stimmer und Armin Langer); so wenn es gilt, die Mehrheitsbevölkerung des Baltikums, die Esten und Letten, mittels Übersetzung didaktisch geeigneter Schriften aufzuklären (siehe den Beitrag von Julija Boguna). An diesen Beispielen wird die koloniale Schlagseite der Aufklärung deutlich. Wenn der Blick auf die Adressaten, von den Bildungsträgern auf die zu Bildenden gelenkt wird, wird sinnfällig, dass die Bildungspraktiken der Aufklärung im östlichen Europa nicht selten am Gängelwagen orientiert blieben, den Kant in seiner Denkschrift *Was ist Aufklärung* im Sinne des Mutes zum Selbstdenken verabschieden wollte.

Marc Banditt

Die Dichotomie der Expansion

Der Aufstieg Russlands und Danzigs Rolle als ein Knotenpunkt der Gelehrsamkeit im 18. Jahrhundert

Zusammenfassung: Für eine kurze Zeitspanne im frühen 18. Jahrhundert hatte die Stadt Danzig eine hervorgehobene Stellung als Schnittstelle der Gelehrsamkeit im Ostseeraum inne. Die in der Frühen Neuzeit faktisch autonome Handelsmetropole entwickelte sich nicht nur zu einer der bevölkerungsreichsten Städte Ostmitteleuropas, sondern auch zu einem überregional bedeutsamen Informations- und Kommunikationszentrum. Befördert wurde die Herausbildung lebhafter frühaufklärerischer Strukturen ferner von Danzigs Unversehrtheit während des Dreißigjährigen Krieges, als die Stadt ein bevorzugtes Ziel für Menschen darstellte, die vor den Auseinandersetzungen flohen. Geopolitische Faktoren trugen auch ab dem ausgehenden 17. Jahrhundert zur weiteren Aufwertung Danzigs als gelehrtem Knotenpunkt bei. Eine entscheidende Rolle spielte dabei der Aufstieg des Russischen Reiches unter Peter I., der jedoch ambivalente Folgen nach sich zog: Vorübergehend kreuzten sich zwar viele Wege in Danzig – allen voran während des dortigen Aufenthalts des Zaren im Jahr 1716. Auf lange Sicht führte das veränderte Machtgefüge Nordosteuropas aber zum politischen Bedeutungsverlust der Stadt und schließlich zum Ende ihrer Unabhängigkeit.

Schlagwörter: Danzig; 18. Jahrhundert; Aufklärung; Knotenpunkt; Gelehrsamkeit; Zar Peter I.

Abstract: For a short period in the early 18th century the city of Gdańsk held a notable position as an intersection of scholarship within the Baltic Sea region. Acting as an autonomous state, the commercial metropolis not only became one of the most populous cities in East-Central Europe in the Early Modern times, but also a significant centre for information and communication. Having escaped the ravages of the Thirty Years' War, Gdańsk had experienced a cultural awakening during the Pre-Enlightenment era, when the city became a preferred destination for war refugees. Since the late 17th century the status of Gdańsk as an established intersection of scholarship also contributed to shifts of a geopolitical nature. In this context the rise of the Russian Empire under Peter I played a major role in the city's emergence which, perversely, led to ambivalence. So while many paths temporarily intersected in Gdańsk, mainly because the Tsar's residence was there in 1716; the change of power structures in North East Europe, in the long term, led to the loss of the city's political significance and, finally, to the end of its independence.

Keywords: Gdańsk; 18th century; Enlightenment; intersection; scholarship; Tsar Peter I.

Marc Banditt, Dr., Urania „Wilhelm Foerster“ Potsdam e.V., Gutenbergstraße 71/72, 14467 Potsdam, m.banditt@urania-potsdam.de

https://doi.org/10.1515/9783110671827-003

Einleitung

> Der Zar trat in die Kirche, als die Predigt bereits angegangen war; sogleich stand der Bürgermeister von seinem Stuhle auf, gieng dem Zar entgegen, und führte ihn in die etwas erhabneren Bürgermeisterstühle. Se. Majestät setzten sich daselbst ohne alles Geräusch nieder, nöthigten den Bürgermeister sich neben ihn zu setzen, und hörten mit größter Aufmerksamkeit die Predigt an. [...] Indem er aber einige Kälte an seinem entblößten Haupte verspührte: grif er auf einmal, ohne ein Wort zu sagen, nach der großen Alonge-Perüque des neben ihm sitzenden Bürgermeisters und setzte sich dieselbe auf. Der Bürgermeister saß also mit kahlem Kopfe, und Peter der Große in der großen Staats-Perüque da, bis an das Ende der Predigt; da er die haarene Kopfdecke wieder abnahm, und mit einer kleinen Neigung als einem Danksagungs-Complimente dem Bürgermeister zurück gab.[1]

Wiewohl der Wahrheitsgehalt dieser bizarr anmutenden Episode in der Marienkirche in Danzig (Gdańsk) aus dem Jahr 1716 nicht eindeutig feststellbar ist,[2] versinnbildlicht sie doch auf anschauliche Weise die veränderten Machtverhältnisse Nordosteuropas zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Der Große Nordische Krieg (1700 – 1721) hatte mit dem Aufstieg Russlands, das Schweden als Vormacht ablöste, die politische Landkarte nachhaltig verändert. Nach dem Sieg bei Poltawa (1709) über seinen Kontrahenten Karl XII. kontrollierte Peter I. mehr und mehr das Geschehen im Ostseeraum, natürlich auf Kosten anderer Staaten, allen voran Polen-Litauen. Zu dem über mehrere Generationen (1697 – 1764) in Personalunion mit Sachsen regiertem Herrschaftsverband gehörte auch Danzig, Schauplatz der geschilderten, eigenwilligen Machtdemonstration des Zaren, der die wohlhabende Handelsstadt darüber hinaus mit immensen Geldzahlungen und systematischen Einquartierungen drangsalierte.[3]

Die Zeitenwende, die sich mit dem russischen Machtzuwachs politisch zementierte, erfolgte im 18. Jahrhundert mit dem Ausgreifen der Aufklärung auch auf soziokultureller Ebene und sollte nahezu den gesamten Kontinent nachhaltig durchdringen. Obwohl alle richtungsweisenden Denkansätze, Themen, Programmatiken und Erscheinungsformen bereits vor dem Jahr 1700 entwickelt worden sind, erlauben die sich danach entfaltende Dynamik und die erzielte Breitenwirkung in der Summe gesehen durchaus, das 18. Jahrhundert als Zeitalter der Aufklärung zu bezeichnen.[4] Diese Prozesse vollzogen sich aber raum- und zeitverschoben, weshalb mittlerweile nicht mehr von Aufklärung, sondern von Aufklärungen die Rede ist. Abhängig von

---

1 Jacob von Stählin: Originalanekdoten von Peter dem Großen. Aus dem Munde angesehener Personen zu Moskau und Petersburg vernommen, und der Vergessenheit entrissen. Leipzig 1785, S. 37 f.

2 Angezweifelt wird diese Begebenheit beispielsweise vom Danziger Geschichtsschreiber Daniel Gralath (d. J.): Versuch einer Geschichte Danzigs aus zuverlässigen Quellen und Handschriften. Bd. 3. Berlin 1791, S. 300 f.

3 Vgl. Jerzy Trzoska: Danziger Handel und Schifffahrt angesichts der Veränderungen im europäischen Machtsystem während des Grossen Nordischen Krieges. In: Studia Maritima 24 (2011), S. 63 – 86.

4 Vgl. exemplarisch Barbara Stollberg-Rilinger: Die Aufklärung. Europa im 18. Jahrhundert. 2. Aufl. Stuttgart 2011.

den jeweiligen geografischen, herrschaftlichen, ökonomischen, sprachlichen oder auch religiösen Parametern, die die Lebenswelt einer bestimmten Region konstituierten, konnten sowohl die Methodik und Stoßrichtung als auch die Trägerschicht und organisatorische Ausformung variieren und demnach diverse Spielarten von Aufklärung evozieren. Als verbindendes Element steht diesen Aufklärungen aber ihre reformwillige Wesensart und entgrenzende Energie entgegen, bezogen auf die Inhalte menschlichen Wissens sowie, was als nicht minder signifikant anzusehen ist, auf deren Verbreitungsformen, womit die universelle Sprengkraft der Aufklärung(en) letztlich erklär- und greifbar wird.

Mit dieser dezentralen Herangehensweise stellt sich die Aufgabe, Kommunikationswege und -zentren in europäischen Teilregionen aufzuzeigen, um somit die verdunkelten Pfade der Aufklärung buchstäblich auszuleuchten. Die Suche nach Antworten auf die Frage nach den Richtungen des Wissensverkehrs und Kreuzungen des Wissenstransfers darf sich allerdings nicht allein auf die Rekonstruktion persönlicher, vornehmlich gelehrter Netzwerke reduzieren. Als komplementäre Komponenten zur Genese der viel zitierten ‚Gelehrtenrepublik' sollen ebenso der konkrete Handlungsraum und das Funktionsgefüge der darin agierenden Akteure in Betracht gezogen werden, um in letzter Konsequenz den Gehalt und die Bedeutung von realen Begegnungsorten zu zertifizieren.

Die Auffassung von der ungeteilten Strahlkraft Westeuropas – in erster Linie Frankreichs und Englands – als Vorreiter und Kristallisationspunkt neuer Ideen und Reformpraktiken auf dem Kontinent blieb lange Zeit wirkmächtig. Im Umkehrschluss ließ dies andere Städte und Räume mitsamt ihrer Relevanz für den frühneuzeitlichen Wissenstransfer zwangsläufig in die zweite Reihe treten. Insbesondere das tradierte Bild vom europäischen West-Ost-Gefälle hat in der Forschung tiefe Spuren hinterlassen.[5] Erst seit wenigen Jahrzehnten ist eine Trendwende erkennbar, wonach die ehemals dominanten Vorstellungen modifizierend dargestellt und die Relationen zwischen Aufklärungszentren und Peripherien kleinteiliger betrachtet werden.[6]

Diesen Ansatz aufgreifend steht Danzigs Rolle als Knotenpunkt der Gelehrtenkultur im Fokus der Betrachtung, wobei sich die Frage nach der Scharnierfunktion vornehmlich auf den Nordosten Europas bezieht. Die Relevanz für den hier zur Disposition stehenden Sachverhalt speist sich zum einen daraus, dass aufklärerische Tendenzen bereits vor 1700 in der Stadt sichtbar Verbreitung fanden – was aufzuzeigen sein wird. Hinreichend dafür ist zum anderen Danzigs Bedeutung zu dieser Zeit, gemessen an der relativ zentralen Lage im Ostseeraum, gepaart mit der wirtschaftlichen Potenz der Stadt in der Frühmoderne. Nicht zufällig handelten die Vertreter der großen Konfliktparteien des Zweiten Nordischen Krieges (1655–1661) den Friedensschluss im nahe von Danzig gelegenen Kloster von Oliva aus. Rund ein halbes

5 Vgl. Christoph Augustynowicz, Agnieszka Pufelska (Hg.): Konstruierte (Fremd-?)Bilder. Das östliche Europa im Diskurs des 18. Jahrhunderts. Berlin-Boston 2017.

6 Vgl. Alexander Kraus, Andreas Renner (Hg.): Orte eigener Vernunft. Europäische Aufklärung jenseits der Zentren. Frankfurt/M.-New York 2008.

Jahrhundert darauf, in Zeiten der nächsten großen Auseinandersetzung zwischen den Anrainermächten des *Mare Balticum*, geriet die Hansestadt erneut zu einem Begegnungsort ersten Ranges, als sich der russische Zar höchstpersönlich dorthin begab.

Überspitzt formuliert trafen in Danzig zu Beginn des 18. Jahrhunderts zwei wesentliche Handlungsfolien des Säkulums – Expansion und Aufklärung – aufeinander, weshalb eine beide Stränge kontextualisierende Analyse näheren Aufschluss über den Status der Stadt als Schnittstelle liefern soll. Inwieweit sind Wechselwirkungen oder Befruchtungen zwischen beiden Handlungsfeldern existent? Und wie lässt sich Danzigs Stellenwert zu dieser Zeit im nordosteuropäischen Raum klassifizieren: als gelehrter Anziehungspunkt, als Drehscheibe oder eher als ein Ort des Transits? Zur Beantwortung dieser strukturorientierten Fragestellung wird zunächst ein Überblick über die geistig-kulturelle Beschaffenheit Danzigs im 17. Jahrhundert vorangestellt, um im Anschluss daran die ersten Dezennien des 18. Jahrhunderts eingehender und mit Fallbeispielen unterfüttert zu untersuchen. Von Interesse sind dabei nicht zuletzt ereignisgeschichtliche Wendepunkte, anhand derer sich abschließend eine zeitliche Entwicklungslinie des Problemaufrisses ergibt.

Der Standort Danzig

Seit der Mitte des 15. Jahrhunderts verkörperte das zum Königlichen Preußen gehörende Danzig einen Teil Polen-Litauens. Rechtlich gesehen unterstand die Stadt somit dem Oberhaupt dieses Herrschaftsverbandes, faktisch existierte sie jedoch als autonomer Stadtstaat, der mehrere Jahrhunderte lang (d. h. bis zu den Teilungen Polen-Litauens) eine eigenständige Innen- und Außenpolitik betrieb sowie weit reichende Wirtschaftsbeziehungen etablierte und unterhielt. Der aus dem prosperierenden Handel gewonnene Reichtum spiegelte sich sichtbar in einer Vielzahl repräsentativer Bauwerke und in der Herausbildung eines selbstbewussten, die Belange der Stadt kontrollierenden Bürgertums bzw. Patriziats. Es überrascht nicht, dass das 16. und 17. Jahrhundert rückblickend als ‚Goldenes Zeitalter' eingestuft werden.[7]

Metropolitane Zuschreibungen für das frühneuzeitliche Danzig konstituieren sich bisher mehrheitlich aus geografischen, ökonomischen und demografischen Parametern. Die an der Danziger Bucht errichtete Hafenstadt zeichnet sich einerseits durch ihre zentrale Position innerhalb des Ostseeraumes aus, womit eine günstige Erreichbarkeit zur See gegeben ist. Nicht zu vergessen ist andererseits die Nähe zum Mündungsort der Weichsel, dem längsten Fluss Polens, der in seinem Verlauf u. a. Marienburg (Malbork), Graudenz (Grudziądz), Bromberg (Bydgoszcz), Thorn (Toruń), Warschau (Warszawa) und Krakau (Kraków) passiert. Auf diese Weise profitierte Danzigs Zugänglichkeit auf doppelte Weise – vom Meer und vom Hinterland zugleich – von der geografischen Lage.

7 Vgl. als Gesamtüberblick Peter Oliver Loew: Danzig. Biographie einer Stadt. München 2011.

Aus handelspolitischer Perspektive schlug erstens ab dem 16. Jahrhundert der wachsende Bedarf an Lebensmitteln und Rohstoffen in Westeuropa sichtbar zu Buche; zeitweise wurde die Hälfte der niederländischen Geschäfte im Ostseeraum über den Danziger Hafen abgewickelt. Zweitens erfolgte dort die Ausfuhr von bis zu 80 Prozent der Handelsgüter aus dem polnisch-litauischen Herrschaftsverband. Und drittens wuchs parallel dazu die Bedeutung der Stadt als ein überregionaler Standort für die Herstellung eigener Waren – von Handwerksobjekten bis hin zu Luxusartikeln. Auf diese Weise entwickelte sich Danzig zu einem mächtigen Kredit- und Finanzzentrum im Ostseeraum. Bevor sich die Hauptlinie des europäischen Außenhandels auf den Atlantik verlagerte, hatte die anhaltende Handelskonjunktur zwischen Nord- und Ostsee in Danzig zwangsläufig die steigende Nachfrage nach Arbeitskräften befördert, vom einfachen Hilfsarbeiter am Hafen bis zum exzellent ausgebildeten Fachmann für die Ausgestaltung der entstehenden Renaissancebauten.[8]

Zusätzlich bedingten die schwelenden religiösen Konflikte in anderen Regionen Europas die Immigration in die Stadt an der Mottlau und Weichsel, in der im Kontrast dazu ein Klima relativer Glaubenstoleranz und Weltoffenheit vorherrschte. Und während schließlich ganze Landstriche in Mitteleuropa unter dem Deckmantel konfessioneller Streitigkeiten verwüstet, geplündert und entvölkert wurden, blieb Danzig von den Auswüchsen des Dreißigjährigen Krieges nahezu verschont. Dies machte sich im Wachstum der Stadt bemerkbar, zu deren prominentesten Neubürgern in jener Phase der Dichter Martin Opitz gehörte. In Zahlen gesprochen stieg die Bevölkerung von 30.000 bis 40.000 Menschen in der Mitte des 16. Jahrhunderts im Laufe eines Jahrhunderts auf fast das Doppelte an. Weder im deutschsprachigen Raum noch in Polen-Litauen gab es um 1650 eine Ortschaft mit mehr Einwohnern.[9]

Es ist nicht unüblich, einen kausalen Zusammenhang zwischen Urbanität und Aufklärung herzuleiten. Denn die Voraussetzungen für die Herausbildung aufklärerischer Strukturen im Europa der Frühmoderne gestalteten sich dort am günstigen, wo sich Menschen und ihre untereinander bestehenden Interaktionen und Beziehungsfunktionen verdichteten, wobei dieses Gefüge der jeweils divergierenden Hierarchie des sozialen Miteinanders unterlag. Gleichzeitig war jede Stadt als *per se* räumliche Einheit in ein überlokales Verbindungsnetz mit anderen Gebieten eingebunden.[10] Wie lässt sich dieses *setting* nun für Danzig dechiffrieren?

Die multilateralen Handelswege, die sich für die Stadt seit dem ausgehenden Mittelalter herauskristallisierten – sowohl über das Meer als auch über das Hinter-

8 Vgl. Maria Bogucka: Danzig als Metropole in der Frühen Neuzeit. In: Sabine Beckmann, Klaus Garber (Hg.): Kulturgeschichte Preußens königlich polnischen Anteils in der Frühen Neuzeit. Tübingen 2005 (Frühe Neuzeit 103), S. 89 – 98; Michael North: Geschichte der Ostsee. Handel und Kulturen. München 2011, S. 114 – 134.

9 Vgl. die Auflistung bei Heinz Schilling: Die Stadt in der Frühen Neuzeit. 2. Aufl. München 2004 (Enzyklopädie deutscher Geschichte 24), S. 11 f. Vgl. Bogucka, Danzig (wie Anm. 8), S. 93 f.

10 Vgl. Steffen Martus: Aufklärung. Das deutsche 18. Jahrhundert – Ein Epochenbild. Berlin 2015, S. 179 – 187.

land –, gingen einher mit der Etablierung von Informations- und Kommunikationskanälen. Im 14. Jahrhundert wurde zwischen Danzig und den beiden anderen großen urbanen Zentren im Königlichen Preußen, Thorn und Elbing (Elbląg), ein Verkehrsweg ausgebaut, auf dem zunächst Boten zu Fuß Postsendungen und Mitteilungen überlieferten. Um 1600 pendelte eine Pferdepost regelmäßig und binnen weniger Tage zwischen Danzig und Thorn, dazu gab es eine existierende Postlinie bis nach Breslau (Wrocław). Zudem wurde im Laufe des 17. Jahrhunderts die Verbindung nach Warschau nachhaltig verbessert. Für Polen-Litauen fungierte die Stadt zu dieser Zeit bereits als Post- und Informationszentrale, insbesondere über die Grenzen des Herrschaftsverbandes hinaus.[11] Daneben führte Danzigs faktisches Dasein als eigenständiger Stadtstaat dazu, dass diplomatische Vertreter einer ganzen Reihe europäischer Mächte dort dauerhaft residierten.[12]

Zu der Rolle eines Knotenpunktes der Informationsübermittlung kam noch die einer publizistischen Schaltstelle hinzu. Die geschilderten Postverbindungslinien bildeten eine wichtige Komponente dafür, die andere schuf das ebenso früh wie hochentwickelte Druckereiwesen innerhalb der Stadtmauern: Schon ab dem ausgehenden 15. Jahrhundert nahmen die ersten Druckereien ihren Betrieb auf. Zu den oftmals noch unregelmäßig erscheinenden Erzeugnissen kamen ab 1619 regelmäßig publizierte hinzu, als die erste periodische Zeitung (*Wöchentliche Zeitung aus mancherlei Orten*) – eine der europaweit frühesten – dort hergestellt wurde. Gerade für ein serielles Medium dieser Art war ein intaktes Post- und Informationssystem unerlässlich. Obwohl die Frequenz der in Danzig gedruckten Zeitungen am Ende des 17. Jahrhunderts etwas nachließ, gehörte die Stadt weiterhin zu den großen Nachrichtenzentren auf dem Kontinent.[13]

Einen weiteren Faktor für den geistig-kulturellen Stellenwert der Stadt an der Mottlau und Weichsel bildete das Akademische Gymnasium, das im Jahr 1558 auf Initiative des Ratskollegiums eröffnet wurde. Diese Form der höheren Schule auf voruniversitärem Niveau war in erster Linie in protestantisch geprägten Gebieten verbreitet. Abgesehen von Danzig war eine solche Einrichtung auch in den nächstgrößeren Ballungszentren Thorn (1568) und Elbing (1535) existent. Für den aus den Stadtrepubliken stammenden einheimischen Nachwuchs gutsituierter Schichten stellte der Besuch des Akademischen Gymnasiums zumeist nur eine Zwischenstation in ihrer Laufbahn dar, die sich mit dem Gang an eine reguläre Hochschule fortsetzte, vorrangig in Mitteldeutschland, aber auch in Königsberg (Kaliningrad) oder im nie-

11 Vgl. Kazimierz Maliszewski: Bürgerliche Formen und Methoden gesellschaftlicher Kommunikation in den Metropolen des Königlichen Preußens im 17. und 18. Jahrhundert. In: Beckmann/Garber (Hg.), Kulturgeschichte (wie Anm. 8), S. 575–596, hier S. 576 f.

12 Von Brandenburg-Preußen, Dänemark, England, Frankreich, Schweden, Niederlande, Sachsen bzw. Polen-Litauen und ab dem 18. Jahrhundert auch von Russland und Spanien. Vgl. Kurt Schottmüller: Verzeichnis der bei der Stadt Danzig einst beglaubigten ständigen Geschäftsträger auswärtiger Mächte. In: Mitteilungen des Westpreußischen Geschichtsvereins 14/4 (1915), S. 69–73.

13 Vgl. Maliszewski, Bürgerliche Formen (wie Anm. 11), S. 582–586.

derländischen Leiden. Gleichzeitig entfachten die Ausbildungsstätten im Königlichen Preußen selbst eine anziehende Wirkung: Zum einen galt dies für mitunter von weither kommende junge Zöglinge, zum anderen ebenso als lukrativer Anlaufpunkt für auswärtige Akademiker und Lehrkräfte. So kamen beispielsweise die bedeutenden Lyriker Andreas Gryphius (1634) und Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau (1636) aus Schlesien als Schüler nach Danzig; für eine Anstellung am Akademischen Gymnasium ließen sich unter anderem der Astronom und Mathematiker Peter Crüger aus Königsberg und der lutherische Theologe Samuel Schelwig, dessen Eltern während des Dreißigjährigen Krieges nach Schlesien geflohen waren, dauerhaft in der Stadt nieder.[14]

Zudem war Schelwig an der Danziger Stadtbibliothek (*Bibliotheca Senatus Gedanensis*) tätig, deren Gründung offiziell auf das Jahr 1596 zurückgeht. Die systematische Sammlung, Aufbewahrung und Zugänglichkeit menschlichen Wissens beschreibt zweifellos ein konstitutives Element der Aufklärung, speziell angesichts der enormen Dynamik, welcher der Buch- und Zeitschriftenmarkt in der Frühen Neuzeit unterlag. Als kennzeichnender Indikator für den steigenden Absatz erweist sich in diesem Kontext die Kumulation von Privatbibliotheken, von denen es nicht wenige im Danzig des 17. Jahrhunderts gab.[15] Erwerbungen dieser Art etikettieren gleichzeitig den sozioökonomischen Status von Individuen bzw. Familien, da finanzielle Ressourcen schlichtweg eine notwendige Bedingung für ein Gelehrtendasein in der Frühmoderne bildeten. Dies betraf nicht allein die Anschaffung von Printerzeugnissen als vielmehr auch deren Herausgabe sowie die Anlegung von (Naturalien-)Sammlungen über den Kauf physikalischer Instrumente bis hin zur Installation eigener Laboratorien – ganz zu schweigen von der Durchführung etwaiger Studien- und Bildungsreisen. Nicht von ungefähr entstammte einer der bedeutendsten Danziger Naturforscher des 17. Jahrhunderts – Jakob Breyne – einem wohlhabenden Kaufmannsgeschlecht, was ihm ermöglichte, ein Pflanzenkabinett anzulegen und in Eigenregie Schriften zu publizieren.[16] Ähnliches gilt für den noch bekannteren Johannes Hevelius, der sich

---

14 Vgl. als Nachschlagewerk Zbigniew Nowak, Przemysław Szafran: Księga wpisów uczniów Gimnazjum Gdańskiego 1580 – 1814 [Immatrikulationsbuch der Schüler des Danziger Gymnasiums 1580 – 1814]. Warszawa u. a. 1974 (Seria źródeł historycznych Biblioteki Gdańskiej PAN 6). Nebenbei bemerkt weist der Familienhintergrund der Forschungsreisenden Johann Reinhold Forster und Georg Forster insofern Ähnlichkeiten auf, als deren Vorfahren während des Englischen Bürgerkrieges (1642 – 1649) aus Schottland in die Nähe Danzigs übersiedelten.

15 Vgl. Olga Fejtová: Privatbibliotheken der Danziger Bürger im 17. Jahrhundert. In: Studia Germanica Gedanensia 10 (2002), S. 5 – 28. Siehe generell dazu Werner Arnold, Peter Vodosek (Hg.): Bibliotheken und Aufklärung. Wiesbaden 1988 (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens 14).

16 Vgl. Alicja Kurkowa: Jakub i Jan Filip Breynowie. Studium z dziejów kultury książki XVII i XVIII wieku [Jakob und Johann Philipp Breyne. Eine Studie zur Geschichte der Buchkultur des 17. und 18. Jahrhunderts]. Wrocław u. a. 1989 oder die Kurzbiografie von Johann Gottlieb Bujack: Über preußische Naturforscher des 16ten, 17ten und 18ten Jahrhunderts. Biographisch-literarische Skizzen (Die Danziger Jacob Breyn, Johann Philipp Breyn und Jacob Theodor Klein). In: Vaterländisches Archiv für

aufgrund mehrerer Umstände in die Lage versetzt sah, ein großes Observatorium über mehrere Dächer hinweg zu errichten und mit zahlreichen Instrumenten auszustatten: Erstens entstammte Hevelius einer reichen Brauerfamilie, zweitens besaß seine erste Frau (Katharine Rebeschke) zwei benachbarte Häuser, drittens erhielt er als Ratsherr der Danziger Altstadt ein stattliches Einkommen und viertens wurde ihm die Unterstützung gleich mehrerer Monarchen zuteil.[17] Die in frühneuzeitlichen Stadtstaaten respektive Republiken gängige Verschmelzung des Gelehrten und des lokalen Amtsträgers in einer Person brachte abgesehen von der gesicherten finanziellen Grundlage den Vorteil des leichteren Zugangs zu breiteren Kreisen; besonders dann, wenn die entsprechenden Individuen im Rahmen von diplomatischen Missionen in einem erweiterten Aktionsfeld agieren konnten.[18]

Unabhängig davon ist die Auflistung europaweit namhafter Persönlichkeiten, die entweder aus Danzig stammten oder sich dort dauerhaft niederließen, problemlos fortführbar: der Architekt und Bildhauer Andreas Schlüter, der Physiker Daniel Gabriel Fahrenheit, der Anatom Johann Adam Kulmus oder der Naturforscher Jacob Theodor Klein. Dabei handelt es sich weniger um punktuelle Ausnahmeerscheinungen als vielmehr um Spitzenköpfe einer breitenwirksamen Durchdringung einer frühaufklärerischen Wissenskultur. Dies lässt sich nicht zuletzt anhand der Bildung von Gelehrtenvereinigungen ab dem frühen 17. Jahrhundert nachvollziehen. Nachweislich gründete sich 1612 das *Collegium Medicum* in Danzig, ein dauerhafter Zusammenschluss mehrerer Ärzte. Nennenswert ist ebenso eine um 1650 ins Leben gerufene *Lustbringende Gesellschaft*, in der mehr als ein Jahrzehnt lang ein exklusiver Personenkreis regelmäßig zusammenkam. Die vom Arzt Israel Conrad im Jahr 1670 angeregte Formierung einer wissenschaftlichen Assoziation nach dem Vorbild zuvor entstandener Akademien in Florenz, London und Paris konnte indes nicht in die Tat umgesetzt werden.[19]

Gleichwohl entwickelte sich in Danzig seit dem ausgehenden 16. Jahrhundert in der Summe ein fruchtbarer Nährboden für das Gedeihen einer lebhaften Gelehrten-

---

Wissenschaft, Kunst, Industrie und Agrikultur oder Preußische Provinzial-Blätter 23/März-Heft (1840), S. 193 – 198.

17 In erster Linie waren dies Ludwig XIV. und Johann III. Sobieski. Bekanntlich zerstörte ein Brand im Jahr 1679 einen Großteil der Instrumente und die Sternwarte, in der Hevelius von seiner zweiten Frau Elisabetha Koopmann tatkräftig assistiert worden war. Vgl. Gotthilf Löschin: Geschichte Danzigs von der ältesten bis zur neuesten Zeit. Mit beständiger Rücksicht auf Cultur der Sitten, Wissenschaften, Künste, Gewerbe und Handelszweige. Bd. 2. Danzig 1823, S. 79 – 87.

18 Zur Figur und Rolle des gelehrten Diplomaten vgl. Sven Externbrink: Internationale Beziehungen und Kulturtransfer in der Frühen Neuzeit. In: Thomas Fuchs, Sven Trakulhun (Hg.): Das eine Europa und die Vielfalt der Kulturen. Kulturtransfer in Europa 1500 – 1850. Berlin 2003 (Aufklärung und Europa 12), S. 227 – 248.

19 Vgl. Waldemar Rolbiecki: Towarzystwa naukowe w Polsce [Wissenschaftliche Gesellschaften in Polen]. Warszawa 1972 (Omega 225), S. 78 f.; Ansgar Haller: Die Ausformung von Öffentlichkeit in Danzig im 18. Jahrhundert bis zur zweiten Teilung Polens im Jahre 1793. Hamburg 2005 (Studien zur Geschichtsforschung der Neuzeit 42), S. 194 f., 452.

kultur, in der Produktion, Distribution und Rezeption von Wissen zirkulierten. Weitgehend verschont von größeren kriegerischen Handlungen wuchs die Stadt zu einer der bevölkerungsreichsten in Ostmitteleuropa heran, die sich auch aufgrund ihrer geografischen Lage als ein wichtiger Knotenpunkt der dort aufeinandertreffenden Handels- und Kommunikationswege etablierte. Standortbegünstigend im Sinne eines überregionalen Informationszentrums wirkte ferner die frequentierte Herstellung von Druck- und Presseerzeugnissen. Als ein wichtiger Baustein für den Transfer von Personen erwies sich die Gründung des Akademischen Gymnasiums. Denn die Existenz der höheren Schule erhöhte auf der einen Seite die Anziehungskraft der Stadt innerhalb des Gebietes der *Rzeczpospolita*, auf der anderen Seite setzten die einheimischen Bürger- und Patriziersöhne ihre akademische Laufbahn nach dem Schulbesuch an – vermehrt protestantisch geprägten – Universitäten und auf Reisen durch Westeuropa fort. Dabei geknüpfte persönliche Bekanntschaften in gelehrten Kreisen konnten Briefwechsel und mitunter Ehrenbekundungen nach sich ziehen, wodurch das Renommee des Individuums anteilig auf die Stadt abstrahlte. Stellvertretend dafür steht die Person Johann Philipp Breyne. Der Sohn des bereits angesprochenen Jakob Breyne besuchte das Akademische Gymnasium seiner Heimatstadt, ging anschließend zum Studium nach Leiden, bereiste unter anderem England, Italien, Österreich und Deutschland und kehrte dann nach Danzig zurück, wo er das wissenschaftliche Werk seines Vaters fortsetzte. Bereits 1703 ernannte ihn die *Royal Society* zum Mitglied; die gleiche Ehre wurde ihm im Jahr 1715 von der *Leopoldina* zuteil. Mit dem Aufbau einer Naturaliensammlung, der Pflege eines botanischen Gartens sowie dem Tausch- und Schriftverkehr mit vielen Gleichgesinnten leistete Breyne einen veritablen Beitrag für die Bedeutung Danzigs auf gelehrtem Terrain an der Wende zum 18. Jahrhundert.[20]

Der Zar in Danzig

Etwa zur gleichen Zeit begann für Polen-Litauen ein neuer politischer Zeitabschnitt, dessen Ereignisse sich folgenreich auf das Schicksal der Stadt an der Mottlau und Weichsel auswirkten. 1697 wurde Friedrich August I. von Sachsen vom *Sejm* als König August II. des riesigen Staatsgebildes gewählt, womit die Herrschaftszeit der Wettiner anbrach, die mit einigen Intermezzi bis zum Jahr 1763 andauerte. *In praxi* waren das Kurfürstentum Sachsen und der polnisch-litauische Herrschaftsverband über ein halbes Jahrhundert personell miteinander verzahnt. Für die Verbindungslinien im politisch-administrativen Bereich zwischen der Krone und Danzig, die trotz der fak-

20 Vgl. Doris Posselt: Deutsch-russische Wissenschaftsbeziehungen im 18. Jahrhundert. Beispiele aus der Geschichte der Naturwissenschaften. In: Erich Donnert (Hg.): Europa in der Frühen Neuzeit. Festschrift für Günter Mühlpfordt. Bd. 3: Aufbruch zur Moderne. Weimar-Köln-Wien 1997, S. 275–288, hier S. 285; Stefan Siemer: Geselligkeit und Methode. Naturgeschichtliches Sammeln im 18. Jahrhundert. Mainz 2004 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz 192).

tisch autonomen Stellung des Gemeinwesens in stabiler Form existierten,[21] hatte sich damit das Koordinatensystem sichtbar vergrößert. Gleiches galt allerdings ebenso für das Risiko, in auswärtige Ränkespiele und Konflikte verwickelt zu werden. Bis dahin sollte es nicht lange dauern: Der (letztlich erfolglose) Einmarsch sächsischer Truppen in das von Schweden kontrollierte Livland im Frühjahr 1700 provozierte eine Gegenreaktion Karls XII., womit der Große Nordische Krieg entfesselt wurde. Ohne die einzelnen Etappen oder Bündniskonstellationen der Auseinandersetzungen nachzuzeichnen, bleibt festzuhalten, dass der zwischenzeitlich entthronte August nur mithilfe des russischen Zaren wieder in Amt und Würden – und folglich in dessen Abhängigkeit – gelangte. Peters Machtzuwachs trat deutlich zutage, nicht zuletzt, weil es seine Armeen waren, die den schwedischen Kontrahenten in Schach hielten. Seine zweite große Reise nach Westen (1716/17) war also machtpolitisch dazu prädestiniert, unter anderen Vorzeichen abzulaufen als seine erste Stippvisite rund zwanzig Jahre zuvor.

Am 18. Februar 1716 traf er mit seiner Frau und seinem Gefolge in Danzig ein. Zusätzlich zu der eingangs zitierten Episode um den vermeintlichen Vorfall in der Marienkirche ist der rund dreimonatige Aufenthalt des Zaren reich an unterhaltsamen Anekdoten: Erwähnenswert ist zum Beispiel die Übernachtung im Haus von Arthur Schopenhauers Urgroßvater in Stutthof (Sztutowo)[22] oder die Anekdote, dass Peter amüsiert dem Danziger Volk zusah, wie es sich um Geld und Backwerk raufte, das er auf den Straßen auswerfen ließ. Im Hintergrund der öffentlichen Belustigungen soll das Gefolge des Zaren jedoch heimlich Waffen stadteinwärts geschmuggelt und die Festungswerke ausspioniert haben. Dies führte angeblich zu Schlägereien zwischen den Danzigern und Peters Hofbediensteten. Die Tumulte gipfelten in einem von höchster Stelle verordneten Zweikampf von Vertretern beider Seiten, an dessen Ende ein russischer Grenadier mit dem Verlust seines linken Ohres und einem gespaltenen Schulterblatt unterlegen war, woraufhin der Zar ankündigte, diesen nach seiner Heilung hängen zu lassen.[23]

---

21 Seit 1612 war die Stadt im Besitz eines Grundstücks in Warschau, das ihrem Vertreter als ständige Unterkunft diente. Vgl. Walther Recke: Der Danziger Hof in Warschau und seine Bewohner. In: Mitteilungen des Westpreußischen Geschichtsvereins 24/2 (1925), S. 17–40.

22 Davon berichtet die Philosophenmutter Johanna Schopenhauer: „Der Kaiser und seine Gemahlin durchzogen das Haus, um ein Schlafzimmer sich zu wählen, und ihre Wahl fiel auf ein [...] Zimmer, in welchem aber weder Ofen noch Kamin sich befand; nun aber galt es, bei strenger Kälte zur Winterszeit dieses Zimmer zu erwärmen. [...] Mehrere Fässer voll Brantwein wurden herbeigeschaft, in das übrigens dicht verschlossene Zimmer ausgegossen und angezündet. Jauchzend vor Freude blickte der Zar in das zu seinen Füßen wogende Feuermeer [...]. Sobald es ausgebrannt war, begab er in dem glühend heißen, mit Qualm und Dunst erfüllten kleinen Raum mit seiner Gemahlin sich zur Ruhe. Beide standen am folgenden Morgen ohne Migräne wieder auf". Johanna Schopenhauer: Im Wechsel der Zeiten, im Gedränge der Welt. Jugenderinnerungen, Tagebücher, Briefe. Düsseldorf-Zürich 2000, S. 237.

23 Vgl. Walter Millack: Peter der Große in Danzig. In: Fritz Braun, Carl Lange (Hg.): Die freie Stadt Danzig. Natur, Kultur und Geschichte des Freistaates. Leipzig 1929 (Brandstetters Heimatbücher deutscher Landschaften 29), S. 144–150.

Im Vordergrund dieser Betrachtung sollen jedoch die Aspekte des Aufenthaltes des Monarchen stehen, die sich unter ‚Gegenseitige Berührungspunkte im wissenschaftlich-gelehrten Bereich' subsumieren lassen. Überliefert ist in diesem Kontext Peters Besuch beim Ratsherrn Ernst Lange. Lange hatte 1696 eine Tochter des zu diesem Zeitpunkt nicht mehr lebenden Johannes Hevelius geheiratet, über den der Besucher Erkundigungen einholte.[24] Daneben machte er auch dem Bischof von Ermland, Theodor Andreas Potocki, seine Aufwartung und besah dessen reichhaltige Bibliothek.[25] Und ferner war der Zar bei den Nachfahren des Arztes Johann Christoph Gottwald zu Gast. Gottwald war seinerzeit weit gereist und hatte die Naturaliensammlung seines Vaters, des Stadtphysikus Christoph Gottwald, gepflegt und noch erweitert. Bereits im Zuge seiner ersten Reise nach Westeuropa hatte Peter begonnen, Exponate für den Aufbau einer kaiserlichen Kunst- und Naturalienkammer zu erwerben. Dies setzte er auf seiner zweiten Reise in noch größerem Stil fort und kaufte unter anderem den kompletten Bestand des Danzigers, bestehend aus „Mineralien, Muscheln, edeln Steinen, und sehr viele durch eingeschlossene Insekten u. merkwürdigen Stücken Bernstein".[26] Erwähnenswert ist noch der Ankauf einer Reihe von Büchern unterschiedlichen Inhalts (u. a. Geografie, Naturwissenschaften, Philosophie).[27]

Rund einen Monat nach der Ankunft des Zaren, genauer gesagt am 17. März 1716, erhob sich am Himmel über der Stadt ein Polarlicht. Diese spektakuläre Leuchterscheinung beobachtete und studierte eingehend Christfried Kirch. Kirch entstammte einer bekannten Astronomenfamilie und war 1715 zum Zweck der Ausbildung von Berlin nach Danzig zurückgekommen, wo er an dem von Hevelius noch zu Lebzeiten in Auftrag gegebenen Observatoriumsneubau beschäftigt war. In der von ihm gedruckten Abhandlung zum Polarlicht heißt es:

> Diesem ungemeinen Luft-Feuer, welches auf eine halbe Stunde anhielt, haben nicht nur viele Menschen zugesehen; sondern selbst Seine Czaarische Majestät, als Beherrscher des grossen Reichs Moscau, haben in hoher Person, mit ihrer Hoff-Statt diesem Himmlischen Feuer-Wercke des grossen Majestätischen Gottes, des Beherrschers der ganzen Welt, mit grosser Bewunderung und Devotion zugeschauet.[28]

24 Vgl. Löschin, Geschichte (wie Anm. 17), S. 87.

25 Vgl. Walther Hinz: Peters des Grossen Anteil an der wissenschaftlichen und künstlerischen Kultur seiner Zeit. In: Jahrbücher für Kultur und Geschichte der Slaven 8/4 (1932), S. 349 – 449, hier S. 359.

26 Johann Vollrath Bacmeister: Versuch über die Bibliothek und das Naturalien- und Kunst-Kabinet der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg. St. Petersburg 1777, S. 86. Vgl. auch Preußische Lieferung alter und neuer Urkunden, Erörterungen und Abhandlungen, zur Erläuterung der Preußischen Geschichte und Rechte für allerley Leser 1/1 (1753), S. 129 – 132.

27 Vgl. Hinz, Peters des Grossen Anteil (wie Anm. 25), S. 359, 437 f.

28 Christfried Kirch: Auffrichtiger Bericht, Von dem in itztlaufenden 1716den Jahre den 17. Martii Abends entstandenen ungewöhnlichen Nord-Schein, Wie solcher allhier in Danzig, Die ganze Nacht durch mit Fleiß observiret, Und nachgehend in unterschiedenen beygefügten Figuren abgezeichnet worden. [Danzig] 1716, [unpaginiert].

Offensichtlich war seine Majestät nicht nur von dem Naturschauspiel angetan, sondern auch von Kirch, den er eilends mit einer Offerte in seine Dienste locken wollte. Von Erfolg gekrönt war dieser Schritt allerdings nicht, denn Kirch ging kurze Zeit später wieder zurück nach Berlin, um eine Anstellung an der Königlichen Sternwarte anzunehmen.[29] Indessen gelang es Peter, den Danziger Gartenarchitekten Johann Schultz für seine Dienste zu gewinnen.[30] Als weitaus folgenreicher erwies sich aber die Anwerbung eines gewissen Daniel Gottlieb Messerschmidt, eines promovierten Mediziners, der nach seinem Studium in Jena und Halle in seine Heimatstadt zurückgekehrt war und eine Praxis eröffnet hatte. Im Jahr 1719 ging Messerschmidt nach Russland, wo er mit einer epochalen Mission betraut wurde: die Erschließung Sibiriens. Während seiner siebenjährigen Expeditionsreise (1720 – 1727) in die unbekannten Landschaften betrieb der Danziger Grundlagenforschung, fertigte etliche Beschreibungen und legte umfassende Sammlungen an, auf die eine Vielzahl von Naturforschern für ihre Arbeiten zurückgreifen konnten. Einen gewichtigen Anteil an dem Zustandekommen dieser Personalie hatte der bereits angesprochene Johann Philipp Breyne. Dieser empfahl seinen Bekannten Messerschmidt dem Zaren, der Breynes Naturalienkabinett zusammen mit seinem Leibarzt Robert Erskine 1716 persönlich in Augenschein nahm. Dazu kam, dass Erskine, der mit dem Aufbau einer kaiserlichen Bibliothek und Wunderkammer betraut worden war, Messerschmidt wahrscheinlich schon in Halle kennengelernt hatte, wo auch der gebürtige Schotte zeitweise studiert hatte.[31]

Den offiziellen Höhepunkt des Zarenbesuchs in der ehemaligen Hansestadt bildete schließlich die Vermählung des mecklenburgischen Herzogs Karl Leopold mit Peters Nichte Katharina Iwanowna. Die auf Geheiß des Zaren stattfindende Eheschließung am 19. April 1716 hatte natürlich eine politische, konkret antischwedische, Stoßrichtung, weshalb sich mit mehreren königlichen Bevollmächtigten (von Preußen, England und Dänemark) sowie mit den Bischöfen von Ermland und Kujawien hochrangige Besucher unter die Hochzeitsgesellschaft mischten.[32]

Als Hauptgast der Zeremonie trat jedoch August II. auf, der seinerseits seit dem 23. März in der Stadt weilte. Abgesehen von einem Gastmahl samt öffentlichem Spektakel auf dem Langen Markt, das er für seinen Verbündeten veranstaltete, sind auf den ersten Blick kaum Informationen über weitere Aktivitäten während seines

29 Vgl. Roland Wielen: Christfried Kirch. In: Thomas Hockey (Hg.): Biographical Encyclopedia of Astronomers. Bd. 2: E–K. 2. Aufl. New York u. a. 2014, S. 1211 f., hier S. 1211.

30 Vgl. Hinz, Peters des Grossen Anteil (wie Anm. 25), S. 415.

31 Vgl. Jerzy Róziewicz: Polsko-rosyjskie powiązania naukowe 1725 – 1911 [Polnisch-russische Wissenschaftsbeziehungen 1725 – 1911]. Wrocław u. a. 1984, S. 31 – 33; Conrad Grau: Petrinische kulturpolitische Bestrebungen und ihr Einfluss auf die Gestaltung der deutsch-russischen wissenschaftlichen Beziehungen im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts. Berlin (Ost) 1966, S. 253 f.; Siemer, Geselligkeit (wie Anm. 20), S. 89.

32 Vgl. Wilhelm Paul Graff: Die zweite Ehe des Herzogs Karl Leopold: ein Kulturbild aus Meklenburg im ersten Viertel des 18. Jahrhunderts. In: Jahrbücher des Vereins für Mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde (1895), S. 199 – 308.

Aufenthalts abseits der politisch-diplomatischen Bühne bekannt.[33] Näheres dazu verrät allerdings der folgende Auszug:

> Der erste Entschluß, zu Anlegung der hiesigen [Dresdner] Naturalienkammer, wurde eigentlich in Danzig gefasset, allwo Ihro Maj. der hochselige König, durch dero damaligen Leibmedicus und Hofrath, Edlen Herrn von Heucher, eine ziemliche Menge von allerhand Alterthümern, Gemälden, Naturalien [...] einkaufen, und die letztern nachhero, durch eben denselben, in Ordnung bringen ließ. Sonderlich waren hierunter viele Kupferstiche.[34]

Ungewiss ist in diesem Zusammenhang, welchen Umfang die in Danzig erworbenen Sammlungen ausmachten und wer im Einzelnen die jeweiligen Stücke an den König und seinen Berater Johann Heinrich von Heucher veräußerte. Als entscheidende Mittlerperson käme auf der einen Seite Nathanael Sendel infrage. Der in Elbing geborene Bernsteinforscher absolvierte zu Beginn des 18. Jahrhunderts einen Teil seiner Ausbildung am Akademischen Gymnasium in Danzig, studierte anschließend in Halle, um 1713 in seine Heimatstadt zurückzukehren, wo er einige Jahre darauf zum Stadtphysikus ernannt wurde. Sendel, der auch weiterhin enge Kontakte nach Danzig unterhielt, unterstützte Heucher aktiv beim Ordnen der naturhistorischen Kollektionen für das Dresdner Kabinett, lieferte selbst dafür Bernsteinexponate und fertigte dazu eine (lateinische) Beschreibung an, die 1742 in den Druck gelangte.[35] Auf der anderen Seite ist ebenso eine Beteiligung des umtriebigen Naturaliensammlers Jacob Theodor Klein in Erwägung zu ziehen, der von 1714 bis 1716 als Danziger Resident an den Höfen in Dresden und Warschau agierte und somit vermutlich schon vor dem Kaufgeschäft in das persönliche Umfeld des Herrschers gelangt war. Einen weiteren Grund für diese Annahme bildet die Tatsache, dass Klein noch am Ende der 1730er Jahre diverse Kollektionen aus seinem Privatbestand nach Dresden veräußerte.[36]

In der Summe wird ein vielschichtiges Interaktionsgefüge rund um den Aufenthalt des russischen Machthabers 1716 in Danzig sichtbar. Während seiner Anwesenheit erfüllte die Stadt die Funktion eines mondänen Begegnungsortes für Amts- und Würdenträger unterschiedlicher Herkunft und entpuppte sich zugleich als ein reichhaltiges Reservoir an gelehrten Akteuren sowie an wissenschaftlichem Inventar, an dem der russische und der sächsisch-polnisch-litauische Regent nicht grundlos ihr Interesse äußerten. Denn der eingefädelte Transfer von Mensch und Material aus

33 Vgl. Löschin, Geschichte (wie Anm. 17), S. 128. Zu den Absprachen zwischen beiden Herrschern und ihren Unterhändlern siehe Agatha Kobuch: Sachsen-Polen und Rußland im Großen Nordischen Krieg. Aspekte der Zusammenarbeit zwischen König August II. von Polen und Zar Peter I. von Rußland. In: Donnert (Hg.), Europa (wie Anm. 20), S. 499–530, hier S. 521–528.

34 Christian Heinrich Eilenburg: Kurzer Entwurf der königlichen Naturalienkammer zu Dresden. Dresden-Leipzig 1755, S. 3.

35 Vgl. Norbert Wichard, Wilfried Wichard: Nathanael Sendel (1686–1747). Ein Wegbereiter der paläobiologischen Bernsteinforschung. In: Palaeodiversity 1 (2008), S. 93–102.

36 Vgl. Leben und Schriften Herrn Jacob Theodor Kleins. In: Neue Gesellschaftliche Erzählungen für die Liebhaber der Naturlehre, der Haushaltungswissenschaft, der Arzneykunst und der Sitten 3/9 (1760), S. 129–144, hier S. 133.

Danzig nach St. Petersburg und Dresden diente letztlich ein Stück weit dem Auf- und Ausbau herrschaftlicher Zentren an diesen beiden Orten. Den Hintergrund dafür bildete ein tief greifender struktureller Wandlungsprozess, bei dem die nach 1648 aufkommenden Haupt- und Residenzstädte in vielen Belangen die bis dahin überlegenen souveränen Handelsstädte übertrumpften. Bevölkerungswachstum, Wirtschaftspotenz, Anziehungskraft kennzeichneten den neuen Typus an Städten, in denen *eo ipso* neue Maßstäbe in der Kultur, der Architektur und den Wissenschaften gesetzt wurden. Letzteres manifestierte sich in erster Linie an der Errichtung von Akademien wie 1724/25 in St. Petersburg. Folgt man diesem Erklärungsschema, so erscheint langfristig gesehen Danzigs Entwicklung und die seines Stellenwertes vorgezeichnet. Allerdings teilte die Stadt nicht das Schicksal vieler Handelszentren im Reich, die im Zuge des Dreißigjährigen Krieges an Bedeutsamkeit eingebüßt hatten.[37] Im Folgenden richtet sich daher der Blick auf die Zeit nach 1716 unter Berücksichtigung erkennbarer aufklärerischer Strömungen vor Ort und überregionaler Transferprozesse.

Die Zeit vor der Belagerung

Die Frühphase der Akademie in St. Petersburg war geprägt von dem Bestreben, eine Reihe von renommierten Wissenschaftlern an die Newa zu lotsen. Dass deren Reiseroute über Danzig erfolgen könnte, liegt zwar theoretisch auf der Hand, ist (bisher) jedoch praktisch nur für Einzelfälle nachweisbar.[38] Etwas größer ist hingegen der Wissensstand in Bezug auf die geistig-kulturellen Entwicklungen innerhalb der Stadtmauern Danzigs, bei denen die Formierung verschiedener Sozietäten ins Auge fällt: eine 1719 von Gottlieb Schelwig ins Leben gerufene Lesegesellschaft, eine für das Jahr 1726 dokumentierte Geheimverbindung (*Brüderschaft vom grünen Palmbaum*) und insbesondere die 1720 gegründete *Societas litteraria cuius symbolum virtutis et scientarum incrementa*. Die regelmäßig stattfindenden Treffen dieser Vereinigung gelehrter Köpfe (u. a. der bedeutende Historiker Gottfried Lengnich und der spätere Ratsherr Carl Gottlieb Ehler), bei denen Themen historischen, juristischen oder humanistisch-moralischen Inhalts im Mittelpunkt standen und denen auch Gäste von außerhalb beiwohnten,[39] endeten im Jahr 1727. Eine mögliche Ursache dafür findet

37 Als Überblick vgl. Étienne François: Von Handelsrepubliken zu politischen Hauptstädten. Bemerkungen zur Hierarchie der Städte im frühmodernen Heiligen Römischen Reich. In: Trivium [Online] 14 (2013) (16.09.2013). URL: http://journals.openedition.org/trivium/4596 (24.11.2019).

38 Für den französischen Astronomen Joseph-Nicolas Delisle, der 1725 dort Handschriften von Hevelius erwarb. Vgl. Simone Dumont: Joseph-Nicolas Delisle's Relations with German Astronomers and Scientists when Travelling to and from Russia (1725–26 and 1747). In: Peter Brosche, Wolfgang R. Dick, Oliver Schwarz, Roland Wielen (Hg.): The Message of the Angles – Astrometry from 1798 to 1998. Proceedings of the International Spring Meeting of the Astronomische Gesellschaft. Gotha, May 11–15, 1998. Frankfurt/M. 1998 (Acta Historica Astronomiae 3), S. 43–48, hier S. 46.

39 Zum Beispiel Mathias Ernst Boretius, Mitglied der Berliner Sozietät der Wissenschaften, sowie der Mediziner und gebürtige Danziger Georg Remus, der mehrere Jahre als Feld- und Leibarzt in Russland

sich in auftretenden Diskrepanzen in Anbetracht zunehmender Präsenz von teilnehmenden Personen, die mit der Lehre Christian Wolffs sympathisierten. Die streng auf rationalistischen Grundlagen beruhende Konzeption der Metaphysik des in Halle lehrenden Universalgelehrten fand in Danzig nicht nur eine breite Anhängerschaft – beispielsweise messbar an der ansteigenden Zahl an Studenten aus dem Königlichen Preußen an Wolffs Wirkungsort im frühen 18. Jahrhundert.[40] Mehr noch, die Stadt an der Mottlau und Weichsel avancierte zu dem zentralen Knotenpunkt für die Verbreitung des Wolffianismus im östlichen Europa. Danziger Gelehrte (z. B. Johann Philipp Breyne) fungierten als Verbindungsmänner für den Ideenstrom zwischen Halle und St. Petersburg; die Stadt bildete auch eine Zwischenstation für diejenigen Wolffianer, die diese Route real zurücklegten (z. B. die Naturforscher Johann Jacob Lerche [1731] und Georg Wilhelm Steller [1734]).[41]

Flankiert wurde diese Entwicklung von einem weiteren Phänomen, das – so verdeutlichen es diverse Einzelschicksale – zwar auf unterschiedliche Ursachen zurückzuführen ist, die aber zum gleichen Ergebnis führten: die Attraktivität Danzigs als ein Rückzugsort bzw. als eine Fluchtstation. Nur ein Jahr nach Peters Aufenthalt in der Stadt traf sein Sohn Aleksej ein, der von dort seine Flucht fortsetzte, da er infolge des schwierigen Verhältnisses zu seinem Vater von der Thronfolge ausgeschlossen worden war.[42] Machtkonflikte führten auch dazu, dass der 1716 in Danzig vermählte Karl Leopold von Mecklenburg 1721 dorthin aus seinem Herrschaftsbereich entrann.[43] Anders verhielt es sich im Falle von Michael Christoph Hanow: Geboren und aufgewachsen in der Nähe von Zamborst (Samborsko) in Pommern war es der drohende preußische Militärdienst, der Hanow 1714 aus seiner Heimat trieb und nach Danzig gehen ließ, wo er sich zunächst am Akademischen Gymnasium immatrikulierte. Nach dem Studium in Königsberg, Wittenberg und Leipzig kehrte er zu Beginn der 1720er Jahre zurück und gestaltete von diesem Zeitpunkt an für ein halbes Jahrhundert das geistig-aufgeklärte Milieu Danzigs entscheidend mit.[44] Dorthin gelangte wenige Jahre

---

diente. Vgl. Łukasz Kurdybacha: Stosunki kulturalne polsko-gdańskie w XVIII wieku [Die kulturellen Beziehungen zwischen Polen und Danzig im 18. Jahrhundert]. Gdańsk 1937 (Studia Gdańskie 1), S. 39.

40 In Zahlen: 1711–1715: 16, 1716–1720: 25, 1721–1725: 41. Vgl. Marian Pawlak: Studia uniwersyteckie młodzieży z Prus Królewskich w XVI–XVIII w. [Universitätsstudien Jugendlicher aus dem Königlichen Preußen vom 16.–18. Jahrhundert]. Toruń 1988, S. 194.

41 Der Mentor selbst erhielt bereits 1704 einen Ruf an das Danziger Akademische Gymnasium, folgte diesem jedoch nicht. Vgl. Günter Mühlpfordt: Christian Wolffs Lehre im östlichen Europa. In: Aufklärung. Interdisziplinäre Halbjahresschrift zur Erforschung des 18. Jahrhunderts und seiner Wirkungsgeschichte 12/2 (2001), S. 77–100, hier S. 79–82.

42 Vgl. Iskra Schwarcz: Die Flucht des Thronfolgers Aleksej und der Wiener Hof. In: Dies (Hg.): Die Flucht des Thronfolgers Aleksej. Krise in der „Balance of Power" und den österreichisch-russischen Beziehungen am Anfang des 18. Jahrhunderts. Berlin-Wien 2019, S. 179–198, hier S. 185.

43 Vgl. Graff, Die zweite Ehe (wie Anm. 32), S. 299–304.

44 Als Professor am Akademischen Gymnasium, als Bibliothekar in der Ratsbücherei oder als Redakteur und Herausgeber. Vgl. Marc Banditt: Gelehrte – Republik – Gelehrtenrepublik. Der Strukturwandel der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig 1743 bis 1820 und die Danziger Aufklärung.

darauf der Kirchenhistoriker Karl Ludwig Tetsch, der zusammen mit Johann Christoph Gottsched vor den preußischen Militärwerbern aus Königsberg floh. Tetsch ging weiter nach Rostock, um sich 1730 im kurländischen Libau (Liepāja) niederzulassen.[45] Dazu sei erwähnt, dass das Herzogtum Kurland neben Estland und Livland, die mit dem Ausgang des Großen Nordischen Krieges als Provinzen in russischen Besitz übergingen, zu jenen Gebieten gehörte, in denen zahlreiche Akademiker aus dem Reich im 18. Jahrhundert eine Anstellung (v. a. als Hofmeister und Hauslehrer) fanden.[46] In welchem Maße Danzig von diesem Personenstrom tangiert wurde, entbehrt jedoch (noch) einer verlässlichen Aussage.

Fest steht hingegen, dass es den in Leipzig sesshaft gewordenen Gottsched in der Folge noch weitere Male (1729, 1735, 1744) nach Danzig verschlug, wo er sich (erfolglos) um eine Professur am Akademischen Gymnasium bewarb und wo er Luise Adelgunde Victorie aus dem Hause Kulmus kennenlernte und schließlich ehelichte. Von der Messestadt aus unterhielt Gottsched weiterhin regen Briefkontakt zu den Danziger Gelehrtenkreisen und berichtete über deren Tätigkeiten regelmäßig in seinen redigierten Periodika.[47] Sein alter Bekannter aus Königsberger Tagen, der Wolffianer Christian Gabriel Fischer, Professor für Physik an der Albertina, musste hingegen 1725 seine Heimatstadt auf direkte Veranlassung Friedrich Wilhelms I. verlassen; dem vorausgegangen war die Verbannung Christian Wolffs zwei Jahre zuvor aus Halle. Bekanntlich wurde Wolff 1740 von Friedrich II. rehabilitiert und an seinen alten Wirkungsort zurückgeholt. Bereits einige Jahre zuvor (1736) konnte Fischer nach Kö-

---

Wiesbaden 2018 (Veröffentlichungen des Nordost-Instituts 24), S. 63 f., 68, 103 f. Eine umfassende Biografie zu Hanow liegt bis heute noch nicht vor.

45 Vgl. Johann Friedrich von Recke, Karl Eduard Napiersky: Allgemeines Schriftsteller- und Gelehrtenlexikon der Provinzen Livland, Estland und Kurland. Bd. 4: S–Z. Mitau 1832, S. 354 – 356.

46 Vgl. einführend dazu Heinrich Bosse: Die Hofmeister in Livland und Estland. Ein Berufsstand als Vermittler der Aufklärung. In: Otto-Heinrich Elias (Hg.): Aufklärung in den baltischen Provinzen Russlands. Ideologie und soziale Wirklichkeit. Köln-Weimar-Wien 1996 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte 15), S. 165 – 208. Vgl. zu dieser Region auch die Beiträge von Julija Boguna und Liisa-Helena Lumberg in dieser Themenausgabe.

47 Vgl. dazu Albert Predeek: Ein vergessener Freund Gottscheds. In: Beiträge zur deutschen Bildungsgeschichte. Festschrift zur 200-Jahrfeier der Deutschen Gesellschaft in Leipzig 1727 – 1927. Leipzig 1927 (Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft zur Erforschung Vaterländischer Sprache und Altertümer in Leipzig 12), S. 109 – 123; Gerhard Kessler: Altpreußische Briefe an Johann Christoph Gottsched. In: Altpreußische Geschlechterkunde. Blätter des Vereins für Familienforschung in Ost- und Westpreußen 11 (1937), S. 1 – 18, 37 – 42, hier S. 2; Andrew Talle: „Ein Ort zu studieren, der seines gleichen nicht hat" – Leipzig um 1730 in den Tagebüchern des Königsberger Professors Christian Gabriel Fischer. In: Markus Cottin, Detlef Döring, Cathrin Friedrich (Hg.): Stadtgeschichte. Jahrbuch 2008. Beucha 2009, S. 55 – 138, hier S. 62 f. Gottscheds Austausch mit seinen Danziger Bekannten ist minutiös dokumentiert in der seit 2007 unter der Leitung von Detlef Döring herausgegebenen Edition des Briefwechsels von Johann Christoph Gottsched.

nigsberg zurückkehren, nachdem er von Danzig aus mehrfach mit einheimischen Gelehrten durch Europa gereist war.[48]

Sicherlich sind die Beweggründe der Letztgenannten, sich kurz- oder mittelfristig an der Danziger Bucht niederzulassen, eng verknüpft mit der Akzentverschiebung der Staatsführung in Preußen nach dem Herrscherwechsel von 1713. Aus Sicht derjenigen Königsberger Gelehrten, die sich unter dem Regiment des Soldatenkönigs dazu entschlossen, dem jungen Königreich den Rücken zu kehren, bot sich das politisch unabhängige (sowie vergleichsweise offene) und relativ nahe gelegene Danzig als Refugium an.

Indes verging nicht viel Zeit, bis die Stadt erneut in den Blickpunkt der Mächte Nordosteuropas gelangte. Den konkreten Anlass dafür bildete die Vakanz des polnisch-litauischen Throns nach dem Ableben Augusts II. (1733). Stanisław Leszczyński, der bereits während des Großen Nordischen Krieges die Krone von 1704 bis 1709 getragen hatte, ließ sich prompt von der Mehrheit des *Sejms* zum Staatsoberhaupt wählen – zum Argwohn des Zarenreiches, welches den Sohn des Verstorbenen, August III., favorisierte, um somit aussichtsreicher auf die politischen Geschicke in Polen-Litauen einzuwirken. Der Einmarsch russischer Truppen sicherte die Wahl Augusts von einer Minderheit des Adels sowie dessen Krönung, wogegen sich Leszczyński nach Danzig zurückzog, das sich in dem Konflikt auf seine Seite gestellt hatte. Als Folge nahm die Stadt bis zur Unterzeichnung der Kapitulation am 7. Juli 1734 145 Tage der Belagerung und Beschießung von russischen und sächsischen Streitkräften auf sich, in denen mehr als 4.000 feindliche Bomben rund 1.800 Häuser beschädigten bzw. zerstörten und ca. 1.500 Einwohner verletzten bzw. töteten. Darüber hinaus war der Preis für die aktive Parteinahme im Polnischen Thronfolgekrieg auch finanziell gesehen sehr hoch angesichts der immensen Entschädigungszahlungen sowie der Aufwendungen für den Verteidigungskampf. Obendrein mussten sich die Danziger neben der erzwungenen Huldigung Augusts III. eingestehen, dass sich die Machtverhältnisse im Ostseeraum unwiderruflich zu ihren Ungunsten verändert hatten.[49]

Im Schatten der militärischen Ereignisse von 1734 entstanden oder festigten sich jedoch innerhalb der belagerten Mauern gelehrte Netzwerke von teilweise hoher Konsistenz und Tragweite. Zum einen gehörte Andrzej Stanisław Załuski zum Gefolge des in Danzig Schutz suchenden Monarchen. Der ein Jahr darauf zum Krongroßkanzler ernannte Załuski, der sich schon 1715 zusammen mit seinem Bruder Józef Andrzej Załuski zum Zwecke mathematischer Studien in der Stadt aufgehalten hatte,[50] lernte dort 1733/34 den Stadtsyndikus Albrecht Rosenberg und dessen Sohn Heinrich Wilhelm kennen, die Danzigs umfangreichste Privatbibliothek des 18. Jahrhunderts

48 Beispielsweise mit Nathanael Jacob Gerlach, Jacob Theodor Kleins Pflegesohn. Vgl. Talle, Ein Ort zu studieren (wie Anm. 47), S. 57–59.

49 Vgl. Loew, Danzig (wie Anm. 7), S. 123–125.

50 Zur Bedeutung der Gebrüder Załuski für die Aufklärung in Polen vgl. auch den Beitrag von Katarzyna Chlewicka in dieser Themenausgabe.

(ca. 22.000 Bände) ihr Eigen nennen konnten. Aus dieser Bekanntschaft entspann sich eine lang anhaltende Korrespondenz, in die bedeutende Akteure wie Christian Wolff, Ernst Christoph von Manteuffel und Gottfried Lengnich, der zudem 1738 zum auswärtigen Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg ernannt wurde, involviert waren.[51] Zum anderen bildete Carl Gottlieb Ehler, ebenso ein Vertrauter Wolffs, eine entscheidende Nahtstelle. Denn als Ratsherr gehörte Ehler jener Delegation an, die nach Beendigung der Belagerung für mehrere Monate an den russischen Hof in St. Petersburg gehen musste. Ehler nutzte die Gelegenheit, indem er dort Kontakt zu Leonhard Euler knüpfte. In den daraus entstandenen Briefwechsel schaltete sich auch der Danziger Mathematiker Heinrich Kühn ein.[52]

Heinrich Kühn gehörte wie Heinrich Wilhelm von Rosenberg und die bereits oben genannten Michael Christoph Hanow und Jacob Theodor Klein zum Gründerkreis der *Naturforschenden Gesellschaft*, die Kleins Schwiegersohn Daniel Gralath zum Jahreswechsel 1742/43 initiierte. Diese Formation stellte zum einen ein sichtbares Ergebnis der sich seit 1734 weiter verdichtenden Aufklärungsimpulse auf lokaler Ebene dar.[53] Zum anderen profilierte sie sich in den darauf folgenden Jahrzehnten als sichtbarste Ausprägung der Danziger Gelehrsamkeit in Europa, auch profitierend von den eben dargelegten personellen Verflechtungen. *De facto* unterhielt und pflegte die *Naturforschende Gesellschaft* bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts – und somit über die Zeit der Teilungen Polen-Litauens hinaus, in der Danzig 1793 dem Königreich Preußen einverleibt worden war – Kontakte und Beziehungen zu vielen anderen Standorten. Nachweisbar sind nicht wenige Briefwechsel, Mehrfachmitgliedschaften Einzelner in anderen Sozietäten, eine rege Resonanz bezüglich der in Danzig verfassten wissenschaftlichen Werke oder zahlreiche Besucher der dort angehäuften naturhistorischen Sammlungen.[54] Obwohl in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine durchaus breite Trägerschicht innerhalb der Stadtmauern die Ideen der Aufklärung rezipierte, ging gleichzeitig Danzigs Bedeutung als Drehscheibe der Gelehrsamkeit spürbar zurück. In der Rückschau wird dieser Befund empirisch greifbar an

---

51 Nebenbei erwähnt gehörte von Manteuffel zu denjenigen Vertrauten, die König August II. 1716 nach Danzig begleitet hatten. Vgl. Kobuch, Sachsen-Polen (wie Anm. 33), S. 522. Zum beschriebenen Netzwerk vgl. detailliert Heinz Lemke: Die Brüder Załuski und ihre Beziehungen zu Gelehrten in Deutschland und Danzig. Studien zur polnischen Frühaufklärung. Berlin (Ost) 1958 (Quellen und Studien zur Geschichte Osteuropas 2), S. 35, 157, 167 f., 172 – 182; Kurdybacha, Stosunki (wie Anm. 39), S. 29 – 31, 56 – 58.

52 Vgl. J. A. Kopielewicz: Początki związków Petersburskiej Akademii Nauk z uczonymi Gdańska [Die Anfänge der Verbindungen zwischen der Petersburger Akademie der Wissenschaften und den Danziger Gelehrten]. In: Kwartalnik Historii Nauki i Techniki 23/2 (1978), S. 323 – 331, hier S. 324 – 326.

53 Ablesbar an dem sich ab dieser Zeit erweiternden und gleichzeitig ausdifferenzierenden Zeitschriftenwesen in Danzig. Vgl. Małgorzata Wittenberg: Vertheidiger der ewigen Rechte und Freund der Tugend. Die Danziger Presse vom 17. bis zum frühen 19. Jahrhundert. In: Holger Böning, Hans Wolf Jäger, Andrzej Kątny, Marian Szchodrowski (Hg.): Danzig und der Ostseeraum. Sprache, Literatur, Publizistik. Bremen 2005 (Presse und Geschichte – Neue Beiträge 16), S. 131 – 173, hier S. 140 – 152.

54 Vgl. Banditt, Gelehrte (wie Anm. 44).

der – im Kontrast zum frühen 18. Jahrhundert – verminderten Zahl hochrangiger Gelehrter, die entweder aus dem lokalen Gefüge erwuchsen oder als Auswärtige länger präsent waren.[55] Die Stadt konnte zwar weiterhin den Status eines bedeutenden Anziehungspunktes in den Grenzen Polen-Litauens bewahren und sich somit als Gegenpol zu Krakau und insbesondere zu Warschau behaupten. Im größeren, d. h. nordosteuropäischen Maßstab bildete sie ab 1734 aber faktisch nicht mehr als einen Transitort für die *res publica litteraria*.

Schlussbetrachtung

Der Stellenwert des frühneuzeitlichen Danzig als ein Schnittpunkt für den Transfer von Aufklärungsträgern und -inhalten ist vorrangig strukturell bedingt und anhand mehrerer Faktoren bestimmbar. Erstens erwiesen sich die verhältnismäßig hohe Einwohnerzahl sowie die geografische Lage der Stadt mit ihren Zugangsmöglichkeiten zum Meer und zum Binnenland als vorteilhaft. Davon profitierte zweitens der Handel, der nicht allein der Etablierung wichtiger Verbindungslinien und Kommunikationswege Vorschub leistete, sondern darüber hinaus auch den Wohlstand vor Ort beförderte. Aus diesem erwuchs drittens frühzeitig ein selbstbewusstes Bürgertum, welches sein ökonomisches Potenzial dahingehend zu nutzen wusste, dass es dieses zum einen in eine weitgehende politische Selbstverwaltung umzumünzen verstand und zum anderen veritable Rahmenbedingungen für die Herausbildung einer gelehrten Schicht schuf. Der Aufstieg von quasi autonomen stadtstaatähnlichen Gebilden – als Freie Reichsstädte oder Handelsrepubliken – ist vielerorts im deutschen Sprachraum ab dem Spätmittelalter zu beobachten. Im Gegensatz zu einer Reihe anderer urbaner Handelszentren blieb Danzig jedoch nahezu unbetroffen von den flächendeckenden Auswüchsen der konfessionell eingefärbten Auseinandersetzungen des 16. und 17. Jahrhunderts. Daher kommt viertens der geopolitischen Situation in Nordosteuropa eine essenzielle Bedeutung für die Entwicklung gravitativer Kräfte auf dem Feld der Gelehrsamkeit zu. Besonders seit dem Dreißigjährigen Krieg entwickelte die Stadt eine anziehende Wirkung als Rückzugsort für aus Konfliktzonen fliehende Personen, erneut dann während der 1720er Jahre; dieses Attribut war der Stadt – freilich mit konjunkturell und durch verschiedene Ursachen bedingten Schwankungen – im Prinzip bis zum Verlust der eigenen Souveränität im Jahr 1793 zu eigen.[56] Ab dem 17. Jahrhundert verdichtete sich auf lokaler Ebene überdies das geistig-kulturelle Gefüge, aus dem eine ganze Reihe prominenter Persönlichkeiten erwuchs. Innerhalb der Stadtmauern wurde somit ein Reservoir an Wissensbeständen und -einrichtungen

---

55 Beispielsweise Moses Mendelssohn (1777), Johann III. Bernoulli (1777/78) oder Johann Gottlieb Fichte (1792/93).

56 Das Phänomen der Gelehrtenmigration nach Danzig ist punktuell noch während des Siebenjährigen Krieges (1756–1763) feststellbar und sogar kurz nach der Ersten Teilung Polen-Litauens (1772), mit der die Stadt zu einer von Preußen umgebenden Enklave wurde.

geschaffen, aus dem Danzig noch lange Nutzen zog. Mit dem ausgehenden 17. Jahrhundert wurde dann eine zusätzliche Dynamik durch die Personalunion zwischen Sachsen und Polen-Litauen entfacht und noch mehr durch die Modernisierungsschübe, die das Russische Reich erfuhr. Aufklärungspraktiken in Nordosteuropa waren dadurch in stärkerem Maße in Handlungszusammenhänge eingebettet, die nicht auf eindimensionalen Transferrouten zwischen Ost und West basierten. Auf diese Weise kreuzten sich in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts viele Wege in Danzig, das sich als wichtiger überregionaler Knotenpunkt der Gelehrsamkeit und zeitweise als Hochburg der Wolffianer präsentierte.

Jedoch hatte der Aufstieg und der politische Macht- und Einflussgewinn des Zarenreiches ambivalente Auswirkungen auf die Stadt, weil diese nach dem polnischen Thronfolgekonflikt in den 1730er Jahren mehr und mehr in die Rolle eines passiven Akteurs im Ostseeraum gedrängt wurde. Damit verringerte sich in der Folge auch spürbar die Anwesenheit bzw. die Zusammenkunft hochrangiger politisch handelnder Personen vor Ort, die im Windschatten der Verhandlungsgeschäfte und öffentlichen Zeremonien eine Plattform für den Kontakt und die Vernetzung unter den Gelehrten bot. Wie an mehreren Einzelbeispielen deutlich geworden ist, bildete im Allgemeinen die direkte Begegnung zweier (oder mehrerer) gelehrter Akteure eine wesentliche Grundlage für die Aufnahme einer Korrespondenz zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Im Speziellen ist dabei der Figur des Diplomaten oder Unterhändlers als Aufklärungsträger (z. B. Jacob Theodor Klein, Carl Gottlieb Ehler) eine besondere Bedeutung beizumessen, der sich parallel auf gelehrter und politischer Ebene bewegen konnte. Derartige Schnittstellen kulminierten aus Sicht Danzigs, als Peter I. dort 1716 für mehrere Monate verweilte. In der Endabrechnung nahm die Stadt an der Mottlau und Weichsel für einen überschaubaren Zeitraum – zwischen dem Besuch des Zaren und dem Aufenthalt des polnisch-litauischen Throninhabers zur Zeit der Belagerung (1734) – eine Schlüsselposition im nordosteuropäischen Gelehrtenverkehr ein.

Der Ostseeraum bildete auf der multipolaren Landkarte der europäischen Aufklärung(en) zu Beginn des 18. Jahrhunderts eine Region, die von einer enormen Dynamik erfasst wurde, zu großen Teilen hervorgerufen von den Auswirkungen des sich gleichzeitig modernisierenden und expandierenden Russlands. In diesem Kontext sind viele Aspekte noch nicht in Gänze erforscht. Das Schicksal Danzigs bildet darin lediglich ein Kapitel, welches die zweischneidigen Konsequenzen der einsetzenden Veränderungen offenlegt. Auf wissenschaftlich-gelehrtem Terrain konnte die Stadt aus dem Aufstieg des Zarenreiches zunächst Kapital schlagen, wodurch sie temporär einen metropolitanen Rang einnahm, den sie im weiteren Verlauf ihrer Geschichte nie wieder erlangen sollte. Denn langfristig gesehen trug die massive Ausweitung der russischen Einflusssphäre nach 1700 mit dazu bei, dass das Mächtegefüge Nordosteuropa nachhaltig umgeformt wurde, was Danzig schließlich 1793 mit dem Verlust seiner mehrere Jahrhunderte lang bewahrten Souveränität teuer bezahlen musste.

Liisa-Helena Lumberg

The World on Your Pencil Tip

Baltic German Artists' Travel Materials as Mediators of Knowledge in the Context of Travelling in the Enlightenment

Abstract: In the first decades of the 19th century, several Baltic German artists decided to embark on a journey to Europe in order to study abroad and visit sites of historical and artistic interest. In the Enlightenment period, amongst other things, art fulfilled a role as a mediator of knowledge. It played a part in education practices, as did travelling. In this article I consider the Baltic artists' goals, priorities, and evaluations while travelling. I ask what kind of an effort was made to distribute their knowledge afterwards? Where, for instance, were their accounts published? The drawings and sketches that the artists produced while travelling later performed as agents that mediated places and people from the artist's experience to later observers, and participated in the artists' identity construction. I argue that artists were conscious participants in the production of knowledge, intentionally mediating and creating new knowledge for their contemporaries and for later generations. Artistic contacts – whether during the Enlightenment era or later – were constantly reinforced in the material, by publishing and trading objects such as letters, drawings and prints.

Keywords: Baltic Germans; artists; travel writing; actors; agents; education practices; knowledge production

Zusammenfassung: In den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts unternahmen verschiedene deutschbaltische Künstler Reisen nach Europa, um dort zu studieren und Kunstdenkmäler zu besuchen. So wie die Kunst in der Aufklärungszeit ein wichtiges Medium der Wissensvermittlung war, so spielte auch das Reisen eine wichtige Rolle für die Bildungspraktiken der Aufklärung. Der Aufsatz beschäftigt sich mit den Zielen, Prioritäten und Bewertungen der reisenden Künstler. Welche Bemühungen wurden unternommen, um ihr gewonnenes Wissen zu verbreiten? Wo wurden ihre Reiseberichte veröffentlicht? Wie vermittelten die auf den Reisen produzierten Zeichnungen und Skizzen die Sicht der Künstler auf Orte und Menschen an spätere Betrachter? Inwiefern trugen sie zur Identitätskonstruktion der Künstler bei? Grundthese des Textes ist, dass Künstler sich bewusst an der Wissensproduktion beteiligten, indem sie ihre Kentnisse gezielt an Kollegen und spätere Generationen weitergaben sowie auch neues Wissen schufen. Ihre künstlerischen Kontakte materialisierten sich in der Aufklärungsepoche selbst, aber auch dauerhaft durch Publikationen und den Austausch von Objekten (wie Briefe, Zeichnungen, Stiche usw.).

Schlagwörter: Deutschbalten; Künstler; Reisebeschreibungen; Akteure; Bildungspraktiken; Wissensproduktion

Liisa-Helena Lumberg, MA, Institut für Kunstgeschichte und Visuelle Kultur, Estnische Kunstakademie, Põhja puiestee 7, 10412 Tallinn, Estland, liisahelena.lumberg@artun.ee

https://doi.org/10.1515/9783110671827-004

Introduction

Throughout the ages travelling has been seen as an effective way to educate. Only by travelling can a person obtain first-hand knowledge about the people and places, customs and sights away from their homeland. While technology such as Google Street View, video and virtual reality has increasingly enabled people to experience a place from a distance, the importance and immediacy of first-hand experience remains difficult to surpass.

The notion of purposeful travelling was prevalent in the Enlightenment era as an effective and gradually more accessible practice to acquire knowledge,[1] and was considered by some to be an even better source of information than from books.[2] In areas where school education was limited or lacking, travelling and personal contacts would have been especially important.

Such was the case in the Baltic provinces[3], which then belonged to the Western part of Russian Empire – an area that suffered considerable damage during the Great Northern War of 1700 – 1721; together with the plague and famine that occurred before and during the war. At the end of the 18th century contacts with other parts of Europe began to intensify as cultural life became more active again. This period coincides with a pan-European surge in travelling that was even called "travel mania".[4]

While the arts in the last decades of the 18th century could reasonably be described by terms of dilettantism in the Baltic provinces[5], the beginning of the 19th century saw the gradual professionalisation of artists following the reopening of the University of Tartu (as Kaiserliche Universität zu Dorpat) in 1802, the establishment of an accompanying drawing school, and artists and teachers arriving from Germany.

---

1 Cf. Gert Robel: Reisen und Kulturbeziehungen im Zeitalter der Aufklärung. In: Boris Il'ich Krasnobaev, Gert Robel, Herbert Zeman (Ed.): Reisen und Reisebeschreibungen im 18. und 19. Jahrhundert als Quellen der Kulturbeziehungsforschung. Berlin 1980, 9 – 37, here 12.

2 Cf. Uli Kutter: Zeiller – Lehmann – Krebel. Bemerkungen zur Entwicklungsgeschichte eines Reisehandbuches und zur Kulturgeschichte des Reisens im 18. Jahrhundert. In: Krasnobaev/Robel/Zeman (Ed.), Reisen und Reisebeschreibungen (cf. n. 1), 10 – 33, here 20.

3 During the period in question, the area of the Republic of Estonia was divided between the provinces of Estonia in the north and Livonia in the south. The latter also comprised a large portion of what is nowadays Latvia.

4 Klaus Beyrer: Des Reisebeschreibers ‚Kutsche'. Aufklärerisches Bewusstsein im Postreiseverkehr des 18. Jahrhunderts. In: Wolfgang Griep, Hans-Wolf Jäger (Ed.): Reisen im 18. Jahrhundert. Neue Untersuchungen. Heidelberg 1986 (Neue Bremer Beiträge 3), 50 – 90, here 50.

5 The topics of art practice and dilettantism in the Baltic provinces in this period have recently been covered in a dissertation by Kadi Polli: Valgustuskunst. Balti kunstiharrastusest ja joonistuspraktikatest 18. ja 19. sajandi vahetusel [Enlightenment Art. Baltic Dilettanti and Drawing Practices at the Turn of the 19th Century]. Tartu 2019 (Dissertationes Historiae Universitatis Tartuensis 46).

Baltic Germans, who formed the economical, cultural, and political upper class in the Baltic provinces, were the ones who engaged in enlightened cultural activities. More self-consciously, Estonian artists emerged from the 1860s onwards, beginning with Johann Köler. Before that the arts were dominated by Baltic *German* artists. Some of them, such as Gerhard and Karl von Kügelgens, came from Germany to work in the Baltics; while others, such as August Matthias Hagen, were born locally but often educated in Germany.

The dominance of Baltic German culture was reinforced by the idea that only the German language could be the true language of culture. The position of Baltic Germans in the Russian Empire was such that they needed to establish and strengthen their German identity while also maintaining local characteristics as a token of political independence.[6] As the only German-speaking university in the Russian Empire, the University of Tartu (Dorpat) served as an important bastion that enabled the Baltic German culture to fully develop, inviting more intellectuals from Germany to the Baltics.

In this article I focus on the travels of Baltic German artists in the first decades of the 19th century as an intersection of art history and the cultural history of travelling. Travelling is seen here as journeying West from the Russian Empire with a conscious wish to see and experience distant places, and encounter the arts and/or the natural world there. These artists recorded their travels with sketches and drawings, as well as written notes, as was customary for the time.

The travel materials of the Baltic German artists can be seen in the context of travelling as a means of education during this period, and viewed as cultural actors in their own right. The materials themselves provide a valuable insight in terms of what was deemed important to see, which was then important to sketch or copy. The drawings and sketches later performed as agents that mediated places and people from the artist's experience to later observers, and participated in the artists' identity construction (fig. 1).

In this article I ask what the goals and priorities of the Baltic artists while travelling were? How they assessed what they saw? And what kind of an effort was made to distribute their knowledge afterwards, i. e. where were their accounts published?

Travelling as a mode of education from the 18th to the beginning of the 19th century

Travelling and travel writing was an ideal embodiment of Enlightenment ideas. This is because one of the main goals of the Enlightenment was to distribute knowledge and make it accessible to as wide an audience as possible. In the 18th century the

---

6 Cf. Jaan Undusk: Baltisaksa kirjakultuuri struktuurist [About the Structure of Baltic German Literary Culture]. In: Keel ja Kirjandus 8–9 (2011), 561–571, here 566.



Fig. 1: August Pezold: Self-portrait. 1818. Oil on canvas on cardboard. 72 x 59 cm (Estonian Art Museum EKM j 53024 M 7377).

newspapers and travelling were seen as two main ways of obtaining knowledge.[7] While conveying observations about the natural world, and being both educative and entertaining travelogues were one of the most popular instruments of the Enlightenment.[8]

Travelling as a mode of education was widespread in European culture from the 16th century onwards; where noblemen, craftsmen, artists and scholars acquired important knowledge through travelling abroad. This practice was accompanied by a multitude of literary sources that together formed *ars apodemica*, the art of travelling. Apodemic literature contained thorough factological data about the destination as well as guidance on how to travel in a well organized manner in order to gather knowledge, and how to systematize that knowledge in order to benefit the learned community.[9]

7 Cf. Elger Blühm: Von der Zeitungen Notwendig- und Nutzbarkeit auf der Reise. In: Griep/Jäger (Ed.), Reisen im 18. Jahrhundert (cf. n. 4), 1–9, here 7.
8 Cf. Uli Kutter: Reisen – Reisehandbücher – Wissenschaft. Materialien zur Reisekultur im 18. Jahrhundert. Neuried 1996 (Deutsche Hochschuledition 54), 115.
9 Cf. Gerald Glaubitz: Geschichte – Landschaft – Reisen. Umrisse einer historisch-politischen Didaktik der Bildungsreise. Weinheim 1997, 332.



Fig. 2: Gustav Adolf Hippius: Ecco l'alma città di Roma / Behold the kind city of Rome! 1821. Copper engraving. 12 x 18.5 cm (Estonian Art Museum EKM j 5985 G 6663).

The desire, or rather demand, for a traveller to contribute to the expansion of shared knowledge continued into the 18th century. Enlightened society regarded the interconnected nature of knowledge, and a sense of belonging to a community, as something that is bound by common desires and interests.[10] A traveller was a person for whom the Enlightenment ideal to become 'an adult' was within reach. 'Adulthood' could be obtained by education, and travelling was a superb means to achieve that: offering a personal, direct experience.[11] Direct experience was also very much appreciated by Baltic German artists who were grateful to go to the places they had long dreamed of visiting, such as when Otto Ignatius finally arrived in Italy in 1817,[12] or August Matthias Hagen in Switzerland in 1821.[13] This can be seen in how Gustav Adolf Hippius shows artists greeting their destination in his *Behold the kind city of Rome!* (fig. 2).

Good educative travel was thought to comprise three elements: the tour should be preceded by thorough preparation, then carefully keeping one's goals in mind while travelling, finally making sure the experience and knowledge aquired on the

10 Cf. Hans Erich Bödecker: Reisen: Bedeutung und Funktion für die Deutsche Aufklärungsgesellschaft. In: Griep/Jäger (Ed.), Reisen im 18. Jahrhundert (cf. n. 4), 91–110, here 104.
11 Cf. ibid., 93.
12 Cf. Aus Otto Ignatius Tagebuch seiner Reise nach Italien. In: Franz Schleicher (Ed.): Esthona. No. 23. 01.04.1829, 179–181, here 179.
13 Cf. August Matthias Hagen: Kunstniku reisipäevikud 1820–1821 [The Artist's Travel Diaries 1820 – 1821]. Tallinn 2011, 114.

journey is applied practically.[14] The many diverse influences and impulses obtained while on a tour resulted in an intensive experience which could become misleading. Baltic authors writing at the time suggested that there was a concern that young travelling artists would lose sight of these goals when travelling from a small village to a large city.[15] In order to avoid this threat, one had to order and classify one's impressions,[16] best way to achieve this being to take written notes. This is why travel writing was almost an obligatory part of travelling.

All of this meant that the obtained knowledge would somehow need to be shared, something that was already happening in the 17th century where the accounts about travelling were published, mostly in journals and magazines.[17] By the apex of the noblemens' Grand Tour, there was an abundance of published literature as reflected in travel handbooks of the time.[18] For those who could not afford travelling themselves, vivid accounts of others offered the possibility to still go on a tour without leaving the room, albeit in their own imagination.[19] Indeed, the amount of travel literature grew steadily as the numbers of travellers continuously grew; on the one hand popularising travelling and inviting others to see more distant places on their own, while on the other hand producing more and more travel accounts in return.

In Europe during the 18th century the culture of travel went through several changes as it became more possible. Increased safety[20] and speed, and enhanced comfort were one of the reasons why travelling became more popular and attainable, including for the middle classes.[21] The introduction of the postal system provided a regular, reliable and favourably-priced option for moving between cities and villages.[22] On the other hand, thinkers of the late Enlightenment, such as Jean-Jacques Rousseau, promoted travelling on foot as something that was spontaneous and firsthand. Here the traveller was fully independent and, furthermore, could experience nature more thoroughly and directly, feeling its majesty and grandeur.[23] There were even some school teachers who benefitted from this and took their pupils on excursions so that they could learn about nature first-hand in a manner that we would now describe as being 'project-based' and 'interdisciplinary'.[24]

---

14 Cf. Glaubitz, Geschichte – Landschaft – Reisen (cf. n. 9), 346.
15 Cf. Leopold Pezold: Kolme Eestimaa kunstniku rännuaastad [The Travel Years of Three Artists from Estonia]. Tallinn 1994, 17.
16 Cf. Glaubitz, Geschichte – Landschaft – Reisen (cf. n. 9), 335.
17 Cf. Blühm, Von der Zeitungen Notwendig- und Nutzbarkeit auf der Reise (cf. n. 7), 4.
18 See for example Kutter, Zeiller – Lehmann – Krebel (cf. n. 2).
19 Cf. idem, Reisen – Reisehandbücher – Wissenschaft (cf. n. 8), 24.
20 Cf. Robel, Reisen und Kulturbeziehungen im Zeitalter der Aufklärung (cf. n. 1), 12.
21 Cf. Harald Witthöft: Reiseanleitungen, Reisemodalitäten, Reisekosten im 18. Jahrhundert. In: Krasnobaev/Robel/Zeman (Ed.), Reisen und Reisebeschreibungen (cf. n. 1), 39–50, here 40.
22 Cf. Beyrer, Des Reisebeschreibers ‚Kutsche' (cf. n. 4), 62.
23 Cf. ibid., 73.
24 Cf. Wolfgang Griep: Die lieben Zöglinge unterwegs. Über Schulreisen am Ende des 18. Jahrhunderts. In: Griep/Jäger (Ed.), Reisen im 18. Jahrhundert (cf. n. 4), 152–180.

Travelling on foot as a heroic act towards obtaining knowledge is a common trope in local cultural history, such as when the first Estonian-speaking poet, Kristian Jaak Peterson (1801–1822), walked from Tartu to Riga in order to study at the University. All in all, the Baltic German artists used various means of transportation. Interestingly Otto Ignatius wrote in 1817 that he and his companions used a post carriage to get to Italy. Once they arrived, however, they switched to travelling by foot.[25]

Travel materials of the Baltic German artists

The numbers and background of travellers also expanded and diversified in the Baltics at the turn of the 19th century. There are examples of travelogues being written not only by university professors and artists, but also doctors and representatives of other professions who belonged to the local – mostly German-speaking – upper and middle classes. In this article, the focus will be on travelling artists while taking into consideration that, in this period, a clear distinction between a professional artist and an intellectual with notable artistic interests may not always be easy – or also necessary – to make.

Focusing on artists, for whom it was customary to add pictorial representations of the visited sites in addition to their written accounts, means the creation of another layer of presented knowledge. Travel materials are here understood as various textual and pictorial documents – such letters, notes, diaries or sketchbooks, drawings and paintings – that were produced while travelling, regardless of their preliminary aims or intended outcomes.

One of the first artists who travelled extensively was Carl Gotthard Grass (1767 – 1814) who visited Vienna, Prague, Switzerland, and northern Italy in his youth from his native Livonia in the 1790s. He was partially accompanied by his friend, architect and artist Johann Wilhelm Krause (1757–1823).[26] Grass later lived in Switzerland from 1796 to 1803, and in Italy from 1803 until his death in 1814.[27] While studying and travelling in Europe, Grass met Friedrich Schiller, Johann Wolfgang Goethe, and Karl Friedrich Schinkel among others. When returning to his homeland Grass brought along both his own watercolours of landscapes (fig. 3), along

25 Cf. Aus Otto Ignatius Tagebuch seiner Reise nach Italien (Fortsetzung). In: Esthona. No. 25. 15.04. 1829, 201–203, here 202.

26 Cf. Kadi Polli: Est pictura poësis, est poësis pictura. Carl Grassi maastikud. / Est pictura poësis, est poësis pictura. Die Landschaften von Carl Grass. In: Idem (Ed.): Šveits maastikud Balti valgustusaja kunstis. / Schweizer Landschaften in der baltischen Kunst der Aufklärungszeit. Tallinn 2009, 29–90.

27 A year after his death two volumes about his travels in South Italy were published. Cf. Carl Grass: Sizilische Reise, oder Auszüge aus dem Tagebuch eines Landschaftmalers. Stuttgart-Tübingen 1815.



Fig. 3: Carl Grass: Chapel of Wilhelm Tell by the Vierwaldstädter See. 1790. Watercolour. 16.7 x 20.8 cm (Collection of Tartu University Library).

with graphic sheets and drawings from Swiss and Dutch artists that proved influential to the local art scene in Livonia.[28]

Karl Morgenstern (1770 – 1852), a professor of aesthetics, rhetorics, literature and classical philology at the University of Tartu, and the director of the university library, travelled west in 1808. He went through Germany to Paris at first, then on to Switzerland and Italy. His choice of travel destinations was customary, if not canonical, for a learned man in the Enlightenment era. He visited all the larger cities in Italy and wrote thorough accounts of the art and architecture there.[29] After returning to Tartu, and influenced by his travels, he coined the term *Bildungsroman* in one of his lectures in 1819.[30]

Artists August Georg Wilhelm Pezold (1794 – 1859), Gustav Adolf Hippius (1792 – 1856), and Otto Friedrich Ignatius (1794 – 1824) had their *Wanderjahre* in Europe from about 1815 until 1821. They spent the years studying in Berlin and Vienna,

28 Cf. Polli, Est pictura poësis, est poësis pictura (cf. n. 26).

29 Cf. Karl Morgenstern: Reise in Italien. Dorpat-Leipzig 1813.

30 Cf. Tobias Boes: Formative Fictions. Nationalism, Cosmopolitanism, and the Bildungsroman. New York 2012, 1.



Fig. 4: August Pezold: Portrait of a woman. 1816. Pencil, sepia on paper. 16.8 x 15.7 cm (Estonian Art Museum EKM j 190:77 G 2266).

before extensively touring Italy. Along the way they drafted pictures of landscapes and historic monuments, as well as portraits and recorded city life (fig. 4).

For example, Hippius drew portraits of Ludwig van Beethoven, Bertel Thorvaldsen and Friedrich Overbeck.[31] They had an avid interest in classical European art history and wrote vivid accounts of the monuments they saw in Italy.

In 1820 – 1824, August Matthias Hagen (1794 – 1878) travelled in Germany and Switzerland. His sketches and diaries exemplify his interest in the landscapes that he sketched enthusiastically (fig. 5), as does his choice of travel destinations; where he also visited galleries, art museums, churches, and other sites of cultural interest. Descriptions of cultural sightseeing and experiences in Hagen's diaries are interwoven

31 Cf. Leopold Pezold: Aus den Wanderjahren dreier estländischer Maler I. In: Baltische Monatsschrift 36 (1889), 708 – 747, here 726.

with personal encounters and his relationships with local people. Given that his primary goal was to see the Alps, weather and nature were dominant themes in his work.[32]

These were more just some of the Baltic German artists travelling in Europe at the time, their numbers growing as the exchange of ideas and knowledge via travelling became a widespread practice. In the context of knowledge-valuing Enlightenment, I argue that artists were conscious participants in heritage production, intentionally mediating and creating new knowledge for their contemporaries, and for following generations. This is exemplified by the fact that they returned from their travels with drawings, notes, and prints by other artists. Many of these were intended not solely for the artist's own use, but to be seen and read by others.[33]

Both the tone of their writings and their later works – such as August Pezold's self-portrait with the Colosseum (fig. 1) – suggest that being a part of European culture and artistic heritage formed an important part of these artists' identities. Their choice of travel destinations is hardly surprising as it is in accordance with the custom of educational travelling in Enlightenment era Europe. There were two main destinations, both of which had their own allure. Italian cities attracted artists with their rich art history, and for centuries, a Grand Tour was unthinkable without visiting Italy. In the first half of the 19th century awareness of aesthetics and the history of art grew in the Baltics, and it gradually became the norm that artists should have some knowledge in these areas.[34]

From the second half of the 18th century onwards, Switzerland and the Alps became another important travel destination. The growth of the Romantic movement led to a desire to experience nature in all its majesty, as seen in Hagen's landscape sketch with mountains and Romantic ruins in the centre (fig. 5). As the travels of Baltic German artists show, both Italy and Switzerland were popular travel destinations. It seems that they always travelled through Germany, probably for geographical reasons, and because of the cultural connections that the artists had with the region. The ports of Tallinn (Reval) and Riga had been well connected to North German harbours for centuries.

In general, the artists viewed the places and monuments that they saw in a positive light. For instance, August Matthias Hagen found nature in Switzerland to be extremely appealing. He declared emotionally that visiting Switzerland was a dream he had already had in his childhood, and on the 3rd July 1821 the dream finally came true as he crossed the Swiss border.[35] Seeing the dome of St Peter's Church in Rome for the first time was also very moving for August Pezold – a scene that his companion

32 Cf. Hagen, Kunstniku reisipäevikud 1820 – 1821 (cf. n. 13).
33 Cf. Juta Keevallik: Karl Morgensterni ja August von Kotzebue Itaalia-reisid ja reisiraamatud [The Travels to Italy and Travel Books of Karl Morgenstern and August von Kotzebue]. In: Eesti kunstikontaktid läbi sajandite I [Estonian Art Contacts through the Centuries I]. Tallinn 1991, 26 – 49, here 31.
34 Cf. ibid., 26.
35 Cf. Hagen, Kunstniku reisipäevikud 1820 – 1821 (cf. n. 13), 114.

Hippius later captured in an emotional etching (fig. 2).[36] In Italy some artists, such as Hippius, were more drawn to local people, others not so much. However, all of them displayed a great interest in art museums and visited the Uffizi gallery in Florence. While personal interests and assessments varied a little, they were most interested in Italian art of the 16th and 17th centuries, which they scrutinized carefully.

One could typically distinguish four main types of travel materials developed by Baltic German artists at the beginning of the 19th century. Firstly, there were diaries that were kept while travelling, such as the aforementioned journal of August Matthias Hagen. Diaries were rather personal and direct, seemingly mediating what the artist had in mind and underlining what kind of impressions were most important to them. For instance, Hagen's diary exemplifies his somewhat grumpy and adventurous character. It is also rather emotional, something that could be influenced by the fact that he met his future wife while staying in Passau on the way to Switzerland.[37] This diary was not published in the 19th century.

Secondly, there were travel materials, some could even be described as 'studies', that were intentionally created for publishing, often by *litterati* from various backgrounds.[38] Most were probably notes taken on the trip itself that were later re-written and edited into a coherent text and published. A good example of this are the writings of Karl Morgenstern who, as a university professor who was prominent in several fields, worked diligently for the better education of others. He was the editor of *Dörptische Beyträge für Freunde der Philosophie, Litteratur und Kunst* (1813 – 1816; 1821) where he also published contributions from other travellers. Morgenstern's plans to publish his own travel writings were so ambitious that he only managed to publish one 900-page book about Italy, while he intended to make three. Separate volumes about France, Switzerland, and Germany were planned, but remained unfinished.[39]

Thirdly, were accounts written by artists, such as Gerhard von Kügelgen, that were created intentionally for publishing. Gerhard, and his twin brother Karl von Kügelgen, originated from Germany but worked in the Baltics for a long time, having a notable influence in the artistic life of the area. Gerhard von Kügelgen had already moved back to Germany, living in Dresden, when he wrote an article about the *Sistine Madonna* by Raphael for Morgenstern's *Dörptische Beyträge* in 1814.[40] It is clear that

36 Cf. Bernd Koch: Der Maler August Pezold aus Estland. In: Jahrbuch des baltischen Deutschtums 47 (2000), 134 – 155, here 140.

37 Cf. Hagen, Kunstniku reisipäevikud 1820 – 1821 (cf. n. 13), 7.

38 The *litterati* or *Literatenstand* were here mostly educated men such as home teachers (in the houses of noblemen), or professors at the newly reopened Tartu University. They were often not born in the Baltic region but were invited, or came, from Germany in order to find work.

39 Cf. Keevallik, Karl Morgensterni ja August von Kotzebue Itaalia-reisid ja reisiraamatud (cf. n. 33), 31.

40 Cf. Gerhard von Kügelgen: Rafael's Madonna in der Gallerie zu Dresden. In: Dörptische Beyträge für Freunde der Philosophie, Litteratur und Kunst 2 (1814), 317 – 338.

his account of Raphael's masterpiece was explicitly intended to disseminate knowledge about the work to a Livonian audience.

Fourthly, a compilation of different travel materials could be made with a view to publishing it later. Here the author of the compilation might not be the traveller himself, but someone else. For example, August Pezold's son Leopold Pezold compiled materials from the diaries and notes of his father and his friends, Gustav Adolf Hippius and Otto Ignatius. This compilation was published in 1889 – 1890 in journal *Baltische Monatsschrift*, about 70 years after the tour had taken place. However, Leopold Pezold stated that it was the travellers' original intention to publish it.[41]

The Actor-Network of the Baltic Artists

There has long been a narrative of the Baltic provinces being placed at the periphery of Europe, where Western influences arrive somewhat later than elsewhere. However, through studying Baltic German culture and heritage, one can show this long-established account to be too one-sided and simplistic: a good example of this being Baltic Germans' travels and contacts with European intelligentsia. One can evidence this by shifting the emphasis from strictly national art history to a regional discourse, by taking more historical groups and actors into consideration.

In the contemporary context, it has proved to be more reasonable to speak about *histoire croisée*, or 'entangled history', where influences and ideas move in a multifaceted network; rather than in one direction from centre to periphery. Actor-network theory (ANT) is also a good method for tracing trans-boundary connections, especially considering that Baltic German art – and Enlightenment culture in Europe – had a rather network-like character that had many different influences woven into it.

According to actor-network-theory social networks are not given as such, but consist of complex relations between innumerable actors, each of whom or which has or have some sort of influence upon the others. The network itself is therefore not constant, but constantly moving; not stable, but shapeshifting. Relations in the network do not work one-way, but in a reciprocal and intertwined manner.[42] Actors in this sense are not just human beings, as this is not a theory for human social relations only; rather for tracing a multifactorial network where objects and ideas

41 Cf. Anne Lõugas: Gustav Adolf Hippiuse, Otto Friedrich Ignatiuse ja August Georg Wilhelm Pezoldi õppereis 1810. aastatel [The Study Travel of Gustav Adolf Hippius, Otto Friedrich Ignatius, and August Georg Wilhelm Pezold in the 1810s]. In: Anne Lõugas (Ed.): Neli baltisaksa kunstnikku. Artiklite kogumik. [Four Baltic German Artists. A Compendium of Articles.] Tallinn 1994, 49 – 55, here 49.
42 Cf. Bruno Latour: Reassembling the Social. An Introduction to Actor-Network-Theory. Oxford 2005, 4 – 5.

also have a say. In this sense actors could also be such as plants, machines, texts, animals and artefacts.[43]

Alfred Gell has expressed similar ideas about the agency of an artwork in an attempt to view art from an anthropological perspective.[44] Gell uses the term 'index' instead of an artwork, because 'artwork' already implies a classification whereas, in fact, it is always an index of somebody's agency. Like actors in actor-network-theory, agents can also be either human or non-human. They become agents in cases where they induce an effect. Art is thus viewed as a system of action which "is inherently more anthropological than the alternative semiotic approach because it is preoccupied with the practical mediatory role of art objects in the social process",[45] always viewing artworks in a context of social networks.

Similar strategies to find a new perspective have also been brought up by those researching the Enlightenment in Europe. Upon closer inspection, the cultural context of the Enlightenment itself appears to have a network-like character. The notion of a network is also more suited in characterising East-West relations in Europe, which were not uniformly dichotomous but rather multifarious and combined.[46] We could not speak, therefore, of a center that unambiguously influenced the periphery. On the contrary, the 'transportation' of enlightened ideas and innovations occurred via heterogenous networks.[47]

These contacts – whether in the Enlightenment era or later – did not remain metaphysical, but were constantly reinforced in a tangible manner – by trading objects such as letters, drawings, prints, and so on. Agency is always in need of a materialisation, an object is necessary for agency to be exercised.[48] The research objects for art history also consist of ideas that have acquired a material form – such as in art works, buildings, reproductions and *tractatae*. These are all a set of carriers that enable the ideas to move, to circulate, to be disseminated. In the written and drawn sources created by travellers, knowledge about other places has also been materialised in a vehicle that enables this knowledge to start travelling on its own.

Through the act of travelling and interpreting, the Baltic German artists found themselves in close relationship with Western European heritage. In terms of actor-network-theory, the act of interpretation is never situated outside the network since the network can only be expanded, creating *new* actors in the field.[49] Further-

43 Cf. idem: On Actor-Network Theory: A Few Clarifications. In: Soziale Welt 47/4, (1996), 369–381, here 369.

44 Cf. Alfred Gell: Art and Agency. An Anthropological Theory. Oxford 1998.

45 Ibid., 6.

46 Cf. Christoph Augustynowicz, Agnieszka Pufelska: Einleitung. In: Christoph Augustynowicz, Agnieszka Pufelska (Ed.): Konstruierte (Fremd-?)Bilder. Das östliche Europa im Diskurs des 18. Jahrhunderts. Berlin-Boston 2017, 1–10, here 9.

47 Cf. ibid., 8.

48 Cf. Gell, Art and Agency (cf. n. 44), 20.

49 Cf. Latour, On actor-network theory (cf. n. 43), 376.

more, it could be argued that by creating more connections, interpretation creates a density or gravity in the network to which new ideas and layers of interpretation can more easily adhere. The more connections an actor has, the more gravity it creates. This is also the reason why the Baltic Germans' travel materials are important – their interpretations of European artistic heritage drew attention to their objects, extended the network and also extended knowledge by adding new elements to local heritage.

The joint travel of Pezold, Hippius, and Ignatius

It is clear that the original travel materials of Baltic German artists have reached their audience in different ways, because of the influence of different actors. The joint travel of the three friends – August Pezold, Gustav Adolf Hippius, and Otto Ignatius – offers an interesting example here; showing artistic cooperation and highlighting various stages of how they mediated information. The travelling artists were influenced by their background, growing up in an environment where music and art were encouraged. Ignatius and Hippius were first educated in the parsonage of Hageri (Haggers), where their tutors were the musician Johann August Hagen (1786–1877) and artist Carl Sigismund Walther (1783–1866).[50]

Both of them were invited from Germany to Hageri by playwright, diplomat and theatre activist August von Kotzebue (1761–1819), who originated from Weimar but spent a large part of his life working in the Baltic province of Estonia. Kotzebue himself had visited Italy in 1804–1805. His accounts of his travels, *Erinnerungen von einer Reise aus Liefland nach Rom und Neapel*, were published in Berlin in 1805 and were one of the first of their kind to be written by an intellectual who was active in the region. Although Kotzebue's text was also critical towards the monuments in Italy – because of how they were mostly seen with unending amazement; and although it was published in Berlin,[51] it is probable that Hippius and Ignatius were at least familiar with, if not influenced by, it.

The education of the young artists continued in academies of art in St. Petersburg, Berlin, and Vienna where the study system was rather conservative and relied on copying old masters and antique sculptures. From early on, the students looked forward to self-organized excursions that allowed them to see the world on their own and sketch freely, ultimately deciding to leave the academy.[52] The rest of their *Wanderjahre* were mostly spent in Italy, visiting galleries and churches, and forming contacts with the German community in Rome.

50 Cf. Pezold, Kolme Eestimaa kunstniku rännuaastad (cf. n. 15), 15.

51 Cf. Juta Keevallik, Rein Loodus, Lehti Viiroja (Ed.): Tekste kunstist ja arhitektuurist / Texte über Kunst und Architektur. Köide 1 / Bd 1. Tallinn 2000, 103.

52 Cf. Pezold, Kolme Eestimaa kunstniku rännuaastad (cf. n. 15), 26 f.

Otto Ignatius leaves no room for doubts as to whether it would be beneficial to visit Italy or not, suggesting that the joy of seeing everything with one's own eyes is incomparable to reproductions:

> Obgleich ich jedes Einzelne schon aus Kupferstichen und aus den Bildern des Canaletto kannte, so ist der Eindruck des Ganzen doch so mächtig und so neu, dass man sich in einen ganz anderen Weltteil hingezaubert glaubt, da alles ganz von den übrigen Städten Europas abweicht.[53]

Ignatius is also certain that these impressions will have an influence upon his later creations:

> Bin ich nicht ein Kind des Glücks, dass mir Gott das Gefühl und die Augen gab, dieses alles zu durchschauen und zu ergreifen? Auch soll es gewiss Früchte tragen für meine Kunst, deren ihr alle Euch einst freuen sollt. Habt nur Geduld.[54]

However, there were also mediators on their journey; such as a travel itinerary they acquired, or several people who are only hinted at in Ignatius's writing. When visiting churches or chapels, he often uses the phrase "man zeigte uns", but leaves the question of who showed them the artefacts as open. In one case it is a librarian and, in another case, a choir boy.[55]

An important set of actors were the artists they met on their travels. A friendship with Julius Schnorr von Carolsfeld, a member of the Nazarene movement, had already been established in Vienna. The young artists spent some memorable moments together, eating, drinking, and discussing history of art questions such as "die Vorzüge Rafaels und Rubens".[56] Hippius arrived in Rome in early 1817 and visited Casa Bartholdy, where he saw the frescoes of the Nazarene painters. While Hippius had had some doubts about the Nazarene movement before, the frescoes 'acted' as a good influence upon him and he formed a closer relationship with Friedrich Overbeck, whose work he admired. Hippius and Overbeck confirmed their friendship by drawing portraits of each other – a good example of a relationship materialised.[57]

While in Berlin, Ignatius and Pezold stayed at the home of Gottfried Schadow whose son, Friedrich Wilhelm Schadow, was also one of the Nazarenes. Ignatius later married Gottfried Shadow's daughter, Adelheid, and became close friends

---

53 Eesti Kunstimuuseumi arhiiv (EKM), Tallinn [Archive of Estonian Art Museum, Tallinn]. Otto Ignatiuse isikuarhiiv. Otto Ignatiuse päevik (fragmendid koopiatena) [The Personal Archive of Otto Ignatius. The Diary of Otto Ignatius. (fragments as copies)] EKMA 111.1.1, p 50.

54 EKM EKMA 111.1.1, p 70.

55 "Man zeigte uns noch mehrere Madonnenköpfe von Sarro Ferrato [...]." "Jetzt näherte sich der Chorknabe, der uns führte, mit feierlichen Schritten einem großen Seidenvorhange, und zog ihn langsam weg." EKM EKMA 111.1.1, p 55.

56 Pezold, Aus den Wanderjahren dreier estländischer Maler I (cf. n. 31), 730.

57 Cf. idem: Aus den Wanderjahren dreier estländischer Maler II. In: Baltische Monatsschrift 37 (1890), 35.

with her brothers.[58] As a result all of the three friends – Ignatius, Pezold, and Hippius – had a close association with the Nazarene artists both in terms of family relations and artistically, especially in terms of religious works. In the 1850s, decades after staying in Rome, August Pezold produced an altar painting, *The Last Supper*, for the church in Türi (Turgel) that borrows its composition from Friedrich Overbeck. The journal *Inland* considered this fact worthy of mentioning when introducing the new work, thereby also introducing the Nazarene artist.[59]

This kind of extensive travelling has generally been shown to be a decisive factor in the education and development of the young artists.[60] It is probable that it added much to the sparkling career of Otto Ignatius, who became an imperial court artist in St. Petersburg at a very young age soon after his return from Italy. His friend Hippius became an important artistic figure in Tallinn in the middle of the 19th century. Hippius was also an active art teacher and author of several books in the same field. It has been estimated that Hippius's actions led to a more organized and professional culture of art in Tallinn.[61] His contacts and early influences probably had a big impact on his endeavours and shaped his later life.

In addition to the direct relationships with other noteworthy artists, the three friends also produced travel materials, as was customary. The details of their travels have reached us thanks largely to Leopold Pezold's compilation which was first published in German in the journal *Baltische Monatsschrift* in 1889–1890, and later in Estonian in 1994. Leopold Pezold, an avid art activist and editor of the impactful *Revalsche Zeitung*, states in his compilation that his writing is based on various sources such as sketchbooks, diaries, letters, poems, oral accounts and memories.[62]

However, Leopold Pezold was not the first to publish information about the travellers. When arriving in Italy, Otto Ignatius started writing rather thorough accounts of the artistic monuments he saw:

> Ich will auf dieser Reise außer meinen Briefen, noch ein getreues Tagebuch schreiben, und habe schon manche kleine Zeichnung beigefügt. Der Gedanke, daß sie einmal den lieben Meinigen zu Hause in die Hände kommen werden, macht mir diese Mühe doppelt süß.[63]

58 Cf. idem, Aus den Wanderjahren dreier estländischer Maler I (cf. n. 31), 720.
59 Cf. Das Inland. 05.11.1856, 731.
60 Cf. Rein Loodus: Kunstielu Eesti linnades 19. sajandil [Art Life in Estonian Cities in the 19th Century]. Tallinn 1993, 31.
61 Cf. Rein Loodus, Juta Keevallik: Kunstielu Eestis 19. sajandil [Art Life in Estonia in the 19th Century]. Tallinn 1990, 9.
62 Cf. Pezold, Kolme Eestimaa kunstniku rännuaastad (cf. n. 15), 12.
63 Aus Otto Ignatius Tagebuch seiner Reise nach Italien (cf. n. 12), 179.

His thoughts and impressions were only published in excerpts, first in *St. Petersburgische Zeitschrift* in 1823[64] and then, posthumously, in a weekly journal *Esthona* in 1829 – 1830.[65]

Ignatius sent his materials to *St. Petersburgische Zeitschrift* himself,[66] consequently his accompanying notes are of particular interest. He describes his work and explains why an artist should still publish his travel notes from Italy when there are already so many. On the contrary, his goal is to offer his views on art, not just travel notes:

> Wenn ich mich bei meiner Arbeit blos darauf beschränkt hätte, eine Reisebeschreibung zu liefern, so hätte ich mit der Herausgabe des Werks mehr eilen müssen, um den Reiz der Neuheit zu benutzen; es soll aber kein Itineraire werden, sondern vielmehr allgemeine Kunstansichten aussprechen, welche erst mit der Zeit ihre Reife erlangen können, und welche niemals altern, wenn sie wahr sind. Auch habe ich die erfreuliche Erfahrung gemacht, daß manches Urtheil, welches damals, als ich es niederschrieb, gar nicht erhört oder gänzlich verkannt worden wäre, jetzt schon ziemlich allgemeinen Eingang findet.[67]

Ignatius's intention to publish his notes were convincing since he claims to already have had some agreements with publishers in Germany. That was before he received an irrefusable offer to publish it in his fatherland, Russia, the only evidence of his plan being an advertisement for pre-ordering that accompanied his published excerpts in the *St. Petersburgische Zeitschrift* on June 1, 1823. Pre-orders were accepted in St. Petersburg, Moscow, Warsaw, Riga, Tallinn, Tartu, Turku, and Jelgava (Mitau).[68] These ambitious plans were unfortunately never realized, most probably because Ignatius died only a year later, in 1824, at the age of 30 – in a sad case where an illness explicitly influenced art history.

Both *St. Petersburgische Zeitschrift* and *Esthona* were part of many publications that were mostly intended for general education. This sort of journal tended to be published with a common aim in mind, but often with a rather short lifespan, probably influenced by the enthusiasm of the publisher and/or editor. Novels were generally not the most favoured literary genre in the Baltic region. The audience preferred practical texts that were either educative, informative or had at least some connection to real life; and were not just about fictional characters[69] – expectations that

64 Cf. Fragmente aus den Briefen und Tagebüchern eines reisenden Malers in Italien. In: St. Petersburgische Zeitschrift 9 (1823), 165 – 177.
65 Cf. Aus Otto Ignatius Tagebuch seiner Reise nach Italien (cf. n. 12), 179.
66 "Bei meiner Rückkehr ins Nordische Vaterland war es meine höchste Freude mich an der Erinnerung der Italischen Zauberwelt zu sonnen. Um meine Phantasie noch lebhafter anzuregen, sammelte ich meine Briefe ein, ordnete und verband sie mit meinen Tagebüchern, und fügte mehrere Zeichnungen hinzu, welche Bezug darauf hatten […] zwei Bände nebst einer Mappe mit 30 litographirten Blättern." Pränumerationsanzeige. In: St. Petersburgische Zeitschrift 9 (1823), 377 – 381, here 377.
67 Ibid., 378.
68 Cf. ibid., 380 f.
69 Cf. Undusk, Baltisaksa kirjakultuuri struktuurist (cf. n. 6), 565.

travel writings accommodated rather well. These publications were intended for the German-speaking reader, most of whom were such as state officials, professors, pastors and writers.[70]

Pictorial Traces of Travelling

Kadi Polli has expressed similar thoughts regarding the pictorial culture in the Baltic Enlightenment where high genres and mediums such as oil paintings on historical topics were rather scarce; but drawings, sketches and graphic sheets could be found in abundance. A large portion of the visual culture also had a practical and educative character, a “didactic nature that considered the promotion of society to be more important than aesthetic values”.[71] Cases where artists embarked on a journey to sketch people and landscapes were intentional efforts to offer a structured pictorial representation of the otherwise chaotic world.[72]

The fact that objects such as artworks could have an important role in the network of knowledge was felt at the beginning of the 19th century, when a restructuring of knowledge regimes occurred, as the culture historian Peter Burke has shown. The “map of learning” was redrawn according to new institutions such as universities, museums and libraries.[73] A new regime of knowledge was not only institutional, however. As Burke has pointed out: “The point to emphasize is that art was coming to be regarded as a form of knowledge, part of the new regime. [...] the ‘Bildende Künste’ were viewed as a means to Bildung.”[74]

As the travellers in this instance were practising artists, their travel materials were two-tiered: written accounts were accompanied by drawings and vice versa. This would at once raise questions about the relationship between text and image, and how each has been arranged, in order to see how they both began to act. These questions are, unfortunately, difficult to answer because the materials have been dispersed and scattered in the two centuries that have since elapsed.

Leopold Pezold offers an interesting description of the different practices of the artists he writes about. For instance, Otto Ignatius spent the most time detailing his accounts of the historical artworks he saw in Italy which he intended to accompany with drawings (for publication), but the drawings were lost already to Pezold. Gustav

---

70 For example, the *Dörptische Beyträge* always printed a list of pre-subscribers that enables one to get an idea of the array of readers of the journal. Vgl. Dörptische Beyträge für Freunde der Philosophie, Litteratur und Kunst 1 (1814), XV–XVIII.

71 Kadi Polli: The Role of Pictures in the Late Baltic Enlightenment. In: Makslas Vesture un Teorija / Art History and Theory 18 (2015), 18–33, here 21.

72 Cf. ibid., 28.

73 Peter Burke: Circa 1808: Restructuring Knowledges. / Um 1808: Neuordnung der Wissensarten. München 2008 (The Schelling Lectures on the Arts and Humanities 1), 26.

74 Ibid., 50.

Adolf Hippius also included information of the history of the art that he encountered in his notes from the same period, while August Pezold confined himself to drawing and only sometimes wrote diary-like notes on the back of his sketches. As Leopold Pezold remarks, as diary entries become less frequent as the artists produced more sketches and vice versa, it is likely that these texts and sketches were not always connected when they were produced.[75]

August Matthias Hagen describes his working methods in his diaries. On 13th October 1820, he copied a landscape from another artist from memory, changing some details.[76] He mentions that, on 2nd June 1821, the weather acted upon him – it was rainy and cloudy and did not allow him to sketch a complete landscape. Consequently, he started to combine several elements.[77] Two days later he offers a description that seems quite typical of his work: he had sketched the outline of the ruins in Wolkenstein the day before and worked with the lighting the next day. On the following day he had intended to colour some contours with Indian ink. As it was a personal diary, he also mentions digestive problems and his dog in the same paragraph.[78] The aforementioned working style can be seen in his sketch, from the same period, that depicts a mountainous landscape with castle ruins and a church (fig. 5).



Fig. 5: August Matthias Hagen: Landscape with ruins and a church. Ca. 1820 – 1824. Pencil and Indian ink on paper. 24.6 x 38 cm (Tartu Art Museum TKM TR 4290 B 1223)

75 Cf. Pezold, Kolme Eestimaa kunstniku rännuaastad (cf. n. 15), 68 f.
76 Cf. Hagen, Kunstniku reisipäevikud 1820 – 1821 (cf. n. 13), 54.
77 Cf. ibid., 95.
78 Cf. ibid., 95 f.

It seems that the scene was drafted first with pencil and then coloured with Indian ink, just as he described. It is also probable that the elements (trees, ruins, the church and rocks) have been combined from different views.

The travelling artists were also affected by their tours later in life. While Hagen's sketches were mostly executed *in situ*, his way of perceiving landscape was also later evident when making *vedutae* in Livonia. As the most renowned landscape artist of the period his works also had an impact on others; probably influencing his daughter, Julie Hagen-Schwarz, a well-known artist in her own right.

Gustav Adolf Hippius returned to his home in Hageri on 9th November 1819.[79] In 1821, he created a copper engraving depicting pilgrims (probably including art pilgrims) greeting the city of Rome (fig. 2). A group of people – some kneeling, some waving to the city with overflowing joy – have gathered on a hilltop where they probably see Rome in the distance for the first time. They are shown travelling on foot, as was common for pilgrims and poor young artists alike, but also a favourable method to experience nature in the period.[80] Hippius's work shows a deeply felt nostalgia for their tour in Italy.

Visiting Rome was an important event to be remembered and depicted. In this work by Hippius the scene was inspired by personal experience, but abstracted later as a general sign of the importance of Rome. An exemplary depiction of a self-conscious artist relating himself to classical heritage is given by Hippius's companion, August Pezold, who painted a self-portrait with the Colosseum in the background (fig. 1). Painted in 1818, the portrait was created while in Rome. Pezold shows himself standing three-quarters in front of his easel, his palette on the right and a window (or a painting) showing the Colosseum in evening light on the left. Pezold has thus set himself in an honourable tradition of painting a (self-)portrait with classical ruins, just like Maarten van Heemskerck did with his *Self-portrait with the Colosseum* in 1553, or like Johann Tischbein painted *Goethe in the Roman Campagna* in 1787.

Conclusion

Travelling has been helpful in creating and establishing communicative networks, and in obtaining and mediating knowledge through many centuries. It could be argued that a sense of a common Europe was felt in the 18th century, largely established in iconography that relied upon classical antiquity.[81] Although the Napoleonic wars weakened such a feeling of European community a pan-European style in art was still dom-

79 Cf. Pezold, Kolme Eestimaa kunstniku rännuaastad (cf. n. 15), 93.
80 Cf. Beyrer, Des Reisebeschreibers ‚Kutsche' (cf. n. 4), 73.
81 Cf. Augustynowicz/Pufelska, Einleitung (cf. n. 46), 5.

inant, as the feeling for a common Europe being first and foremost cultural.[82] This singular European culture was mainly visualized in a similar pictorial language[83] that was disseminated via cultural contacts such as those acquired by travelling.

I would agree with the idea of Alfred Gell that art does not have an *a priori* unified role in every society, but acquires a role in each society separately by acting through social practice.[84] In the Enlightenment period art fulfilled, amongst other things, a role as a mediator of knowledge and, as such, definitely played a part in educational practices, as did travelling. Travelling as an educative method spread as a means of direct experience that was gradually more and more approachable from this point onwards.

Travel and art as mediators of knowledge went hand in hand when it came to travelling artists, where the places they experienced were later reproduced both textually and visually, as seen from their *oeuvre*. The relative approachability of travelling on the one hand, and the growing demands for education that were applied to different professions on the other, lured many Baltic artists and intellectuals to travel; alongside their colleagues from other parts of Europe. Their travel destinations were in line with the most popular of the time (visiting Italy and Switzerland) and their impressions rather positive, praising the power of witnessing these landscapes and monuments first hand.

In many cases the artists' materials were explicitly intended for publishing either as a separate volume or in a journal that circulated, for example, among professors, other artists, pastors, and teachers or officials who belonged to the German-speaking community. Some of the information was shared in personal materials that were either meant as an *aide-mémoire* for the artists themselves, or to be sent to their family. In some cases this material was later published, probably because the next generations regarded it as worth sharing.

In the case of Otto Ignatius, the artist himself worked diligently in order to publish his writings and drawings in order to engage not only with the travel genre, but in a wider theoretical discussion of art that was ignited by his experiences in Italy. His companions Gustav Adolf Hippius and August Pezold were also influenced by their years of travelling that drew them together with the Nazarene movement, amongst others. As the artists' contacts show communication and exchange were rather intense, considering, of course, the physical limitations of travel in the period. However, at a time where a boat trip from Tallinn to Travemünde could easily take more than two weeks, the world could be brought back home on their pencil tips – in their sketches and diaries.

82 Cf. Wolfgang Schmale: Das östliche Europa: (Fremd-?)Bilder im Diskurs des 18. Jahrhunderts und darüber hinaus. Eine Keynote. In: Augustynowicz/Pufelska (Ed.), Konstruierte (Fremd-?)Bilder (cf. n. 46), 11–28, here 21.

83 Cf. ibid., 22.

84 Cf. Gell, Art and Agency (cf. n. 44), 7.

Julija Boguna

Nützt es dem Volke, *übersetzt* zu werden?

Oder: Was Translation über die (livländische) Aufklärung verraten kann

Zusammenfassung: Die Preisfrage der Preußischen Akademie von 1780 – „Nützt es dem Volke, betrogen zu werden?“ – steht nicht im Widerspruch zum Aufklärungszeitalter, sondern veranschaulicht eher dessen Ambivalenz und Dynamik. Verhältnismäßige Aufklärung in Standesschranken ko-existiert mit Abolitionismus, theologische Aufklärung mit Anti-Klerikalismus, Emanzipation durch Bildung mit Restriktion durch dieselbe. Die angesprochene Vielfalt ist hierbei wandelbar und historisierbar. Was geschieht, wenn das ebenbürtige Gespräch unter den Gelehrten in ein Bildungsgespräch des Aufklärers mit dem Volk überführt wird, vor allem in mehrsprachigen Kommunikationsräumen wie Livland? Translation als transkulturelle kommunikative Handlung wird hier durch die Mehrsprachigkeit zum konstitutiven Bestandteil des Aufklärungsdiskurses selbst. Denn die Übersetzungsvorgänge sind keineswegs als Notbehelf zu verstehen, sondern als die Möglichkeit des Sprechaktes selbst. Was lässt sich nun aus Translation über die Aufklärung lernen? Am Beispiel Garlieb Merkels (1769–1850) als Übersetzer wird dieser Frage nachgegangen: Herangezogen werden sowohl seine Übersetzungen als auch übersetzungspoetologische Aussagen sowie Übersetzungskritiken.

Schlagwörter: Translation; Volksaufklärung; Garlieb Merkel; Kolonialismuskritik; Livland

Abstract: The Prize Question of the Prussian Academy of 1780 – “Does it benefit the people to be deceived?”– does not contradict the Age of Enlightenment, it rather illustrates its ambivalence and dynamics. Relative Enlightenment within the boundaries of social class co-exists with abolitionism, theological Enlightenment with anti-clericalism, emancipation through education with restrictions by the same. However, this diversity is subject to change. What happens when the egalitarian conversation among scholars is transformed into an educational one of ‘the Enlightener’ with the people, especially in multilingual communication areas like Livonia? Translation as a transcultural communicative action becomes a constitutive part of the Enlightenment discourse itself because of this multilingual context. Translation here is by no means to be seen as a contingent strategy, but rather as the possibility of the act of speech itself. Using the translations and poetological statements – as well as translation critiques – of Garlieb Merkel (1769–1850) as an example, this article will discuss what can be learned about the Enlightenment from translation?

Keywords: Translation; popular Enlightenment; Garlieb Merkel; critique of colonialism; Livonia

Julija Boguna, Dr., Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Fachbereich Translations-, Sprach- und Kulturwissenschaft, An der Hochschule 2, 76711 Germersheim, boguna@uni-mainz.de

https://doi.org/10.1515/9783110671827-005

Einleitung

> ‚Sage mir,' rief er plötzlich, ‚welches ist denn eigentlich dein Fach? Du fingst als Dichter an, dann wurdest Du in den ‚Letten' Publicist, dann in der ‚Vorzeit Lieflands' Historiker, denn [sic] in der ‚Rückkehr in's Vaterland,' und dem ‚Wannem Ymanta' wieder Dichter, dann in Deinen ‚Briefen' Kritiker, dann wieder im ‚Freimüthigen' Publicist, Politiker. [...] Was bist denn Du?'[1]

Auf diese Frage gibt der (livländische) Publizist Garlieb Merkel (1769–1850), ein scharfer Kritiker der Leibeigenschaft, in seinem autobiographischen Werk *Darstellungen und Charakteristiken* eine scheinbar eindeutige Antwort: Die schriftstellerische Tätigkeit, „*in jedem Ton und jeder Form* [...], die für den Augenblick die überzeugendste, wirksamste, gewinnendste scheint", ist und war sein Fach.[2] Um dieses Fach, bzw. um eine konkrete „Form" davon wird es im Folgenden gehen – und zwar um das Übersetzen.

Garlieb Helwig Merkel ist in vielerlei Rollen in Erscheinung getreten – als Publizist, „Zeitschriftsteller",[3] Abolitionist und Kritiker. Er ist eine der Schlüsselfiguren der livländischen Aufklärung, eines seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts überwiegend agrarrechtlich geführten aufklärerischen Diskursstrangs, der durch die bestehende Leibeigenschaft im russischen Zarenreich maßgeblich geprägt wurde. Die Rezeption von physiokratischem sowie naturrechtlichem Gedankengut, insgesamt von europäischer Aufklärung (Rousseau, Locke, Voltaire, Schlözer etc.), führte zur intensiven Auseinandersetzung mit bestehenden agrarrechtlichen Verhältnissen. Zwar gab es vor Merkel bereits Aufklärer, die sich dieser Problematik in ihren Schriften angenommen hatten (Heinrich Johann von Jannau, Friedrich von Meck, Johann Georg Eisen), sowie einzelne Reformatoren unter den Gutsherren, die private Bauernrechte erarbeitet hatten (Schoultz-Ascheraden), jedoch blieben diese Versuche einer *verhältnismäßigen*, an bestimmte Konditionen (Eigentum oder Bildung) gebundenen Aufklärung verhaftet.

Merkels Publizistik – vor allem die Streitschrift *Die Letten vorzüglich in Liefland am Ende des philosophischen Jahrhunderts* (1796) – unterschied sich davon insofern, als sie mit dieser Tradition brach und die Freiheit der Bauern als absolutes Ziel setzte. Merkels rhetorischer Kunstgriff bestand darin, die abolitionistische Forderung nach Befreiung der Sklaven in Übersee in europäische Kontexte zu setzen und die Kolonialismuskritik, wie sie z. B. von Herder, Raynal und Rousseau formuliert worden war, auf lettische und estnische Bauern zu übertragen. Er bediente sich dabei zwar der für überseeische Kolonialdiskurse üblichen Stilisierung des Kolonisierungsobjektes

1 Garlieb Helwig Merkel: Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben. Bd. 1: Aus Liefland. Leipzig 1839, S. VIf.

2 Ebd., S. VII.

3 Heinrich Bosse: Vom Schreiben leben. Garlieb Merkel als Zeitschriftsteller. In: Otto-Heinrich Elias (Hg.): Zwischen Aufklärung und Baltischem Biedermeier: Elf Beiträge zum 14. Baltischen Seminar 2002. Lüneburg 2007 (Baltische Seminare 12), S. 211–255.

zu einem exotischen ‚Wilden'. Indem er diese Stilisierung aber auf europäische Völker anwandte, entzog er einer Unterdrückung des ‚Wilden', die auf seiner Verfremdung basierte, die Grundlage. Merkels Bild des europäischen geknechteten Volkes dekonstruierte das missionarische Selbstverständnis der deutschbaltischen Oberschicht in Livland, es entzog ihrem 600 Jahre währenden Herrschaftsanspruch die Legitimation. Diese doppelgleisige kommunikative Strategie, die Anschluss an europäische sowie konkret livländische Kontexte ermöglichte, verhalf der Schrift zu großer Resonanz.[4] Merkels gesamtes livländisches publizistisches Volksprojekt kreist um *Die Letten*: *Wannem Ymanta* stellt den Konstruktionsversuch einer lettischen Saga dar, und *Vorzeit Lieflands* ist das historiographische Pendant dazu.[5] Seine Adressaten waren stets die deutschbaltische Oberschicht, die europäische gelehrte Öffentlichkeit sowie die russischen Regierungsvertreter, jedoch nicht die titelgebenden Akteure selbst – die Letten (oder Esten). Umso interessanter ist die spätere Kanonisierung von Merkel und *Die Letten* für die lettische Nationsbildung. So kann sein Volksprojekt als ein Beispiel für den transkulturellen Verflechtungscharakter textgenerierter Nationsbildungsprozesse im nordeuropäischen Kultur- und Sprachraum der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts dienen. ‚Textgeneriert' bedeutet hier eine konzeptuelle Fokussierung auf textuelle Artefakte (Epen, Sagen) als Nachweise und Legitimationsgrundlage für die Existenz der eigenen Gemeinschaft (‚Nation').[6]

Garlieb Merkels Name ist somit in germanistische und lettonistische Diskurse auf unterschiedliche Art und Weise eingeschrieben: einerseits durch seine journalistische Tätigkeit und seine Rolle in der ästhetischen Rezeptionsgeschichte um Schiller und

---

4 Es steht außer Frage, dass die deutschbaltische Rezeption nicht von der Rezeption in Deutschland getrennt werden kann; die deutsche Rezeption übte einen erheblichen Einfluss auf die Rezeption in Livland aus. Die Interdependenz wurde zusätzlich dadurch verursacht, dass auf Grund des Verbots öffentlicher Diskussion über Merkels *Die Letten* in Livland die Auseinandersetzung mit dem Werk seit 1796 in wesentlichem Umfang in Deutschland (und durch deutsche Pressemedien) ausgetragen wurde. Vgl. zur Rezeption grundlegend Jürgen Heeg: Garlieb Merkel als Kritiker der livländischen Ständegesellschaft. Zur politischen Publizistik der napoleonischen Zeit in den Ostseeprovinzen Rußlands. Frankfurt/M. 1996, insbesondere S. 111–132.

5 Vgl. Garlieb Helwig Merkel: Die Letten vorzüglich in Liefland am Ende des philosophischen Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Völker- und Menschenkunde. Wedemark 1998 [orig. 1796] (Beiträge zur baltischen Geschichte 17); ders.: Wannem Ymanta: eine lettische Sage. Leipzig 1802; ders.: Die Vorzeit Lieflands. Ein Denkmahl des Pfaffen- und Rittergeistes. Berlin 1798/1799.

6 Vgl. Thomas Taterka: Humanität, Abolition, Nation. In: Hinrich Ahrend, York-Gothart Mix (Hg.): Raynal – Herder – Merkel. Transformationen der Antikolonialismusdebatte in der europäischen Aufklärung. Heidelberg 2017 (GRM-Beiheft 79), S. 183–252; Viesturs Zanders: Garlieb Merkel und die lettische Gesellschaft 100 Jahre nach ihm. Übers. von Elīna Krastiņa und Imants Cīrulis. In: Triangulum: Germanistisches Jahrbuch für Estland, Lettland und Litauen 11 (2007), S. 78–91; Ojārs Lāms: Drei Jahrhunderte – drei Merkelbilder. Garlieb Merkel und die lettische Gesellschaft vom 18. bis 20. Jahrhundert. In: Michael Schwidtal, Armands Gūtmanis (Hg.): Das Baltikum im Spiegel der deutschen Literatur. Carl Gustav Jochmann und Garlieb Merkel. Heidelberg 2001, S. 33–41; Julija Boguna: Lettland als übersetzte Nation. Garlieb Merkels „Die Letten" und ihre Rezeption im 19. Jahrhundert in Livland. Berlin 2014.

Goethe in der Germanistik, andererseits eben als Kämpfer gegen die Leibeigenschaft und als dessen Folge als konzeptueller Vorbereiter der lettischen nationalen Identitätsbildung in der Lettonistik.

In übersetzungsbezogenen oder translationswissenschaftlichen (ob historiographischen oder theoretischen) Darstellungen wird Merkels Name dagegen kaum erwähnt. Dies verwundert nicht, und zwar nicht nur aufgrund der angesprochenen dominierenden germanistischen und lettonistischen Einschreibungstradition, die übrigens in den letzten zwanzig Jahren differenzierte und miteinander verschränkte Wirkungszusammenhänge ans Licht gebracht hat.[7] Garlieb Merkel ist eben nur sehr sporadisch als Übersetzer aus dem Englischen und Französischen (ins Deutsche) hervorgetreten, hauptsächlich durch eine kompilative Übersetzungsarbeit, die eine vollständige Übersetzung von Rousseaus *Du contrat social* (1797) und Humes *On the Original Contract* (1748) enthält (neben einer originären Abhandlung),[8] sowie durch fragmentarische Übersetzungen von Raynals *Histoire des deux Indes* in *Die Letten* (1796) und schließlich durch eine Übersetzung von Alexander Popes *The Rape of the Lock* (1797).[9]

Lohnt sich dann überhaupt der Blick auf Merkel als Übersetzer? Dabei sollte es nicht um das positivistische Aufspüren blinder Flecken der Übersetzergeschichte gehen, d. h. nicht um rein fachinterne (translationswissenschaftliche) Motivationen – um die Erzeugung von „Sichtbarkeit" von Übersetzern, die seit 20 Jahren die translationswissenschaftliche Forschung als zentraler und berufsemanzipierender Impuls bewegt und vor zehn Jahren in den Appell nach „humanizing" der Übersetzungsgeschichte überformt wurde.[10]

Mir geht es in diesem Beitrag vor allem um die Frage, welche Einblicke und Differenzierungen translatorische Aspekte für das Verständnis der Wirkungszusammenhänge von Ideen, Weltbildern und den materiellen Interessen dessen, was wir ‚Aufklärung' nennen, bieten können. Und zwar nicht nur im derivativen oder sekundären Sinne von ‚Translation durch Aufklärung', sondern auch und vor allem im Sinne von ‚Aufklärung durch Translation', also die Ermöglichung und Formung der Aufklärung(en) durch Übersetzung.

7 Vgl. nur eine kleine Auswahl: Heeg, Garlieb Merkel (wie Anm. 4); Jörg Drews (Hg.): „Ich werde gewiß große Energie zeigen". Garlieb Merkel (1769 – 1850) als Kämpfer, Kritiker und Projektemacher in Berlin und Riga. Bielefeld 2000 (Bielefelder Schriften zu Linguistik und Literaturwissenschaft 13); Ahrend/Mix (Hg.), Raynal – Herder – Merkel (wie Anm. 6); Schwidtal/Gūtmanis (Hg.), Das Baltikum im Spiegel der deutschen Literatur (wie Anm. 6).

8 Vgl. Garlieb Helwig Merkel: Hume's und Rousseau's Abhandlungen über den Urvertrag nebst einem Versuch über Leibeigenschaft, den Liefländischen Erbherren gewidmet. 2 Bde. Leipzig 1797.

9 Vgl. Ders.: Der Lockenraub. Ein scherzhaftes Heldengedicht von A. Pope frey und metrisch übersetzt von G. Merkel. Leipzig 1797.

10 Vgl. Lawrence Venuti: The translator's invisibility. A history of translation. 2nd ed. London 2008; Anthony Pym: Humanizing Translation Studies. In: Hermes – Journal of Language and Communication Studies 42 (2009), S. 23 – 49.

Es werden im Folgenden lediglich kleine Fragmente aus Merkels translatorischer Tätigkeit thematisiert – vor allem anhand übersetzungspoetologischer Aussagen und übersetzerischer Entscheidungen –, wobei jedoch kein erschöpfendes translatorisches Profil erstellt wird, das werkbiographische Reflexion mit vollständiger Erfassung des translatorischen Œuvres verschränkt, wie dies beispielsweise beim *Germersheimer Übersetzerlexikon* der Fall ist.[11]

Mein Beitrag unterbreitet den enger gefassten Vorschlag, translatorische Aspekte von Merkels „Fach" im Aufklärungsdiskurs fragmentarisch zu beleuchten, und zwar vorrangig in Bezug auf das Baltikum, genauer gesagt Livland, und gleichzeitig die Fruchtbarkeit einer solchen translationsbezogenen Herangehensweise zu reflektieren. Aus diesem Grunde gehören vor allem Merkels Übersetzungen von Humes und Rousseaus *Urverträgen*, von Raynals *Deux Indes* (beide um 1796/1797) sowie seine spätere Teilnahme an volksaufklärerischen Debatten zu Schiller-Übersetzungen ins Lettische samt der Subskriptions-Aktion zur Übersetzung von Zschokkes *Goldmacherdorf* im *Provinzialblatt für Kur-, Liv- und Ehstland* (1829) zum Gegenstand meiner Betrachtungen. Popes *Lockenraub* nennt Merkel selbst „ein Spielwerk", ein „kleines Produkt", welches eher „Schaden" anrichten könne, da es vom Wesen her so anders als *Die Letten* sei.[12] Merkel schließt diese Übersetzung aus seinem publizistischen Gesamtkonzept daher aus. Von mir wird diese Übersetzung ebenfalls nicht berücksichtigt.

Aufklärung und Translation – Versuch einer begrifflichen Vorklärung

Die beiden Leitbegriffe ‚Aufklärung' und ‚Translation' (als Ergebnis und Prozess) sollen aus begriffsgeschichtlicher Sicht bereits am Anfang problematisiert werden.[13] Die Begriffe werden hier im Sinne einer Selbstzuschreibungskategorie gebraucht: Was als ‚Übersetzung' (‚Übersetzer') oder ‚Aufklärung' bezeichnet wird, gilt als solche.

---

11 Vgl. Andreas F. Kelletat, Aleksey Taschinskiy (Hg.): Germersheimer Übersetzerlexikon Uelex. URL: http://www.uelex.de (29.12.19). Das Lexikon entsteht seit 2013 am Fachbereich Translations-, Sprach- und Kulturwissenschaft der Johannes Gutenberg-Universität Mainz in Germersheim. Es stellt den ersten systematischen Versuch dar, Forschung zu Übersetzern ins Deutsche in historischer und prosopographischer Perspektive zu betreiben – quasi Grundlagenforschung mit metanarrativer Reflexion über eine Kulturgeschichte des Übersetzens. Als Beispiele zu Aufklärern als Übersetzer vgl. die Übersetzerporträts von Gries, Gottsched sowie Lessing. Merkel als Übersetzungskritiker findet im Beitrag zu Johann Diederich Gries (1775–1842) eine seiner seltenen Erwähnungen.

12 Garlieb Helwig Merkel: Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben. Bd. 2. Leipzig 1840, S. 70 f.

13 Vgl. Jörn Leonhard: Von der Wortimitation zur semantischen Integration. In: Dietlind Hüchtker (Hg.): über-setzen. Essen 2008 (WerkstattGeschichte 48), S. 45–63, hier S. 45 f.

Diese pragmalinguistische Herangehensweise ermöglicht die Erfassung von ‚Aufklärung' und ‚Translation' in der Vielfalt ihrer textuellen Erscheinungsformen.

Die Fachliteratur zum Forschungsfeld ‚Aufklärung' ist schier unüberschaubar und nicht erst im letzten Jahrhundert zum Gegenstand (meta-)historiographischer, (kunst-)historischer sowie politisch-genetischer Reflexion geworden.[14] Im Sinne historischer Semantik kann von mir nur von zeitgenössischen Texten her angedeutet werden, wie komplex dieses diskursive Phänomen bereits im 18. Jahrhundert war. Davon zeugt der Versuch Johann Christian Schaumanns (1793), eine erste begriffsgenetische Zusammenfassung zu liefern, und zwar nur für den deutschsprachigen Raum. Bereits hier ist der Bedarf einer Fixierung, einer Konsensbildung in Bezug auf den Rahmen des Sagbaren zur ‚Aufklärung' zu fassen:

> Was sich seit den merkwürdigen Veränderungen in der Theologie und Religion auffallendes ereignet hat, das ist fast durchgehends, von den verschiedensten Parteyen, der Aufklärung – unmittelbar oder mittelbar – zugeschrieben worden. Für die Aufhebung der Clöster und der Leibeigenschaft, für die Verbesserung oder vielmehr Erleichterung des Schulunterrichts und der Erziehung, für die allmähliche Entfernung des steifen Formeltons und aller Gene aus dem Umgang mit Menschen und Gott, für die Vervollkommnung der historischen und philosophischen Wissenschaften, für die öffentliche Sanctionierung der Denk-, Preß- und Glaubensfreyheit, für die immer allgemeiner werdende Anerkennung und Achtung der Rechte der Menschen, für die versuchte Reformation der Verfassung in Pohlen u.s.w. hört man die Aufklärung und die Urheber und Beförderer derselben lobpreisen; während Andere wegen der überhandnehmenden Unsittlichkeit und Zügellosigkeit, wegen der Geringschätzung göttlicher und menschlicher Gesetze, wegen des übertriebenen Luxus und der daraus erfolgenden Dürftigkeit, wegen der Seltenheit deutscher Biederkeit und Treue, wegen der Seichtigkeit des größten Theils der Gelehrten und wegen hundert anderer nicht wegzuleugnenden Erscheinungen ebendiese Aufklärung anklagen, und die Freunde derselben vor dem Richterstuhl Gottes, der Menschheit und ihres eigenen Gewissens verantwortlich machen.[15]

Ähnliche Versuche können in Bezug auf das Derivat ‚Volksaufklärung' bereits 1790, also etwa zeitgleich zu Schaumanns *Versuch*, beobachtet werden – auch in diesem Falle ist das Bild disparat, sind Interpretationen und deklarierte Anwendungsbereiche

---

14 Vgl. nur einige Beispiele in interkultureller bzw. baltischer Perspektive: Siegfried Jüttner, Jochen Schlobach (Hg.): Europäische Aufklärung(en). Einheit und nationale Vielfalt. Hamburg 1992; Elias, Zwischen Aufklärung (wie Anm. 3); Ulrich Kronauer (Hg.): Aufklärer im Baltikum. Europäischer Kontext und regionale Besonderheiten. Heidelberg 2011; Heinz Thoma (Hg.): Handbuch Europäische Aufklärung. Begriffe – Konzepte – Wirkung. Stuttgart-Weimar 2015.

15 Johann Christian Gottlieb Schaumann: Versuch über Aufklärung, Freyheit und Gleichheit. Halle 1793, S. 6 f. Historische Arbeiten im Projekt *Geschichtliche Grundbegriffe* sind ebenfalls ein Versuch, angesichts des diskursiven Wucherns das Phänomen einzugrenzen und zu fassen. Vgl. Horst Stuke: Aufklärung. In: Otto Brunner, Werner Conze, Reinhart Koselleck (Hg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 1. Stuttgart 1972, S. 243 – 342.

vielseitig. Der Kanon ist bereits um diese Zeit etabliert: Kant, Lessing, Mendelssohn, d'Alembert etc.[16]

Aber auch ‚Übersetzen' (und somit ‚Übersetzer') ist im Sinne eines historisch kontingenten, semantisch instabilen Begriffs zu verstehen. ‚Übersetzen' meint epistemisch eine vielseitige Beteiligung an kommunikativen Handlungen, die sprachliche Grenzen überschreiten, also neben Übersetzen im engeren Sinne auch eine Beteiligung an translatorischen Phänomenen als Verleger, Zeitungsredakteur, Lektor oder, in Merkels Fall, auch als Initiator und Rezensent. Dabei geht es mir sowohl um übersetzerisches Handeln als auch um das Tun, also um zielgerichtete, somit bewusste und strategisch untermauerte Performanz einerseits und eine unbewusste, in direkt-kausalen Zusammenhängen kaum zu fassende Performanz andererseits.[17] Eine Transparenzmachung aller übersetzerischen Vorgänge wird nicht angestrebt und ist, wie bei jeder komplexen Textproduktion – hier eben einer Produktion mit Realisierung eines intertextuellen Bezugs zu einem konkreten Prätext (Original) – auch nicht möglich. Es handelt sich jedoch trotz dieser Breite an Tätigkeiten stets um *translation proper*, eine interlinguale (ob *inter*- oder *intra*kulturelle) Transferhandlung.[18] Die letzte Unterscheidung wird bei Merkels translatorischen Entscheidungen eine wichtige Rolle spielen. Dabei gehört das Nicht-Übersetzen wie das Übersetzen konkreter Übersetzungseinheiten zum Handlungsfeld dazu, denn das eine wie das andere ist eine translatorische Entscheidung.

Der erkenntnistheoretische und methodische Vorteil dieser Eingrenzung gegenüber breit gefassten Konzepten von kultureller Übersetzung im Sinne eines abstrakten Ideentransfers bzw. einer Wissensdissemination[19] erklärt sich nicht nur naheliegend aus der konkreten Eingrenzung des Textmaterials und somit seiner Fassbarkeit, sondern auch aus dem der Translation inhärenten liminalen Aspekt, der aus der Sicht des Übersetzers wahrgenommen wird. Gerade in diesem Entscheidungsmoment der Grenzüberschreitung (sprachlicher Art) offenbart sich die Besonderheit der Translation, eine radikale, zwangsläufig Farbe bekennende Auseinandersetzung zu sein: Auch wenn alle vertexteten Fremdheitsentwürfe relational und perspektivisch sind, können gerade Übersetzungen als Repräsentationen fremder kommunikativer Handlungen diese Auseinandersetzung mit (Nicht-)Überschreitung von identitären Grenzen fassbar machen; sie legen gezwungenermaßen die Konstruktionsmechanismen bei Grenzüberschrei-

---

16 Vgl. Johann Ludwig Ewald: Ueber Volksaufklärung: ihre Gränzen und Vortheile; den menschlichsten Fürsten gewidmet. Berlin 1790, S. 12f., 16.

17 In der Translationswissenschaft ist seit knapp 35 Jahren die Vorstellung vom translatorischen Handeln als einem *bewussten* Vorgang dominant. Vgl. u.a. Justa Holz-Mänttäri: Translatorisches Handeln. Theorie und Methode. Helsinki 1984.

18 Vgl. Roman Jakobson: On Linguistic Aspects of Translation. In: Lawrence Venuti (Hg.): The Translation Studies Reader. Reprint. London 2002 [orig. 1959], S. 138–143.

19 In Bezug auf das Baltikum gibt es interessante Versuche, das Konzept der kulturellen Übersetzung auf die Aufklärung im Sinne einer Verflechtungsgeschichte anzuwenden. Vgl. Mathias Mesenhöller: Übersetzungen der Aufklärung ins Kurländische. In: Hüchtker, über-setzen (wie Anm. 13), S. 25–43.

tungen offen. Bei Übersetzungen kann, so Norbert Mecklenburg, „den Differenzbildungen und Vermittlungsphänomenen“ auf den Grund gegangen werden.[20] Dabei werden durch die textuell vollzogene Grenzüberschreitung zwischen wie auch immer wahrgenommenen Entitäten (ob Kultur- oder Sprachräumen) diese überhaupt erst konstituiert. Grenzüberschreitung könnte also auch Grenzziehung bedeuten. Inwieweit ist diese Erfahrung der zu überwindenden Fremdheit formativ für die Aufklärung, und können uns vielleicht Merkels translatorische Entscheidungen, hier in Form einiger Proben, etwas darüber sagen?

Übersetzungsproben

a) *Hume's und Rousseau's Abhandlungen über den Urvertrag*

Beim Übersetzen des *Urvertrags* strebte Merkel laut seiner *Vorrede* nach mehr als „Uebersetzer-Ehre“, er hatte nämlich „eine höhere Absicht, als teutsch auszudrücken, was Hume und Rousseau englisch und französisch schrieben“.[21] Diese Zielsetzung wird livländisch gerahmt, was bereits an der titelgebenden Widmung („dem Liefländischen Erbherren gewidmet“) im Peritext und in häufigen Kontextualisierungen bzw. Ergänzungen zu livländischen (rechtlichen) Kontexten in den Anmerkungen sichtbar wird. Nun ist dies nicht das einzige translatorische Movens – auch die Auseinandersetzung mit Rousseau in Deutschland, dessen *Urvertrag* dort „jedermann nennt und niemand kennet“, ist ein Beweggrund. Die deutsche Übersetzung (1793 von Cramer)[22] sei darüber hinaus für die meisten Leser zu teuer, da sie nur in gesammelten Werken abgedruckt sei.[23] Merkels Übersetzung richtet sich an gewohnte Adressaten – die europäische Gelehrtenrepublik sowie die livländische Oberschicht – und gehört zu seinem abolitionistischen Projekt.

Das allgemeine Interesse an der Menschheit ist leitend für die Komposition des *Urvertrag*-Entwurfs und schließt die „Bewohner Teutschlands“ ein: Neben Humes *Of the original contract* (1748) und Rousseaus *Du contrat social ou Principe du droit politique* (1762) ist Merkels Abhandlung *Ueber die Leibeigenheit* abschließend abgedruckt.[24] Die kompositorische Struktur sowie die Auswahl der Übersetzungen

---

20 Norbert Mecklenburg: Über kulturelle und poetische Alterität. Kultur- und literaturtheoretische Grundprobleme einer interkulturellen Germanistik. In: Alois Wierlacher (Hg.): Perspektiven und Verfahren interkultureller Germanistik. München 1987 (Publikationen der Gesellschaft für Interkulturelle Germanistik 3), S. 563–584, hier S. 569.

21 Merkel, Urvertrag (wie Anm. 8), S. XI, XIIf.

22 Vgl. zu Carl Friedrich Cramer (1752–1807) als Übersetzer: Thomas Keller: Verkörperungen des Dritten im Deutsch-Französischen Verhältnis. Die Stelle der Übertragung. Paderborn 2018, S. 189 f., Anm. 3.

23 Merkel, Urvertrag (wie Anm. 8), S. XII.

24 Ebd., S. XIIIf.; vgl. ebd.: Hume (S. 2–66), Rousseau (S. 67–460), Merkel (S. 461–572).



Hume's und Rouſſeau's

Abhandlungen

über den

Urvertrag

nebſt einem

Verſuch über Leibeigenſchaft

den

Liefländiſchen Erbherren

gewidmet

von

G. Merkel.

Erſter Theil.

Leipzig 1797,

bey Heinrich Gräff.

Abb. 1: Titelblatt der von Merkel übersetzten *Abhandlungen* von Hume und Rousseau aus dem Jahr 1797.

begründet Merkel damit, dass der Leser auf diese Weise besser die Ansichten der beiden Philosophen „vergleichen" könne. Gleich danach spricht er Humes Ansichten an, die sich teilweise von den Ideen Rousseaus unterscheiden. Merkel führt dies auf das persönliche Zerwürfnis beider Autoren zurück, um dies jedoch im nächsten Schritt „zur Ehre der Philosophie" als Beweggrund zu verwerfen.[25]

Sein Umgang mit den beiden Übersetzungen, der durch Anmerkungen fassbar wird, ist jedoch weniger paritätisch als die angesprochene „Ehre der Philosophie" es nahelegen würde: Von knapp 15 Anmerkungen können nur drei nicht eindeutig dem Übersetzer Merkel zugeordnet werden;[26] Merkel kennzeichnet bei Hume seine Anmerkungen nicht. Hauptsächlich handelt es sich um inhaltsbezogene Kommentare und Bewertungen (z. B. „sophistischer Kunstgriff", „sonderbar"),[27] um Widersprüche

25 Ebd., S. XIII. Zum Konflikt zwischen Rousseau und Hume vgl. David Edmonds, John Eidinow: Rousseau's Dog: A Tale of Two Great Thinkers at War in the Age of Enlightenment. London 2006.
26 Vgl. Merkel, Urvertrag (wie Anm. 8), S. 7, 14, 15, 16 – 19, 24, 34, 41, 44, 60 – 62, 64, 65.
27 Ebd., S. 18, 34.

sowie rhetorische Fragen mit intertextuellen Bezügen zu Rousseau. Unmittelbar auf *translation proper* können lediglich seine Kontextualisierungen zu Livland sowie Großbritannien bezogen werden, die er höchstwahrscheinlich aus Rücksicht auf seine Leser in Deutschland und Livland einfügt.[28] Auch die Transparenzmachung einer konkreten translatorischen Entscheidung zeugt von der Dominanz eigener Einstellungen: „Im Original steht, dass *sie selbst* oder ihre Vorfahren etc. [um die lange Tradition der Unterwerfung wissen]. Für die Abänderung [Merkels Weglassung von ‚sie selbst'] dieser Nachläßigkeit glaube ich keiner Entschuldigung zu bedürfen."[29] Aus diesen Entscheidungen kann eine starke (habituelle) publizistische Haltung gegenüber dem Prätext abgeleitet werden: Dem Publikum wird beim Lesen von Humes Abhandlung gleich die Interpretationsvorgabe mitgegeben. Humes historisierende Ansichten über eine auf Traditionen und Gewohnheitsrecht aufbauende Herrschaftslegitimation und seine Skepsis gegenüber einer naturrechtlich kontraktualistisch begründeten Gesellschaftsordnung (Rousseau) wird mit einer ahistorischen Korrektiv-Vorstellung vom Urvertrag, einer Erhebung dieser Ansichten zum Ideal, konterkariert.[30]

Bei Rousseau verfährt Merkel ähnlich im Ablauf, jedoch anders in der Grundhaltung, denn Rousseaus Kriterien sind für ihn „unfehlbar":[31] Bei knapp 60 Fußnoten[32] handelt es sich überwiegend um Ergänzungen, jedoch nicht um Korrekturen, eher also um philosophische und politische Reflexionen im Sinne eines *historien-philosoph*.[33] Bemerkenswerterweise wird an einigen Stellen die Anmerkung als Anmerkung des Übersetzers – „d. Ü." – gekennzeichnet.[34] Jedoch wäre es irreführend, die restlichen Anmerkungen Rousseau zuzuordnen, denn Meta-Elemente ohne Kennzeichnung wie zeitgenössische Kontextualisierungen (z. B. Französische Revolution),[35] Kommentare zu Rousseau und Hume, livländische Lokalreferenzen – unter anderem auch die Abmilderung von Rousseaus Kritik an russischen Verhältnissen[36] – sind ebenfalls zahlreich.[37]

---

28 Vgl. ebd., S. 24, 44, 60 – 62.
29 Ebd., S. 15.
30 Vgl. Jürgen Joachimsthaler: Gegenkoloniale Fiktion. Garlieb Merkel (er)findet eine „Vorzeit Lieflands". In: Ahrend/Mix (Hg.), Raynal – Herder – Merkel (wie Anm. 6), S. 159 – 182, hier S. 172 f.
31 Merkel, Urvertrag (wie Anm. 8), S. 545; weitere intertextuelle Bezüge in der eigenen Abhandlung *Ueber die Leibeigenheit:* S. 472, 557.
32 Vgl. ebd., S. 75, 77, 80 f., 104, 124, 129, 136, 138, 141, 154 f., 163, 167 f., 172, 176, 182, 184, 198 f., 202, 204, 219, 233, 235, 250, 252, 253 f., 262, 292 f., 296 – 299, 301 – 306, 308 f., 323, 327, 333, 335, 337, 351, 363, 364, 365 f., 373 f., 376 f., 379, 382, 391, 398, 415, 419, 424, 425, 429, 431 f., 437, 450, 452, 454, 456 – 458.
33 Vgl. zu dieser aufklärerischen Erzählerfigur in Bezug auf Raynal: Hans-Jürgen Lüsebrink: Guillaume-Thomas Raynal und Garlieb Merkel – Reflexionen und Ansätze zu einer transkulturellen Verflechtungsgeschichte. In: Ahrend/Mix (Hg.), Raynal – Herder – Merkel (wie Anm. 6), S. 143 – 158, hier S. 148 f.
34 Merkel, Urvertrag (wie Anm. 8), S. 154 f., 327, 335, 365 f., 373 f., 376 f., 424, 450.
35 Vgl. ebd., S. 301 – 306.
36 Vgl. ebd., S. 373.
37 Vgl. ebd., S. 75, 77, 104, 124, 129, 141, 182.

Außer drei Kommentaren zur eigenen Übersetzungsweise[38] zeichnet sich auch diese Abhandlung durch eine starke Verfügung über den Prätext aus, der kompositorisch zur Rahmung eigener Inhalte, insbesondere einer abolitionistischen Diskursfortschreibung, verwendet wird. Wenn Hume kompositorisch als Vorbereitungslektüre für Rousseau fungiert, dann dient Rousseau als Kontrastmittel für die eben nicht *vertrags*mäßigen livländischen Zustände: ein „vollkommenster Staat" trifft in der darauffolgenden eigenen Abhandlung auf „tiefste Depravation", das „Ideal" auf das „Jammerstück".[39] Diese Fortschreibung wird durch das wiederholte Aufgreifen von Topoi aus seiner abolitionistischen Streitschrift *Die Letten*, vor allem bei der kontrastreichen und imagologisch mit exotisierenden Elementen durchsetzten Schilderung der Bauern, fassbar: Die idyllische Waldhütte als Zentrum des bäuerlichen Kosmos findet genauso Erwähnung wie das Spreubrot, ein aus einem nicht von Spreu gereinigten Mehl gebackenes Bauernbrot, das in der livländischen Aufklärungstradition als Beweis für die desolate Lage der Bauern verwendet wurde.[40]

Die angesprochene Disposition über die Übersetzungen relativiert Merkels Ziel, Rousseau und Hume dem deutschsprachigen Leser in Livland und Deutschland lediglich vorzustellen, wie dies in der Vorrede deklariert wird. Es ist weder eine stark inhaltsbetonende, die prätextuelle kommunikative Situation nachbildende, noch eine stark lokalisierende und um Verständnis bemühte Übersetzungsstrategie zu beobachten. Selbstredend sind diese in der Translationsgeschichte dichotomisch aufgebauten und als ‚verfremdend' vs. ‚domestizierend' bezeichneten Strategien nicht alternativlos. Aber eines steht fest: Die Übersetzung wird kaum transparent gemacht, sie soll die Spuren des Übersetzt-Seins nicht aufweisen und textuelle Transformationen nicht explizit machen. Sie weist darüber hinaus eine bereits stark kontextualisierte Lesart und das Bemühen auf, sich beider Originaltexte als Referenzen und argumentativer Stützen für die eigene Position zu bedienen. Übersetzung ist in dieser Form eine Suggestion der allgemeinen Übersetzbarkeit, die keiner Grenzüberschreitung bedarf, eine Suggestion der uneingeschränkten Transponierbarkeit von Ideen und Gedanken, durch welche diese eine zusätzliche argumentative Durchschlagskraft erhalten.

---

38 Vgl. ebd, S. 104, 141, 235.

39 Ebd., S. 462f.

40 Vgl. ebd., S. 500, 549. Vgl. Thomas Taterka: Von Spreubrot, Aufklärung und abolitionistischer Publizistik. Zur verborgenen Wirkung von Merkels Streitschrift *Die Letten*. In: Drews, „Ich werde gewiß große Energie zeigen" (wie Anm. 7), S. 11–26; Boguna, Lettland (wie Anm. 6), S. 179–182.

Auch die Rezeption des *Urvertrags* wird abolitionistisch verortet: So verbindet Herder den *Urvertrag* mit Merkels „patriotischer Schrift" (*Die Letten*) und sieht sowohl deutsche als auch livländische Leser, alle „edle[n] Menschen" angesprochen. Übersetzungskritik wird hier an keiner Stelle betrieben, Herder konzentriert sich ausschließlich auf den originären Teil der Schrift.[41]

b) Raynals *Histoire des deux Indes* in *Die Letten*

Raynals *Histoire* hat eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für die kolonialismuskritische Tradition der Aufklärungsbewegungen.[42] Dieses enzyklopädische Werk über europäischen Kolonialismus in Übersee, welches kollaborativ entstand und ein transkulturelles Netz an Korrespondenten voraussetzte, erlebte mehr als 50 Auflagen, zahlreiche Teilausgaben und Übersetzungen sowie Raubdrucke.[43] Auch wenn bereits eine siebenbändige deutsche Übersetzung von Jacob Mauvillon seit 1774 vorlag, die auf der Amsterdamer Erstausgabe basierte,[44] ist die Kenntnis der Schrift im Livland des 18. Jahrhunderts begrenzt gewesen, zumindest, wenn man nach der Verfügbarkeit des Lesestoffs fragt. Die erste Teil-Übersetzung erschien in Kotzebues Zeitschrift *Für Geist und Herz* und wurde von Martin Heinrich Arvelius angefertigt.[45] Mari Tarvas hat in den Bibliotheksregistern der Revaler Gelehrten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Erwähnung Raynals lediglich in der Werbeanzeige einer Lesebibliothek gefunden.[46] Dies sollte aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass generell durchaus auch Original-Ausgaben in den Ostseeprovinzen kursierten; so wies die Bibliothek von

---

41 Johann Gottfried Herder: Hume's und Rousseau's Abhandlungen über den Urvertrag. Nebst einem Versuch über Leibeigenschaft, von G. Merkel. In: Ders.: Sämtliche Werke. Hg. von Bernhard Suphan. Bd. 20. Hildesheim 1880 [Nachdruck 1969], S. 288 – 290.

42 Vgl. Guillaume-Thomas Raynal: Histoire philosophique et politique des établissemens et du commerce des Européens dans les deux Indes. Amsterdam 1770. Zur Publikationsgeschichte und Erweiterungen in nachfolgenden Drucken (Den Haag 1774, Genf 1780, Paris 1820) vgl. das einschlägige Editionsprojekt des Interdisziplinären Zentrums für die Erforschung der Europäischen Aufklärung an der Martin-Luther-Universität, Halle-Wittenberg, URL: http://www.izea.uni-halle.de/forschung/d-erschliessungsprojekte-und-editionen/guillaume-thomas-francois-raynal.html (31.12.19).

43 Vgl. Lüsebrink, Raynal und Merkel (wie Anm. 33), S. 145 f.

44 Vgl. Guillaume-Thomas Raynal: Philosophische und Politische Geschichte der Besitzungen und des Handels der Europäer in beiden Indien. Aus dem Französischen übersetzt, und mit einigen Verbesserungen und Anmerkungen versehen von J. Mauvillon. Hannover 1774 – 1780. Zu Raubdrucken, die bereits um diese Zeit kursierten, äußert sich der Übersetzer in der Vorrede (unpaginiert).

45 Vgl. Guillaume-Thomas Raynal: Abhandlung über die Sklaverey, besonders in Rücksicht der Negersklaven, nach dem Französischen des Herrn Raynal von M[artin] H[einrich] Arvelius. In: Für Geist und Herz, eine Monatsschrift für die Nordischen Gegenden 3/9 (1787), S. 240 – 269.

46 Der Hinweis auf Mari Tarvas' Recherche findet sich bei Maris Saagpakk: „Mit Bitterkeit werden wir nichts bessern". Die Tallinner Zeitschrift „Für Geist und Herz" des Aufklärers August von Kotzebue. In: Mari Tarvas (Hg.): Von Kotzebue bis Fleming. Literatur-, Kultur- und Sprachkontakt im Baltikum. Würzburg 2012, S. 81 – 102, hier S. 92.

Daniel Merkel, Garlieb Merkels Vater, zahlreiche Titel von Rousseau, Voltaire, Bayle und anderen Aufklärern auf.[47]

Raynal war (ähnlich wie Voltaire und Rousseau) für die Formung von Merkels Ideenwelt zentral, seine Texte las er bereits als junger Mann im Original: „[M]eine Ansichten und Begriffe waren jetzt so aufgehellt, vorzüglich durch Rousseau und Raynal", schrieb er rückblickend.[48] Dieser Einfluss ging über einen abstrakten Ideentransfer hinaus: Raynals Schreibstil, seine leserorientierte Rhetorik mit Anklage-Elementen sowie seine politisch-philosophische Kommentierung waren strukturbildend für Merkels *Letten.*[49]

Von 18 expliziten intertextuellen Bezügen (Seneca, Horaz, Schiller, Hume, Schlözer, Marmontel, d'Alembert etc.) sind die längsten und ausführlichsten Auszüge Raynals *Histoire* entnommen. In den meisten Fällen bezwecken diese Auszüge die Gleichstellung der Sklaverei mit der Leibeigenschaft und stehen in Anmerkungen oder als Motto für einzelne Kapitel im Original, also unübersetzt, da.[50]

Nun ist dies keine Besonderheit in Bezug auf Raynal, auch andere Referenzautoren werden nicht übersetzt. Diese translatorische Entscheidung des Nicht-Übersetzens spricht für den kanonisierten Status der Autoren, die in textsakralisierender Weise behandelt werden, aber ebenso für den dadurch eröffneten größeren gesamteuropäischen Resonanzrahmen für die eigene Sache und schließlich auch für die Fremdsprachenkenntnisse der Leser. Merkels bereits angesprochene doppelgleisige, auf möglichst breite Leserschaft in Deutschland und Livland ausgerichtete kommunikative Strategie wird hier sichtbar. Sie wird jedoch beim genaueren Hinschauen zugleich durch sonderbare translatorische Handlungen untergraben: In allen nicht übersetzten Originalzitaten finden sich Modifikationen, die eine Lokalreferenz konstruieren. So verändert Merkel mehrmals den Protagonisten: Aus Raynals „drittem Stand" („troisième classe") werden „Bearbeiter der Felder" („les laboureurs des champs")[51], aus „Negern" („negres") werden „Sklaven" („esclaves").[52]

Wie passt diese Appropriation in die sakrale Sichtweise? Lässt sie sich durch den Adressaten dieser Schreibhandlung begründen? Dabei wird der kompositorische und inhaltliche Aufbau beibehalten, an keiner Stelle wird der Vorgang explizit gemacht. Nur an einer Raynal-Stelle wird die Translation explizit thematisiert. In einer längeren Fußnote im Kapitel „Rechte der lettischen Bauren in Liefland" wird Merkels Übersetzung dem Zitat aus Raynals Text nachgestellt, und zwar mit dem Hinweis, dass eine

47 Vgl. Merkel, Darstellungen. Bd. 1 (wie Anm. 1), S. 89–92, 122, 171; Julius Eckardt: Einleitung. In: Ders. (Hg.): Garlieb Merkel über Deutschland zur Schiller-Goethe-Zeit (1797 bis 1806). Nach des Verfassers gedruckten und handschriftlichen Aufzeichnungen zusammengestellt und mit einer biographischen Einleitung versehen von Julius Eckardt. Berlin 1887, S. 1–17, hier S. 7 f.

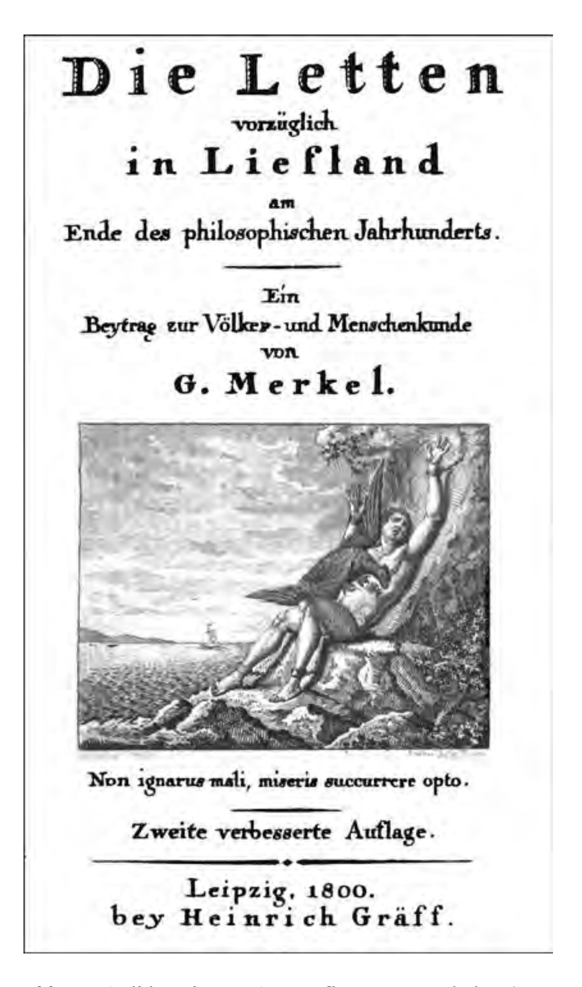
48 Merkel, Darstellungen. Bd. 1 (wie Anm. 1), S. 216.

49 Vgl. Lüsebrink, Raynal und Merkel (wie Anm. 33), S. 148.

50 Vgl. Merkel, Die Letten (wie Anm. 5), S. 89, 120, 125, 129.

51 Ebd., S. 89, 237 (Stellenkommentar Taterka).

52 Ebd., S. 129, 254 f. (Stellenkommentar Taterka).



Die Letten
vorzüglich
in Liefland
am
Ende des philosophischen Jahrhunderts.

Ein
Beytrag zur Völker- und Menschenkunde
von
G. Merkel.

Non ignarus mali, miseris succurrere opto.

Zweite verbesserte Auflage.

Leipzig, 1800.
bey Heinrich Gräff.

Abb. 2: Titelblatt der zweiten Auflage von Merkels *Die Letten*.

„so wichtige Stelle […] übersetzt werden muß.“[53] Übersetzung hat an dieser Stelle offensichtlich eine andere (auch performative) Bedeutung als die restlichen unübersetzten, aber veränderten Zitate. Es wird eine andere Universalität durch Übersetzbarkeit signalisiert – hier wird anscheinend eine grenzüberschreitende Art der Auseinandersetzung mit Raynals Gedanken und kein bloß rhetorisches sakrales Evozieren suggeriert. Die Thematisierung, d. h. die Explikation des Übersetzt-Seins, soll die sinntragende Funktion des Raynalschen Zitats unterstreichen. Trotz dieser Gewichtung ist jedoch auch hier die Translation lediglich ein rhetorisches Mittel und

53 Merkel, Die Letten (wie Anm. 5), S. 93. Das wörtlich übersetzte Zitat lautet: „Der Mensch ist nicht zur Knechtschaft gebohren. Der freiwillige Sklave ist ein Nichtswürdiger; aber kein Band fesselt mit Recht den unfreiwilligen Sklaven […].“

kein Versuch einer *inter*kulturellen, auch wenn intralingualen, Transformation. Ob Translation (mit sinntragenden Modifikationen oder ohne) oder Nicht-Translation – hier macht dies kaum einen Unterschied für das kommunikative Angebot, das den livländischen und deutschen Lesern unterbreitet wird.

Was bringt es, dies als einen Übersetzungsvorgang zu lesen? Ich meine, es kann uns etwas über den aufklärerischen Umgang mit Ideen, über Möglichkeiten und Grenzen ihrer Transponierbarkeit und Kommunizierbarkeit verraten. Die suggerierte Universalität, die mit unterschiedlichen Mitteln erreicht wird, funktioniert für Merkel in den angesprochenen Fällen trotz Überschreitung sprachlicher Grenzen, weil sie sich an *eine* kulturelle Interpretationsgemeinschaft mit ähnlichen Werten und Bildungskontexten richtet – die Gelehrtenrepublik. Es ist eine geschlossene, *intra*kulturelle Kommunikation mit kanonisierten Texten und rhetorischen Konventionen, die keine soziale Heterogenität impliziert. Merkels Übersetzungen, wie auch sein publizistisches Volksprojekt insgesamt, sind durch die kommunikative Abwesenheit des Bauern (hier eine soziale, keine nationale Kategorie), das Objekt seiner Schreibhandlungen, gekennzeichnet und reihen sich trotz radikal abolitionistischer Grundhaltung, die in den livländischen Diskursen eine Zäsur darstellte, in die kommunikative Einseitigkeit der livländischen (pastoralen) Aufklärung ein.[54]

c) Die Subskription zu Zschokkes *Goldmacherdorf* im *Literarischen Begleiter* (1829/30) sowie die Schiller-Übersetzungsdebatte bei der Lettisch-Literärischen Gesellschaft (1828)[55]

Heinrich Zschokkes *Goldmacherdorf* (1817), ein volksaufklärerischer Klassiker über die Transformation einer Dorfgemeinschaft nach genossenschaftlichen Prinzipien, wurde 1830 von dem in Kurland amtierenden deutschbaltischen Pastor Jakob Florentin Lundberg ins Lettische übersetzt.[56] Lundberg übersetzte ebenfalls Schillers Gedichte –

54 Vgl. Friedrich Scholz: Die Literaturen des Baltikums. Ihre Entstehung und Entwicklung. Opladen 1990, S. 25; Jaan Undusk: Adressat und Sprache im deutschbaltischen Kulturraum. In: Ulrich Obst, Gerhard Ressel (Hg.): Balten – Slaven – Deutsche: Aspekte und Perspektiven kultureller Kontakte. Münster-Hamburg-London 1999, S. 347–361.

55 Vgl. zum Folgenden auch Julija Boguna: Das Goldmacherdorf, ein lettisch-deutsches Lesebuch. Zur Geschichte der Translation in Livland. In: Silke Pasewalck, Dieter Neidlinger, Terje Loogus (Hg.): Interkulturalität und (literarisches) Übersetzen. Wechselwirkungen zwischen Literaturwissenschaft und Translatologie. Tübingen 2014, S. 235–249; Boguna, Lettland (wie Anm. 6).

56 Vgl. Jakob Florentin Lundberg: Das Goldmacherdorf. Nach des hochgeschätzten Zschokke's Erzählung für die Letten umgearbeitet und übersetzt von J. F. Lundberg, Pastor zu Buschhof und Holmhof, Mitglied der Gesellschaft für die Lettische Literatur, und als Deutsch-Lettisches Lesebuch auf Subscription herausgegeben von G. Merkel, Doctor der Philosophie. Riga, gedruckt bei Wilh. Ferd. Häcker: 1830 / Zeemš, kur seltu taisa. Pehz ta gohdiga Zschokka stahsteem Latweescheem par labbu pahrtaisihtš un pahrtulkotš zaur J. W. Lundbergu, Birschu- und Sallaš-draudseš mahzitaju, Latweeschu

1828 erschien z. B. seine Übersetzung von Schillers *Glocke*.[57] Beide Übersetzungen entfalteten eine große Resonanz unter den deutschbaltischen Volksaufklärern, die zu dieser Zeit intensiv Fragen kultureller Assimilation der Bauern diskutierten (so genannte Germanisierungsdebatten).

Zum Zeitpunkt dieser translatorischen Ereignisse waren bereits zehn Jahre seit der Bauernbefreiung bzw. der Aufhebung der Leibeigenschaft ins Land gegangen: Die „Kanzel als Katheder" war weiterhin *auch* ein livländisches Phänomen.[58] Diese Entwicklung ist auf die „Verbürgerlichung und [...] Professionalisierung des Pfarreramtes" im gesamteuropäischen Kontext zurückzuführen.[59] Die Pfarrer waren weiterhin (auch in Livland) die besten Kenner ländlicher Verhältnisse, die den theologisch geprägten Vervollkommnungsgedanken in ihrer Rolle als Volkslehrer praktizierten und so zur Stabilisierung und Existenzberechtigung des eigenen Standes beitrugen.[60] Nur waren die livländischen Volkslehrer, der agrarrechtlichen Wirklichkeit geschuldet, weiterhin Land- und Gutsbesitzer, die ebenfalls bis 1817/19 Leibeigene besaßen.[61] Dieses die volksaufklärerische Kommunikation mit den Bauern prägende Abhängigkeitsverhältnis bestand freilich noch weiter und wurde erst durch zusätzliche Reformen bis in die 1860er Jahre modifiziert. Die Kommunikation zwischen Bauer und Volksaufklärer (oft Pastor und Gutsherr zugleich) blieb dem Abhängigkeitsverhältnis noch lange verhaftet.[62]

Hier suchte der Volkslehrer, ähnlich wie in anderen deutschsprachigen Gebieten, nach zweierlei: nach dem Bauern als Leser und gleichzeitig nach einem Zugang zu diesem Leser durch das Buch als Medium der Selbstbildung des Bauern. Es war die

---

wallodas beedribas-lohzekli, un par Wahzisku und Latwisku lassamu-grahmatu ar daschu zeenigu kungu un gohdigu lauschu palihgu išdohtš zaur to gahdaschanu G. Merkela, augstaš gudribaš Daktera. Rihgā, drikkehtš pee W. F. Häcker. 1830.

57 Vgl. ders.: Dseesma no basnizas pulkstena, pahrtulkota no wahziskas wallodas (Schillers Lied von der Glocke) [Das Lied von der Kirchenuhr, übersetzt aus der deutschen Sprache]. Mitau 1828. Bibliographische Angabe aus: Johann Friedrich von Recke, Karl Eduard Napiersky: Allgemeines Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon der Provinzen Livland, Estland, Kurland. Bd. 3: L–R. Mitau 1827–1832, S. 140. Jakob Florentin Lundberg: Stahstu dseesmas: no wahzu wallodas pahrtulkotas zaur J. F. Lundbergu. [Erzähllieder: aus der deutschen Sprache übersetzt durch J. F. Lundberg]. Mitau 1862. Der Übersetzungsband beinhaltet mehrere Schillersche Balladen – u. a. *Der Handschuh*, *Der Kampf mit dem Drachen*, *Der Gang nach dem Eisenhammer*.

58 Werner Schütz: Die Kanzel als Katheder der Aufklärung. In: Wolfenbütteler Studien zur Aufklärung 1 (1974), S. 137–171.

59 Thomas K. Kuhn: Religion und neuzeitliche Gesellschaft. Studien zum sozialen und diakonischen Handeln in Pietismus, Aufklärung und Erweckungsbewegung. Tübingen 2003 (Beiträge zur historischen Theologie 122), S. 178.

60 Vgl. ebd., S. 104.

61 Vgl. Indrek Jürjo: Aufklärung im Baltikum. Leben und Werk des livländischen Gelehrten August Wilhelm Hupel (1737–1819). Köln 2006 (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte 19), S. 67.

62 Vgl. Thomas Taterka: Aufgeklärte Volksaufklärung. In: Kronauer, Aufklärer im Baltikum (wie Anm. 14), S. 17–56, hier S. 45 f.; Ulrike Plath: Esten und Deutsche in den baltischen Provinzen Russlands. Fremdheitskonstruktionen, Lebenswelten, Kolonialphantasien 1750–1850. Wiesbaden 2011.

Zeit der Volksbücher, der ersten europäischen „Bestseller",[63] wie Zschokkes *Goldmacherdorf* und das Becker'sche *Noth- und Hülfsbüchlein* es waren.[64] Die Suche nach dem „lesenden Landmann"[65] war hierbei eine große „Herausforderung", die als eine „pädagogische Aporie" umschrieben werden kann, welche aus einer „irreduziblen Ungleichheit zwischen Aufgeklärten und Aufzuklärenden" hervorging.[66]

Nur war dies in Livland auch eine translatorische, also kommunikativ transkulturell geformte Herausforderung, denn im Vergleich zu ähnlichen gesamteuropäischen Vorgängen war die Suche in Livland zwangsläufig eine Suche durch Übersetzung – aus dem Deutschen in die Bauernsprachen (Lettisch, Estnisch). Translation wurde von den livländischen Volksaufklärern als zentrale volksbildende und volksbewahrende Aufgabe verstanden: Die Aufklärer strebten im Kontext der veränderten Rechtslage (Bauernbefreiung) nach einer diskursiven Neupositionierung des Bauern. Die Gründungen der *Gelehrten Gesellschaften* (1817 in Kurland, 1824 in Livland, 1838 in Estland), die als Hauptinitiatoren und Träger dieser volksbildenden Übersetzungsarbeit fungierten, können als Institutionalisierung dieses Bestrebens betrachtet werden. Daher entfaltete sich zwischen 1827 und 1854 eine rege Übersetzungstätigkeit – Klopstock, Schiller, Voß, Kotzebue, aber auch Volksaufklärer wie Campe, Zschokke, Salzmann.[67] Das Lettische (und das Estnische) wurden hierbei an ihrer Übersetzbarkeit gemessen.

Kolonialkritisch gesehen unterschied sich die livländische Auseinandersetzung von der überseeischen: Sie war keine Distanz schaffende kritische Reflexion über Übersee-Kolonien im Sinne Raynals, sondern eine an der Quelle, an Ort und Stelle, stattfindende Auseinandersetzung mit eigenen Gutsbesitzer-Erfahrungen, welche die pastorale Übersetzungsarbeit mitprägten.

---

63 Vgl. das Nachwort von Böning und Ort in: Heinrich Zschokke: Das Goldmacherdorf oder wie man reich wird. Dazu einige Ideen zur Hungersnot von 1817 aus dem „Aufrichtigen und wohlerfahrenen Schweizerboten", die Rede „Volksbildung ist Volksbefreiung!" und ein wenig Satirisches. Ein historisches Lesebuch. Hg., kommentiert und mit einem Nachwort von Holger Böning und Werner Ort. Bremen 2007, S. 291.

64 Vgl. Reinhart Siegert: Aufklärung und Volkslektüre. Exemplarisch dargestellt an Rudolph Zacharias Becker und seinem „Noth- und Hülfsbüchlein": mit einer Bibliographie zum Gesamtthema. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 19 (1978), Sp. 565–1344.

65 Vgl. Reinhard Wittmann: Der lesende Landmann. Zur Rezeption aufklärerischer Bemühungen durch die bäuerliche Bevölkerung im 18. Jahrhundert. In: Dan Berindei (Hg.): Der Bauer Mittel- und Osteuropas im sozioökonomischen Wandel des 18. und 19. Jahrhunderts. Beiträge zu seiner Lage und deren Widerspiegelung in der zeitgenössischen Publizistik und Literatur. Köln-Wien 1973, S. 142–196.

66 Hans Adler: Volksaufklärung als Herausforderung der Aufklärung, oder: Nützt es dem Volke, betrogen zu werden? Die Preisfrage der Preußischen Akademie für 1780. In: Holger Böning (Hg.): Volksaufklärung. Eine praktische Reformbewegung des 18. und 19. Jahrhunderts. Bremen 2007, S. 51–72, hier S. 59.

67 Vgl. Jürgen von Hehn: Die lettisch-literärische Gesellschaft und das Lettentum. Königsberg/Pr.-Berlin 1938, S. 15 f. Zur Übersetzungspraxis der LLG vgl. Th. Doebner: Inhalts-Verzeichniß der Magazinhefte der lett.-lit. Gesellschaft. In: Lettisch-Literärische Gesellschaft (Hg.): Magazin. 20. Bandes 3. Stück. Mitau 1905, S. 248–315.

Merkels Teilnahme an beiden Translationsphänomenen war zwar fragmentarisch, jedoch trotzdem aussagekräftig, vor allem angesichts seines vorherigen translatorischen Profils.

Die Geister der Volkslehrer (und gleichzeitig Übersetzer) schieden sich an ‚nützlichen' Lesestoffen, wie beispielsweise an Fragen der Übersetzbarkeit von Schillers Werken ins Lettische und Estnische. Die Schiller-Frage wurde zum Kristallisationspunkt der Translationsdebatten, die für den Umgang mit dem Volk paradigmatisch waren. So kritisierte Otto Wilhelm Masing, Herausgeber der ersten estnischen Zeitung *Maarahwa näddula-leht* (*Wochenblatt des Landvolkes*), 1815, also noch vor der Bauernbefreiung, Übersetzungen deutscher Klassiker in die Bauernsprachen:

> Es scheint daher wohl gerathen zu seyn, so lange die Grammatik, der [sic] Syntax und die eigentliche Bedeutung der Wörter dieser Sprache [des Estnischen] uns so wenig bekannt sind, wie es jetzt noch der Fall ist, von keiner Poesie des Ehsten, noch von Dichtungsarten und von vorzuschlagenden Sylbenmaaßen zu sprechen; noch viel weniger den vergeblichen Versuch zu wagen, den ehstnischen Bauern über die Grenzen seiner Sprache und seines dermaligen Ideenkreises hinauszuführen, und ihn, unserm Dafürhalten nach, wie Schiller empfinden, denken, fühlen und sprechen zu lassen. Ohne den Stein des Weisen gefunden zu haben, ist es unmöglich, den hölzernen Kochlöffel des Ehsten in eine goldne Kelle verwandeln zu können.[68]

Knapp 15 Jahre später hinterfragte auch Garlieb Merkel in seiner Rezension zu Lundbergs *Glocke* in ähnlicher Weise die Relevanz Schillers für den lettischen Bauern: Schiller sei kein Dichter „für's Volk", sondern für die „gebildeten Klassen".[69] Merkel plädierte in weiteren Äußerungen im *Provinzialblatt* für die Versorgung der Bauern mit nützlichen Büchern; die Bereicherung „des kleine[n] Bücherschatz[es] der Letten" war für ihn hier ausschlaggebend.[70]

Im Rahmen dieser Debatte um ‚nützliche' Lektüre für den Bauern kündigte Lundberg 1829 seine Übersetzung des Zschokkeschen *Goldmacherdorfs* an.[71] Er habe versucht,

> dieses Werk durch eine Übersetzung, oder vielmehr Übertragung, auch für unsern Landmann genießbar zu machen. Das Ganze mußte zu diesem Zweck umgeschmolzen und unserm Letten angepaßt werden. Ihm mußte es nicht als Übersetzung, sondern als Original erscheinen.[72]

68 Otto Wilhelm Masing: Sprach- und andere Bemerkungen über einige im ersten, zweiten und dritten Hefte dieser Beiträge enthaltenen ehstnischen Aufsätze, Worterklärungen u.s.w. In: Beiträge zur genauern Kenntnis der ehstnischen Sprache 4 (1815), S. 103 – 112, hier S. 106.

69 Garlieb Helwig Merkel: Lettische Literatur. In: Literarischer Begleiter des Provinzialblattes für Kur-, Liv- und Ehstland. 29.02.1828, S. 18b–19a, hier 19a.

70 Garlieb Helwig Merkel: [Rezension zu:] Magazin. Hg. v. der Lettisch-literärischen Gesellschaft. Zweiten Bandes erstes Stück. In: Literarischer Begleiter des Provinzialblattes für Kur-, Liv- und Ehstland. 19.02.1830, S. 13.

71 Vgl. Taterka, Volksaufklärung (wie Anm. 62), S. 37.

72 Zit. nach ebd., S. 29.

Auf Lundbergs Ankündigung hin schlug Garlieb Merkel die Herausgabe einer zweisprachigen Ausgabe auf Subskription vor und bat Lundberg um eine Rückübersetzung der bereits angefertigten lettischen Übersetzung, um wahrlich „wohlthätige Bildung unter den Letten zu verbreiten".[73] Merkel bezeichnete das Vorhaben einer zweisprachigen Ausgabe als „wahre[n] Schritt, wohlthätige Bildung unter den Letten zu verbreiten", und erklärte sich bereit, die Sammlung der Beiträge zu übernehmen.[74] Nach der Fertigstellung durch Lundberg fiel Merkels Urteil über die zweisprachige Ausgabe und die Übersetzungsleistung durchweg positiv aus. Lundberg habe die Erzählung „nicht sowohl übersetzt, als wirklich meisterhaft umgearbeitet", so dass diese Erzählung ähnlich wie das Becker'sche *Noth- und Hülfsbüchlein* für das „[d]eutsche Landvolk" ein bleibendes, sittliches Musterbild für „das unsrige [Volk]" werden könne.[75]

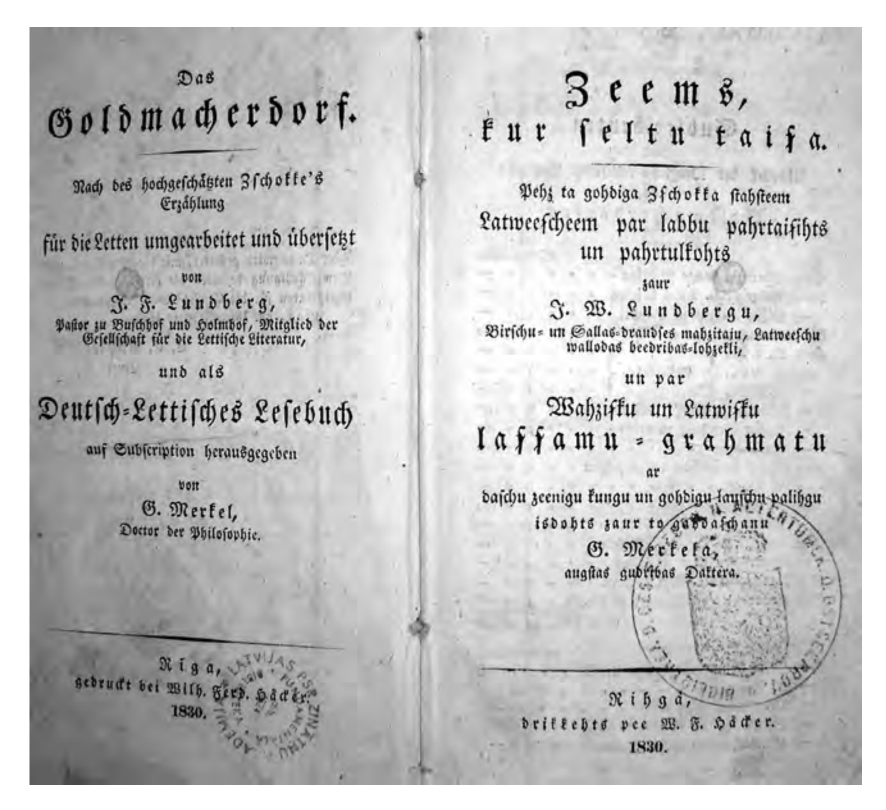
Lundbergs *Goldmacherdorf* war dabei das Ergebnis mehrerer Translationsvorgänge: Dadurch, dass der deutsche Text aus dem Lettischen rückübersetzt wurde, war der lettische Text sowohl ein Original als auch eine Übersetzung. Nun waren Adaptionen, Bearbeitungen und unterschiedliche adressatenbezogene Änderungen in der volksaufklärerischen Literatur eine gängige Praxis. Jedoch wurde Zschokkes Original in dieser intertextuellen Konstellation seines Referenzstatus gänzlich enthoben und existierte gar nicht mehr. In die Rückübersetzung waren ferner starke restriktive und verabsolutierende ständische Identitäten eingeschrieben: Eine Emanzipation war demnach lediglich in Standesschranken möglich und eine kulturelle Assimilation der Bauern (Germanisierung) aus der Sicht pastoraler Volkslehrer nicht erwünscht.[76]

Merkel sah keinen Widerspruch zu seinem aufklärerischen Tun: die gelobte zweisprachige Ausgabe stellte für ihn eine Schrift dar, die „sie [die Letten] ihren Stand lieben und in demselben sich wohlbefinden lehrte".[77] Wie passt Merkels ansonsten emanzipatorischer Grundton (auch in seinen Übersetzungen von Raynal und Rousseau) zu diesen restriktiven, soziale Mobilität verneinenden Tendenzen? Die von ihm geförderte zweisprachige Ausgabe war zwar aus sprachdidaktischer Sicht plausibel, aber war sie es ebenfalls aus emanzipatorisch und partizipatorisch volksbildender Sicht?

Die Auswahl der befürworteten Übersetzerstrategie sowie die Auswahl der Prätexte verrät hier die Art des Umgangs mit dem Adressaten. Bei der Schiller-Frage wurde eine Unübersetzbarkeit postuliert und Übersetzung als Transferhandlung explizit thematisiert. In einer gewissen Art wurde hierdurch überhaupt erst die segregierende Handlung vollzogen, eine Grenze etabliert. Dabei sollte die Überset-

---

73 Garlieb Helwig Merkel: Aufforderung. In: Literarischer Begleiter des Provinzialblattes für Kur-, Liv- und Ehstland. 31.07.1829, S. 64a–b, hier S. 64b.
74 Ebd.
75 Garlieb Helwig Merkel: Ueber die Sammlung zum Deutsch-Lettischen Abdruck des „Goldmacherdorfes". In: Provinzialblatt für Kur-, Liv- und Ehstland. 25.09.1829, S. 153 – 154, hier S. 153b–154a.
76 Vgl. Boguna, Goldmacherdorf (wie Anm. 55).
77 Merkel, Sammlung (wie Anm. 75), S. 154a.


Das
Goldmacherdorf.
Nach des hochgeschätzten Zschokke's
Erzählung
für die Letten umgearbeitet und übersetzt
von
J. F. Lundberg,
Pastor zu Buschhof und Holmhof, Mitglied der
Gesellschaft für die Lettische Literatur,
und als
Deutsch-Lettisches Lesebuch
auf Subscription herausgegeben
von
G. Merkel,
Doctor der Philosophie.

Riga,
gedruckt bei Wilh. Ferd. Häcker.
1830.

Zeems,
kur seltu taisa.
Pehz ta gohdiga Zschokka stahsteem
Latweescheem par labbu pahrtaisihts
un pahrtulkohts
zaur
J. W. Lundbergu,
Birschu- un Sallas-draudses mahzitaju, Latweeschu
wallodas beedribas-lohzekli,
un par
Wahzisku un Latwisku
lassamu-grahmatu
ar
daschu zeenigu kungu un gohdigu laudschu palihgu
isdohts zaur to gohdaschanu
G. Merkela,
augstas gudribas Daktera.

Rihgâ,
drikkehts pee W. F. Häcker.
1830.

Abb. 3: Titelblatt der zweisprachigen Ausgabe von Zschokkes *Goldmacherdorf* von 1830.

zung als eine sprachnobilitierende und ästhetisierende, sowie als eine bildende Maßnahme in Merkels Konzept passen – sie steht im Einklang mit seiner abolitionistischen Forderung nach Freiheit als *conditio sine qua non.* Erst nach erlangter Freiheit sollte die Bildung des Bauern möglich sein. Die mehrmals dem Volke zugesprochene Bildungsfähigkeit (z. B. in *Die Letten*, *Vorzeit Lieflands*) hätte sich nach der 15 Jahre zurückliegenden Befreiung entfalten können, man hätte den unterdrückten Völkern endlich „ihre Kante, ihre Voltäre, ihre Wielande“[78] geben können, und zwar unter anderem durch Translation. Hier wird jedoch der Relevanz dieses Vorgangs eine Absage erteilt.

Im Fall von Lundbergs *Goldmacherdorf* offenbart sich ein ähnlich veränderter Umgang Merkels mit seinen politischen Ansichten und mit der empfundenen Fremdheit gegenüber dem Zielobjekt volksaufklärerischer Bestrebungen, das in feste soziale und ethnische Kategorien eingeschrieben wird. Die translatorische, auf Grenzüberschreitung angelegte Perspektive zwingt als eine interkulturelle und interlinguale Transferhandlung hier zur Offenlegung der Haltung Merkels. Sie zeigt die

78 Ders., Die Letten (wie Anm. 5), S. 18.

Gespaltenheit und Ambivalenz des (volks-)aufklärerischen Projekts in synchroner sowie diachroner Perspektive ebenso wie auch dessen kommunikative Grenzen auf. Der Aufklärer spricht quasi endlich zum Aufzuklärenden, für den das bis dahin vorherrschende einseitige Kommunikationsmuster aufgebrochen werden soll. Er findet jedoch keine Worte und stellt Unübersetzbarkeiten fest, schreibt die soziale Grenze somit weiterhin fort. Die Universalität der geschlossenen *intra*kulturellen Kommunikation mit ihrem Postulat der Übersetzbarkeit, die Gesprächspartner in eine Interpretationsgemeinschaft integrieren soll, weicht in dieser *inter*kulturellen Übersetzungsform der segregierenden Differenzerfahrung. Es werden Unübersetzbarkeiten festgestellt und kommunikative Grenzen des aufklärerischen Gedankenguts, welches der Transformation in existierende politische und soziokulturelle Kontexte nicht standhalten kann, werden offenbart.

Schlussbetrachtung

Was lässt sich nun aus Merkels übersetzerischem Tun und Handeln im Zeitraum von 1796 bis 1830 für das Nachdenken über Aufklärungen lernen? Seine Translation, die von soziopolitischen Kontexten (Französische Revolution, Einführung von Zensurmaßnahmen[79], Bauernbefreiung 1817/19) geprägt ist und diese wiederum selbst prägt, scheint grundsätzlich zu einer zentralen und formativen Kulturtechnik des Aufklärungszeitalters zu gehören und weist dabei divergierende Formen und Verfahren auf. Translation und Nicht-Translation koexistieren und bestimmen dabei die aufklärerischen Kommunikationsarten: Das ist zum einen die geschlossene, intensive und auf Selbsterhalt ausgerichtete (*intra*kulturelle) Kommunikation der aufgeklärten Gelehrten untereinander, die keine Unübersetzbarkeiten duldet, „Textpflege" im Sinne Assmanns betreibt[80] und ihren Kanon zelebriert (Raynal, Rousseau, Hume) – im Lotmanschen Sinne wäre dies eine *Autokommunikation.*[81] Das ist zum anderen aber auch die darauffolgende extensive, auf Streuung der Ideen und Integration weiterer Kommunikationspartner angelegte volksaufklärerische (*inter*kulturelle) Kommunikation, die nach einem Vokabular und nach Transfermöglichkeiten sucht und grundsätzlich auf eine Translation angewiesen ist, die um Sinn und Übersetzbarkeit ringt. Dies wäre der *heterokommunikative* Typ, der eine radikale Auseinandersetzung

79 Vgl. Ulrich Schmid: Die russische Zensur zwischen Öffentlichkeit und Repression. In: Andreas Guski, Ulrich Schmid (Hg.): Literatur und Kommerz im Russland des 19. Jahrhunderts. Institutionen, Akteure, Symbole. Zürich 2004, S. 145 – 195.

80 Jan Assmann: Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität. In: Ders., Tonio Hölscher (Hg.): Kultur und Gedächtnis. Frankfurt/M. 1988, S. 9 – 19, hier S. 18, Anm. 15.

81 Vgl. Jurij M. Lotman: Zwei Kommunikationsmodelle im System der Kultur. In: Karl Eimermacher (Hg.): Semiotica Sovietica. Sowjetische Arbeiten der Moskauer und Tartuer Schule zu sekundären modellbildenden Zeichensystemen (1962 – 1973). Übers. v. Adelheid Schramm-Meindl u. a. Aachen 1986, S. 909 – 930.

und Überprüfung eigener Gedanken und Ideen nach sich zieht.[82] Die Aufklärungsbewegung scheint sich hier durch eine Auseinandersetzung mit (Un-)Übersetzbarkeit und darauffolgendem Vollzug der Grenzziehung selbst zu verändern. Die Grenzen eigener Ideen und Ideale werden durch den Versuch ihrer Implementierung (auf diskursiver Ebene) – denn was anderes ist Translation? – hinterfragt und dekonstruiert. So ermöglicht die Translation einerseits überhaupt die Streuung von Ideen über Sprachgrenzen hinweg, also die Aufklärung selbst, verändert jedoch andererseits im Translationsprozess die Kommunikation, indem sie die Unmöglichkeit des Ideentransfers und die Grenzziehung kognitiver und sozialer Art seitens der Aufklärer und somit die Grenzen der Aufklärung vorführt.

82 Ebd.

Agnieszka Pufelska

Die schwer erkämpfte Befreiung aus der Unmündigkeit

Bildungswege von Frauen im 18. Jahrhundert

Zusammenfassung: In der Zeit der Aufklärung unterlagen Frauen Inklusions- und Exklusionsmechanismen, die mit antiemanzipatorischen Argumenten legitimiert wurden. Das aufklärerische Ideal der autonomen, selbstbestimmten Persönlichkeit galt nur für Männer. Diese patriarchalische Haltung hat wesentlich dazu beigetragen, dass Frauen von höheren Bildungseinrichtungen ausgeschlossen und in die private Sphäre verbannt wurden. Wollten Frauen ihr elementares Wissen vertiefen, mussten sie es autodidaktisch tun. Die Kategorien ‚Geschlecht' und ‚Schicht' prägten dabei entscheidend den Bildungsprozess von Frauen, bestimmten die weibliche Partizipation am Wissen und an der Bildung auf institutioneller und informeller Ebene. Vor diesem gesellschaftskritischen Hintergrund beschäftigt sich der Aufsatz anhand von drei Beispielen aus Polen mit folgenden Fragen: Wie eigneten sich Frauen das Wissen in einer Zeit an, in der ihnen der Zugang zu Bildungsinstitutionen verwehrt war? Welche Wege zum Wissen haben sie beschritten? Und schließlich: Welche Möglichkeiten hat ihnen dieses autodidaktische Wissen eröffnet und/oder verschlossen?

Schlagwörter: Frauenbild der Aufklärung; Selbstbildung; Patriarchat; informelle Wissenszugänge; geschlechts- und schichtspezifische Bildungswege

Abstract: At the time of the Enlightenment, women were subjected to mechanisms of inclusion and exclusion which were legitimated by anti-emancipatory arguments. The Enlightenment ideal of the autonomous, self-determined personality only applied to men. This patriarchal attitude played an important role in excluding women from higher education institutions and in expelling them into the private sphere, meaning that if women wanted to deepen their basic knowledge they had to do it autodidactically. As a result, the categories of 'gender' and 'class' decisively shaped the educational process of women; determining female participation in knowledge and education at both the institutional and the informal level. Against this socially critical background, and based on three examples from Poland, this article considers the following questions: How did women acquire knowledge at a time when their access to educational institutions was denied? What paths to knowledge did they choose? Finally, what possibilities did this autodidactic education serve to open up and/or shut down?

Keywords: Enlightenment image of women; self-education; patriarchy; informal access to knowledge; gender- and class-specific educational pathways

Agnieszka Pufelska, PD Dr., Nordost-Institut (IKGN e. V.) an der Universität Hamburg Lüneburg, Lindenstraße 31, 31225 Lüneburg, a.pufelska@ikgn.de

https://doi.org/10.1515/9783110671827-006

Die aufgeklärten Geschlechtergrenzen

In der Zeit der Aufklärung stellte das Lesen ein Grundmotiv der europäischen Malerei dar. Dabei ist nicht zu übersehen, dass die Ikonographie der ‚Lesebilder' durch eine binäre Stereotypie gekennzeichnet war, die zwischen männlicher und weiblicher Lektüre unterschied.[1] Während die männlichen Lesebilder zumeist Verstand, Gelehrsamkeit oder Fleiß symbolisierten, wurden lesende Frauen in visuellen Darstellungen mit Sinnlichkeit, Herz, Sentimentalität oder überschwänglicher Emotionalität in Verbindung gebracht. Als Paradebeispiel kann an dieser Stelle das um 1760 entstandene Bild *La Lecture* des französischen Malers Pierre-Antoine Baudouin dienen (s. Abb. 1). Dargestellt ist eine junge Frau, die in stark erotisierter Pose schlaff in einem Sessel sitzt. Das Buch ist ihr aus der Hand geglitten, hin zu anderen Gegenständen weiblichen Vergnügens: Schoßhund und Laute. Die geschlossene Tür des Zimmers und der aufgestellte Paravent schirmen die Verträumte gegen die Außenwelt ab. Gelehrsamkeit, versinnbildlicht durch große Folianten, die verlassen auf dem Tisch liegen oder an der Wand lehnen, interessiert sie nicht. Ihr verträumter Blick verrät, dass sie nur ungestört in die Welt ihres Romans eintauchen möchte.

Die bekundete Assoziation ist eindeutig: Eine lesende Frau ist Inbegriff von trägem Müßiggang, sinnlichem Vergnügen und heimlicher Intimität. Das weibliche Lesen oder die weibliche Lektüre haben wenig mit Aufklärung oder Vernunft zu tun, Frauen lesen vielmehr ohne Verstand, dafür aber mit viel Sinnlichkeit. Die Attribute der Bildung und Gelehrsamkeit werden in den Hintergrund gedrängt und die lesende Frau zum erotischen Objekt transformiert. Nicht nur die Frauenlektüre wird durch diese Sexualisierung des lesenden weiblichen Körpers diskreditiert, sondern auch die Rolle der Frau als emotionales und empfindliches Wesen deutlich hervorgehoben.

Baudouins Rollenerwartung war zeittypisch. Im Gegensatz zu den Männern unterlagen die Frauen innerhalb des aufgeklärten vernunftgeleiteten Postulats Inklusions- und Exklusionsmechanismen, die zwar neu definiert, aber mit alten, meist antiemanzipatorischen Argumenten legitimiert wurden. Die Rolle der Frau wurde in erster Linie in ihrer Funktion als einfühlsame Ergänzung des Mannes gesehen; die weibliche Individualität und das weibliche Autonomiestreben blieben hingegen weitestgehend unberücksichtigt. Eine emanzipatorische Entwicklung für Frauen wurde nicht zugelassen. Der seit dem 17. Jahrhundert geführte Diskurs um die Rationalität des weiblichen Verstandes und die damit verbundene Forderung nach dessen Bildung ließen ab der Mitte des 18. Jahrhunderts deutlich nach. Das weibliche Geschlecht wurde immer

---

1 Vgl. Jutta Assel, Georg Jäger: Zur Ikonographie des Lesens. Darstellungen von Leser(innen) und des Lesens im Bild, in: Bodo Franzmann, Klaus Hasemann, Dietrich Löffler, Erich Schön (Hg.): Handbuch Lesen. München 1999, S. 638 – 675, hier S. 669; Günther Stocker: Vom Bücherlesen. Zur Darstellung des Lesens in der deutschsprachigen Literatur seit 1945. Wien 2007, S. 356.



Abb. 1: Pierre Antoine Baudouin: La Lecture. Ca. 1765. Gouache. 29 x 23,5 cm (Musée des Arts Décoratifs, Paris / akg-images / Photo: Jean Tholance).

stärker als ‚gefühlvolles Seelchen' idealisiert und domestiziert.[2] Am deutlichsten brachte dies Fichte auf den Punkt, als er in seiner *Grundlage des Naturrechts* (1796) die Polarisierung der Geschlechtscharaktere deduzierte und für die idealtypische Bestimmung der Frau konstatierte:

> Das Weib sieht nicht weiter, und ihre Natur geht nicht weiter, als bis zur Liebe: sonach ist sie nur so weit. […] Ihre eigene Würde beruht darauf, das sie ganz, sowie sie lebt und ist, ihres Mannes sey, und sich ohne Vorbehalt an ihn und in ihm verloren habe.[3]

Die von Fichte festgeschriebene und von vielen seiner Zeitgenossen wiederholt formulierte Unmündigkeit der Frau war keineswegs nur ein imaginiertes Weiblichkeitsideal, sondern „ein zwingend gedachtes anthropologisches Muster wie auch eine (philosophische) Beschreibung der realen gesellschaftlichen Verhältnisse", resümiert

---

2 Vgl. mehr dazu bei Christiane Brokmann-Nooren: Weibliche Bildung im 18. Jahrhundert: „gelehrtes Frauenzimmer" und „gesellige Gattin". Oldenburg 1994.

3 Johann Gottlieb Fichte: Grundlage des Naturrechts nach Principien der Wissenschaftslehre, in: Johann Gottlieb Fichte's sämmtliche Werke. Hg. v. I[mmanuel] H[ermann] Fichte. Bd. 3: Zur Rechts- und Sittenlehre. Leipzig 1845, S. 1–385, hier S. 311 f.

Barbara Becker-Cantarino.[4] Gesellschaftlich forcierte patriarchalische und autokratische Ordnungsprinzipien verorteten die Frau in der häuslichen Sphäre. Ihre ausschließliche Bestimmung war es, Gattin, Mutter und Hausfrau zu sein. Das aufklärerische Ideal der autonomen, selbstbestimmten Persönlichkeit galt nur für Männer. Allerdings wurde der Ausschluss der Frauen von (bürgerlichen) Rechten, ja ihre gesellschaftliche Zweitrangigkeit in der aufgeklärten Rationalität nicht mehr mit der gottgewollten Ordnung legitimiert, sondern auf die spezifische ‚Natur' des weiblichen Geschlechts zurückgeführt. Der innovative Analytiker der menschlichen Natur Jean-Jaques Rousseau wies darauf in seinem populären Erziehungsroman *Émile ou De l'éducation* von 1762 hin. Als der Protagonist Émile ins heiratsfähige Alter kommt, lässt Rousseau im fünften Kapitel seines Bestsellers Sophie als ideale Lebensgefährtin auftreten. Unter Berufung auf die biologischen Anlagen des weiblichen Geschlechts dominieren bei ihr häusliche und private Tugenden wie Sanftmut, Bescheidenheit und Mütterlichkeit. Ihre intellektuellen Fähigkeiten werden hingegen als beschränkt und nicht förderungswürdig eingeschätzt. Das abstrakte Denken ist dem Mann vorbehalten:

> Toutes les réflexions des femmes, en ce qui ne tient pas immédiatement à leurs devoirs, doivent tendre à l'étude des hommes ou aux connaissances agréables qui n'ont que le goût pour objet; car, quant aux ouvrages de génie, ils passent leur portée.[5]

Ähnlich wie Rousseau suchte auch Immanuel Kant den Legitimationsort seiner geschlechterspezifischen Rollenerwartung in der Natur. Seine berühmten Kategorien des Schönen und Erhabenen wendet er auf die Physis, die Vernunft und die Tugend an, um letztendlich eine Geschlechtergrenze zu ziehen und das Schöne vom Erhabenen, das ‚Weibliche' vom ‚Männlichen' abzuheben, wobei das Schöne der Frau in den Dienst des Mannes gestellt werden soll.[6] Es erhebt ihn, es fördert seine Vernunftentwicklung. Für diese tugendhafte Hingabe brauche die Frau auch keine „abstracten Spekulationen oder Kenntnisse", die vollkommen unnötig für sie seien und sie nur in ihren „teilnehmenden Empfindungen" stören würden.[7] Um Frauen vom

---

4 Barbara Becker-Cantarino: Der lange Weg zur Mündigkeit: Frau und Literatur (1500–1800). Stuttgart 1987, S. 342.

5 Jean-Jacques Rousseau: Œuvres complètes. Bd. 5: Émile ou de l'éducation. Bd. 3. Paris 1828, S. 77. „Alle Reflexionen der Frauen über das, was nicht unmittelbar mit ihren Pflichten zusammenhängt, sollen auf das Studium der Männer zielen oder auf angenehme Erkenntnisse, deren Gegenstand nur das Geschmackvolle ist; denn was die Werke des Geistes anbetrifft, so übersteigen sie ihr Fassungsvermögen." (Jean-Jaques Rousseau: Emil oder Über die Erziehung. Übers. v. Eleonore Sckommodau. Stuttgart 1963, S. 775).

6 Vgl. ausführlicher dazu: Yvonne Piesker: Die Diskurse zur höheren Mädchen- und Frauenbildung in Deutschland und Russland. Vom ausgehenden 18. Jahrhundert bis zu den Anfängen des Frauenstudiums. Berlin 2006, S. 41 f.

7 Immanuel Kant: Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. In: Ders.: Werke in zehn Bänden. Hg. v. Wilhelm Weischedel. Bd. 2: Vorkritische Schriften bis 1768. Teil 2. Sonderausgabe. Darmstadt 1983, S. 821–884, hier S. 851 f.

ernsthaften Wissenserwerb abzuhalten, weist Kant darauf hin, was den weiblichen „schönen Verstand“ ausmacht:

> Zur Schönheit aller Handlungen gehört vornehmlich, dass sie Leichtigkeit an sich zeigen und ohne peinliche Bemühung scheinen vollzogen zu werden [...]. Tiefes Nachsinnen und eine lange fortgesetzte Betrachtung sind edel aber schwer, und schicken sich nicht wohl für eine Person, bei der die ungezwungenen Reize nichts anders als eine schöne Natur zeigen sollen. Mühsames Lernen oder peinliches Grübeln, wenn es gleich ein Frauenzimmer darin hoch bringen sollte, vertilgen die Vorzüge, die ihrem Geschlechte eigentümlich sind, und können dieselbe wohl um der Seltenheit willen zum Gegenstande einer kalten Bewunderung machen, aber sie werden zugleich die Reize schwächen, wodurch sie ihre große Gewalt über das andere Geschlecht ausüben.[8]

Frauenbildung zwischen Ausschluss und Selbsthilfe

Es sind Positionen wie die von Fichte, Kant und Rousseau, welche die Wege und Möglichkeiten der Frauenbildung in der Zeit der Aufklärung beeinflussten. Die Strahlkraft des aufgeklärten Entwurfs von Weiblichkeit hat wesentlich dazu beigetragen, dass Frauen von Bürgerrechten, höheren Bildungseinrichtungen, letztlich aus der Öffentlichkeit ausgeschlossen und in die private Sphäre verbannt wurden. Das nahezu ausschließlich private Bildungssystem für Frauen basierte auf einer vornehmlich ästhetisch-sprachlichen Erziehung.[9] Wollten Frauen ihr elementares Wissen vertiefen oder spezielle Kenntnisse erwerben, mussten sie die gesellschaftlichen und kulturellen Bestimmungsfaktoren überwinden, denen sie unterworfen waren. Vor diesem Hintergrund lässt sich die Frauenbildung des 18. Jahrhunderts nicht alleine auf die Spezifik der aufgeklärten Rationalität zurückführen. Sie wurde ebenfalls durch gesellschaftliche Bedingungen dieser Zeit konstituiert und determiniert.

Trotz aller soziokulturellen Widrigkeiten und patriarchalischen Weiblichkeitsentwürfe haben viele Frauen den Mut zum „selbsteigenen Vernunftgebrauch“, um im Kantischen Vokabular zu bleiben, bewiesen. Man(n) bezeichnete sie dann als ‚gelehrtes Frauenzimmer‘, als ‚femme savante‘ oder ‚scientific lady‘.[10] Wenn man allerdings bedenkt, dass in der Zeit der Aufklärung Frauen der Zugang zu den höheren, wissenschaftlichen (Bildungs-)Institutionen verwehrt war und man allgemein von ihrer Unbildung sprach, dann erscheint es nicht abwegig, die gebildeten und wissbegierigen Frauen der Aufklärung als Autodidaktinnen zu betrachten. Das ‚gelehrte Frauenzimmer’ war generell und jahrhundertelang ein ‚autodidaktisches Frauenzimmer‘, was zunächst und zumeist auf die patriarchalische Struktur der damaligen Gesellschaft zurückzuführen ist. Der Bildungsprozess der Frauen vollzog sich somit im

8 Ebd., S. 852.
9 Vgl. Piesker, Die Diskurse (wie Anm. 6), S. 11.
10 Vgl. Patricia Phillips: The Scientific Lady: A Social History of Women’s Scientific Interests, 1520 – 1918. London 1990.

Spannungsfeld zwischen Ausschluss und Selbsthilfe mit je unterschiedlicher Ausprägung.

Das Besondere im Falle der Frauenbildung ist nun, dass dieses Spannungsfeld es unmöglich macht, die aufgeklärten Autodidaktinnen in ‚Idealistinnen' und ‚Materialistinnen' aufzuteilen, d. h. in solche, die aus der Vorstellung von einer unbegrenzten Perfektibilität, also der Fähigkeit zur Vervollkommnung des Menschen, ihre Lernmotivationen schöpften, und in solche, die aus Pragmatismus, Prestige oder Notwendigkeit ihren Bildungsweg beschritten. Gerade, weil sich diese beiden Gruppen im Fall der weiblichen Gelehrten kaum voneinander trennen lassen, ist es notwendig, auf die gesellschaftliche Seite der Bildungsvorstellungen und -möglichkeiten zu verweisen und zu zeigen, dass das weibliche Selbstlernen in der Zeit der Aufklärung sehr häufig fremdbestimmt war.

Forschungskategorien, die diese gesellschaftlichen Verhältnisse implizieren, sind ‚Geschlecht' und ‚Schichtzugehörigkeit'. Der Zugang zur damaligen Gelehrten- und Wissenschaftskultur variierte je nach Schicht – hier behaupteten die adligen oder hochadligen Frauen gegenüber ihren bürgerlichen Zeitgenossinnen eine unangefochtene, privilegierte Stellung. Beim Bildungserwerb waren die ständischen Unterschiede dagegen weniger entscheidend. Das Geschlecht verband Autodidaktinnen aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Schichten und band sie zugleich an die historisch wirksamen Geschlechterstereotype. Diese Wahrnehmungsperspektive bestimmte dann den wertenden Blick der Umgebung auf gelehrte und ambitionierte Frauen. Aber das Verhalten der Frauen selbst, sei es als Lernende oder als Lehrende, war ebenfalls von den sozialen und gesellschaftlichen Erwartungen an die Geschlechter beeinflusst und geprägt.[11] Die Kategorien ‚Geschlecht' und ‚Schicht' prägten daher den Bildungsprozess von Frauen, bestimmten die weibliche Partizipation am Wissen und an der Bildung auf institutioneller und informeller Ebene.

Es lässt sich allerdings fragen, ob sich auf der Basis dieser Kategorisierung auch schichtenübergreifende Merkmale der Frauenbildung feststellen lassen, die die strukturalistische und performative Aufteilung in ‚bürgerlich' und ‚adlig' durchbrechen und verstärkt den Handlungskontext der einzelnen Frauen berücksichtigen. Deutlicher ausgedrückt: Der Stand kann nicht als der einzige Indikator für das wissenschaftliche Lernen, Lehren und Arbeiten herangezogen werden, denn er vermittelt keine Dynamik der historischen Zusammenhänge und bestimmter Lebensumstände, mit denen Frauen konfrontiert waren. Um diesem verkürzten Pauschalurteil zu entkommen, müssen ihre Bildungswege und Wissenszugänge als dynamische Konzepte aufgezeigt und mit differenzierender Begrifflichkeit charakterisiert werden. Das setzt allerdings ein Narrativ voraus, das nicht primär von Ereignissen oder Strukturen (Ständeunterschiede) im Sinne sozialgeschichtlicher Ansätze ausgeht, sondern von den jeweils vorherrschenden gruppenspezifischen sowie individuellen Weltauffas-

11 Vgl. Frauke Böttcher: Das mathematische und naturphilosophische Lernen und Arbeiten der Marquise du Châtelet (1706 – 1749). Berlin 2013, S. 3.

sungen und Lebenssituationen, in denen die Frauen, häufig situativ, auf Ereignisse und Strukturen reagierten. Im Folgenden werden solche Weltauffassungen und Lebenssituationen anhand von drei Beispielen aus Polen kurz skizziert und dabei eine – wenngleich nicht vollständige – Typologisierung von unterschiedlichen Bildungsmotivationen vorgeschlagen.

Bildung aus Notwendigkeit

Die Lebensgeschichte von Regina Salomea Rusiecka (später Pilsztynowa) ist dank ihrer 1957 erstmals veröffentlichten Tagebücher bekannt geworden.[12] Die folgende Darstellung ihres Lebens stützt sich auf diesen Text, der private Erlebnisse, familiäre Vorkommnisse, Berichte aus Rusieckas beruflicher Lebenswelt und Schilderungen ihrer zahlreichen Reisen enthält.[13]

Diese außergewöhnliche Frau, die sich selbst als Doktorin der Medizin und Augenärztin bezeichnete und als erste Medizinerin in die polnische Geschichte eingegangen ist, war eine begnadete Autodidaktin. Ihr Lebens- und Bildungsweg kann als Illustration dafür dienen, dass Bildung niemals nur als Produkt einer Bildungsinstitution angesehen werden kann, sondern weit darüber hinausgeht und immer auch das ist, was das Individuum selbst aus sich, aus seinem Leben macht, welchen eigenen Lebensplan es verwirklicht. Gleichwohl bleibt zu betonen, dass es verfehlt wäre, die Bildungswege von Frauen im 18. Jahrhundert als gänzlich autonome Handlungen zu definieren. Rusieckas Beispiel zeigt deutlich, dass für finanziell schlecht situierte Frauen Bildung mehr als ein Instrument zur Selbstverwirklichung war; sie war vor allem eine Überlebensstrategie, die ihnen dazu verhalf, ihre eigene Existenz sowie die ihrer Familien zu sichern. Der Entschluss einzelner Frauen, sich Bildung selbst anzueignen, war somit nicht nur eine Frage des persönlichen Muts und der eigenen intellektuellen Energie, sondern auch der sozialen Notwendigkeit.

Geboren wurde Rusiecka 1718 in Litauen in einer streng katholischen, verarmten, aber vermutlich adligen Familie. Als Kind bekam sie eine elementare Ausbildung, die allerdings über Lesen und Schreiben und religiöse Unterweisung nicht hinausging. Damaligen Gepflogenheiten entsprechend wurde sie bereits im Alter von 14 Jahren mit

---

12 Vgl. Salomea Regina Pilsztynowa z Rusieckich: Proceder podróży i życia mego awantur [Beschreibung meiner Reisen und meines Lebens Abenteuer]. Kraków 1957.

13 Eine detaillierte Analyse von Rusieckas Tagebüchern liefert Mirosława Czarnecka: Dreifaches Grenzgängertum: Regina Salomea Pilsztyn geb. Rusiecka (1718–1760?) und ihre Autobiographie: Beschreibung meiner Reise und meines Lebens Abenteuer. In: Dies., Christa Ebert (Hg.): Kulturelle Identitäten im Wandel. Grenzgängertum als literarisches Phänomen. Berlin 2006, S. 41–52; Dies.: Zur Reise- und Lebensbeschreibung von Regina Salomea Pilsztyn geb. Rusiecka (1718–1760), einer polnischen Orientreisenden im Kontext der Kulturgeschichte der Frauenreisen im 18. Jahrhundert. In: Dies., Christa Ebert, Grażyna Barbara Szewczyk (Hg.): Der weibliche Blick auf den Orient. Reisebeschreibungen europäischer Frauen im Vergleich. Bern u.a. 2011, S. 13–30.


Peragraph
§. Pierwszego Rozdziału
Pierwsza Podroż do Stambułu
W Młodym wieku moim wydali mnie Rodzice moie

Abb. 2: Erste Seite des Tagebuches von Regina Salomea Rusiecka (Biblioteka Książąt Czartoryskich Kraków / Wikimedia Commons, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Salomea_Pilsztynowa_p1.jpg. Salomée Halpir / CC BY-SA [https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0]).

dem Lutheraner Jakub Halpir verheiratet. Der deutlich ältere Ehemann war ein anerkannter Mediziner, der sich auf Augenheilkunde spezialisiert hatte. 1732, gleich nach der Hochzeit, verließen die frisch Vermählten Polen-Litauen Richtung Konstantinopel, wo Halpir als angesehener Arzt große Anerkennung gewann. Trotz Rusieckas lückenhafter Ausbildung und ihrer eher geringen Sachkenntnisse lernte sie von ihrem Ehemann schnell die Grundlagen der medizinischen Praxis und Theorie. Auch andere gelehrte Ärzte unterwiesen sie, so zum Beispiel ein befreundeter türkischer Augenarzt aus Hilla sowie ein italienischer Arzt, der Halpir behandelte, als er unter einer Muskelschwäche litt. Von dem anonymen italienischen Doktor lernte Rusiecka Rezepte zu schreiben, etwas Latein sowie einige weitere praktische Fertigkeiten. Er überließ ihr

auch einige einführende Medizinbücher. Konstantinopel erwies sich für Rusieckas medizinische Ausbildung von großem Vorteil. Hier konnte sie die Grundlagen der vor allem im Bereich der Augenheilkunde und Pharmakologie sehr fortschrittlichen arabischen Medizin kennenlernen.

Aus den erworbenen Kenntnissen musste Rusiecka alsbald Kapital schlagen, denn ihr Ehemann verließ sie und ihre gemeinsame Tochter bereits nach wenigen Jahren des Zusammenlebens. Als er bald danach starb, entschied sich die erst siebzehnjährige Witwe in seine Fußstapfen zu treten und selbst als Ärztin zu praktizieren. Dank ihrer erfolgreichen Behandlungen am türkischen Hof errang sie einen guten Ruf als Medizinerin, was ihr auch finanzielle Unabhängigkeit verschaffte. Der medizinische und materielle Erfolg bestärkte Rusiecka in ihrer Entscheidung, den eingeschlagenen Weg konsequent weiterzugehen. Europaweit praktizierte sie als Ärztin mit der Spezialisierung auf Augenheilkunde. Ihr eklektisches und offenbar eher intuitiv eingesetztes Wissen reichte aus, um nicht nur Angehörige der osmanischen Elite und des polnischen Adels, sondern auch Kinder des russischen Zaren zu behandeln. Während ihrer zahlreichen Reisen durch Russland, Polen, den Balkan, Österreich und Griechenland gelang es ihr immer wieder, ihre medizinischen Kenntnisse und Fertigkeiten erfolgreich anzuwenden. Ihre scheinbar unbegrenzte Reiselust und Geschäftstüchtigkeit – unter anderem handelte sie mit Rekruten – brachten sie bis nach Ägypten und Jerusalem. Überall konnte sie ihren Ruf als hervorragende Augenärztin ausbauen und verstärken. Nach mehreren Stationen ließ sie sich schließlich in Konstantinopel nieder, wo sie als Hofärztin praktizierte. Am Hof des Sultans Mustafa III. war sie für die medizinische Versorgung seines Harems zuständig und kümmerte sich auch um die Ehefrauen und Töchter der Notabeln des Sultans, die von einem Mann nicht behandelt werden durften. In Konstantinopel ist Rusiecka höchstwahrscheinlich auch gestorben.

Rusieckas 1760 verfasstes Tagebuch vermittelt das Bild einer umtriebigen Frau, die ihren eigenen Vorstellungen und Bedürfnissen folgte. Sieht man von dem fehlenden literarischen Anspruch ab, den man von einer Person ihres Bildungsgrades auch schlecht erwarten konnte, stellen ihre Lebensgeschichten ein hervorragendes Selbstzeugnis einer Autodidaktin dar. Oft mischt sich in ihren Beschreibungen professionelle Krankenbehandlung mit Magie. Durch Unterweisung männlicher Ärzte und autodidaktische Bildung gewann sie ausreichend Selbstvertrauen, um als professionelle Medizinerin zu praktizieren. Gleichzeitig aber hörte Rusiecka nicht auf, an Wunder, Astrologie und Magie zu glauben und in ihrer Praxis auch volksmedizinische Methoden anzuwenden. Diese Mischung war zu ihrer Zeit allerdings keine Seltenheit. Erst im ausgehenden 18. Jahrhundert vollzog sich eine stärkere Trennung zwischen Volksmedizin und akademischer Schulmedizin.[14] Dennoch sah Rusiecka sich wie-

14 Einen Einblick in die Debatte findet man in: Heinz Schott (Hg.): Der sympathische Arzt. Texte zur Medizin im 18. Jahrhundert. München 1998. Um die weitverbreitete Quacksalberei zu stoppen, wurde in manchen Gegenden des Reichs die medizinische Polizei ins Leben gerufen. Vgl. dazu Franz Anton May:

derholt mit dem Vorwurf mangelnden medizinischen Wissens konfrontiert. Der Streit zwischen gelehrten und ungelehrten Medizinern hat zwar eine lange Tradition, wurde aber in der Regel nur unter Männern ausgetragen. Eine Frau, die als Ärztin ohne eine offizielle Approbation praktizierte, hohes Ansehen und einen hervorragenden Ruf genoss sowie Patienten aus elitären Hofkreisen behandelte, konnten die männlichen Fachkollegen offenbar nur schwer akzeptieren. Immer wieder wurde Rusiecka verleumdet, ihre Apotheke zerstört und die Ausführung ihrer Rezepte verhindert.

Dabei war die Kritik an Rusieckas Dilettantismus nicht ganz unberechtigt. In ihren Memoiren machte sie keinen Hehl daraus, dass sie die Medizin niemals nach einem systematischen Plan zu lernen beabsichtigt hatte, sondern dass sie mit ihrem höchst assoziativen Wissen bestens zurecht kam. Pierre Bourdieu hat in seinem Werk *La distinction* darauf hingewiesen, dass der Autodidakt sein Wissen oftmals ungebührlich betont. Er präsentiert es dort, wo er nicht darum gebeten wird, so dass sich sein Außenseiterstatus gerade im Bemühen um sein ‚Dazugehören' erweist.[15] Rusiecka kann als ein Beispiel gegen Bourdieus Phänomenologie des Autodidakten angeführt werden. Einen überschwänglichen Ehrgeiz oder entfesselten Selbstanspruch, die Reihen der professionellen Mediziner zu verstärken oder ihre vorhandenen Kenntnisse zu vertiefen, lassen sich bei ihr kaum erkennen. Wichtiger als das ‚Dazugehören' war für sie das ‚Daran-Verdienen'. Rusieckas Drang nach Wissensvermehrung war vordergründig pekuniär motiviert, was auf ihre prekären Lebensverhältnisse zurückzuführen ist. Dass sie als mittellose und alleinstehende Frau den sozialen und beruflichen Aufstieg dennoch erreichte, lag hauptsächlich an ihrem Mut, das erworbene Wissen professionell und nutzbringend einzusetzen.

Bildung aus Ehrgeiz[16]

In der Lebensgeschichte des preußischen Königs Friedrich II. gibt es nur wenige Frauen, über die er sich positiv geäußert hat. Eine dieser Ausnahmen stellt die polnische Gräfin Marianna Skórzewska dar. In dem innerpolnischen Konflikt am Ende der 1760er Jahre zwischen den Anhängern und Gegnern des regierenden Königs Stanisław August Poniatowski stellte sie sich auf die Seite des antiköniglichen Lagers und war bestrebt, den Preußenkönig für das Vorgehen der Opposition zu gewinnen. Die Sympathie Friedrichs II. gewann Skórzewska jedoch weniger aufgrund ihrer politischen Mission, sondern vor allem dank ihrer kulturellen und wissenschaftlichen Interessen. In einem Brief an Voltaire von 1767 lobte er ihren Ehrgeiz, mit den Berliner

Entwurf einer Gesetzgebung, über die wichtigsten Gegenstände der medizinischen Polizei, als Beitrag zu einem neuen Landrecht in der Pfalz. Mannheim 1802.

15 Vgl. Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Frankfurt/M. 1988, S. 148 f.

16 Dieser Abschnitt basiert wesentlich auf dem Kapitel „Gräfin Skórzewska: ein ‚Phänomen' am preußischen Hof" in: Agnieszka Pufelska: Der bessere Nachbar?: das polnische Preußenbild zwischen Politik und Kulturtransfer (1765–1795). Berlin-Boston 2017, S. 102–116.

Gelehrten in Kontakt treten zu wollen, pries ihre wissenschaftlichen Kenntnisse und staunte darüber, dass sie sich das alles selbst und ohne jede Beihilfe angeeignet hatte.[17]

Aber wer war diese nach Bildung strebende Frau, die zwischen den polnischen Oppositionellen und dem preußischen Monarchen vermittelte und den Zugang zur Berliner Gelehrtenrepublik suchte? Marianna Skórzewska wurde am 6. Dezember 1741 in eine alte und wohlhabende Adelsfamilie in der Nähe von Posen (Poznań) hineingeboren. Nach dem Abschluss der Mädchenschule des Karmeliter-Klosters wurde sie bereits mit 14 Jahren „für große Landgüter in die Ehe geschickt".[18] Die Wahl fiel auf den fast 30 Jahre älteren und nicht minder wohlhabenden Grafen und General im polnischen Heer Franciszek Skórzewski. Die junge Generalsgattin entwickelte ihren Residenzort Margonin zu einem beliebten intellektuellen Treffpunkt, frequentiert von „Mathematikern, Schriftstellern und Ausländern, die sie an sich band, indem sie sie mit Gold bezahlte".[19] Von kulturellen und wissenschaftlichen Interessen geleitet, legte sie mit großem Aufwand eine fast 330 Werke umfassende Privatbibliothek an, die unter anderem Schriften von Bacon, Locke, Leibniz, Newton, d'Alembert und Montesquieu enthielt.[20] Aus der einseitigen und kurzen Klosterausbildung resultierte ihr Mangel an systematischem Wissen, der ihr ständig schmerzlich bewusst gewesen sein musste. Durch die Lektüre der wissenschaftlichen Werke und Gespräche mit internationalen Gelehrten bildete sie sich selbständig weiter und versuchte, ihre Wissenslücken – vor allem in der Physik – zu füllen. Schon bald hegte die aufgeklärte Gräfin aber größere Ambitionen. Dem intellektuellen Niveau der Provinz weit überlegen, bot Polen-Litauen mit seinen durch Männer dominierten Gelehrtenkreisen kaum Entwicklungsmöglichkeiten. In der Hoffnung, dass sie in Berlin bessere An-

---

17 „Il y a ici une comtesse polonaise; elle se nomme Skorzewska c'est une espèce de phénomène. Cette femme a un amour décidé pour les lettres; elle a appris le latin, le grec, le français, l'italien et l'anglais; elle a lu tous les auteurs classiques de chaque langue, et les possède bien. L'âme d'un bénédictin réside dans son corps; avec cela, elle a beaucoup d'esprit, et n'a contre elle que la difficulté de s'exprimer en français, langue dont l'usage ne lui est pas encore aussi familier que l'intelligence. Avec pareille recommandation, vous jugerez si elle a été bien accueillie. Elle a de la suite dans la conversation, de la liaison dans les idées, et aucune des frivolités de son sexe. Ce qu'il y a d'étonnant, c'est qu'elle s'est formée elle-même, sans aucun secours. Voilà trois hivers qu'elle passe à Berlin avec les gens de lettres, en suivant ce penchant irrésistible qui l'entraîne." Friedrich an Voltaire. 20.02.1767. In: Œuvres de Frédéric le Grand. Hg. von Johann David Erdmann Preuß. Bd. 23. Berlin 1853, S. 138–141, hier S. 141.

18 Józef Wybicki: Życie moje oraz Wspomnienie o Andrzeju i Konstancji Zamoyskich [Mein Leben nebst Gedenkblättern an Andrzej und Konstantin Zamoyski]. Hg. v. Adam Mieczysław Skałkowski Kraków 1927, S. 34.

19 Wirydianna Fiszerowa: Dzieje moje własne i osób postronnych. Wiązanka spraw poważnych, ciekawych i błahych [Meine und meiner Nächsten Geschichte. Ein Bündel an ernsthaften, interessanten und unwichtigen Angelegenheiten]. Warszawa 1998, S. 56.

20 Vgl. Ryszard Nowicki: Skórzewscy właściciele dóbr łabiszyńskich. Rola w życiu społeczno-politycznym wielkopolskiego ziemiaństwa [Die Familie Skórzewski. Eigentümer der Łabiszyn-Ländereien und ihre Rolle in dem politisch-sozialen Leben der Grundbesitzer aus Großpolen]. Toruń 2002, S. 34.

sprechpartner finden würde, entschied sie sich, ihren wissenschaftlichen Interessen in der preußischen Hauptstadt weiter nachzugehen.

Bald wurde der Name der polnischen Gräfin „in Berlin allgemein bekannt“, wie ein Zeitgenosse resümierte: Während sie „beim Hof und unter den Gelehrten dank ihrer angenehmen Art und ihrer Talente geschätzt wurde, fiel sie in der Öffentlichkeit vor allem durch ihren prachtvollen Stil auf“.[21] In der preußischen Metropole nutzte Skórzewska ihre finanzielle Freiheit, um sich sowohl der gesellschaftlichen Zerstreuung (z. B. auf Bällen und Karnevalsfeiern) als auch ihren mathematischen und physikalischen Studien widmen zu können. Skórzewskas Anmut und Wissbegier wurden in der Berliner Gelehrtenrepublik gleichermaßen aufmerksam wahrgenommen, worauf nicht nur die zahlreichen privaten Kontakte hindeuten. Am 29. Januar 1767 wurde sie von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu ihren Feierlichkeiten anlässlich des Geburtstags Friedrichs II. eingeladen.[22] Und das blieb nicht die einzige Einladung der ansonsten eher frauenskeptischen Akademie, welche die gebildete Polin erhielt. Zwei Jahre später war sie ebenfalls anlässlich einer Feier zum Geburtstag des Königs „selbst dabei zugegen“, als in der Akademie ihre Abhandlung *Remarques sur l'origine des Polonais* vorgelesen wurde.[23] Als sich die „schöngeistige und gelehrte Gräfin Skórzewska“ jedoch um die Mitgliedschaft in der Akademie bemühte, wurde ihr „ein Sitz nicht eingeräumt“.[24]

Skórzewskas besonderes Wissenschaftsinteresse galt der Physik und Mathematik. So soll sie physikalische und ökonomische Abhandlungen verfasst und sie dann dem verehrten preußischen Monarchen gewidmet und geschickt haben.[25] Friedrich II. konnte mit ihren wissenschaftlichen Untersuchungen aber offenbar nicht viel anfangen, denn nur in einem von seinen zahlreichen Briefen an sie geht er auf ihre Forschungsarbeit kurz ein und bemerkt schmeichlerisch, dass Descartes oder Pierre Gassendi die Fragen nicht besser hätten beantworten können.[26] Welche Fragen Marianna Skórzewska während ihrer Berliner Aufenthalte im Einzelnen beschäftigten, erfährt man aus einem Schreiben des Hofmeisters von Holland:

---

21 Wybicki, Życie moje (wie Anm. 18), S. 88.

22 Mehr dazu in: Christian Friedrich Hempel: Helden-, Staats- und Lebens-Geschichte des allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten Königs und Herrn Friedrichs des Andern. Bd. 9. Frankfurt-Leipzig 1770, S. 446.

23 Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen. 28.01.1769.

24 Adolf Harnack: Geschichte der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin 1901, S. 280 f.

25 Vgl. Adam Skałkowski: Hr. Skórzewska a dwór Fryderyka II. [Gräfin Skórzewska und der Hof Friedrichs II.]. Poznań 1934, S. 16.

26 Vgl. Friedrich II. an Marianna Skórzewska (undatiert), In: Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin (GStA PK). Rep. 47 J: Brandenburgisch-Preußisches Hausarchiv. Nr. 542. K. 45.



Abb. 3: Marianna Skórzewska präsentiert Friedrich II. die Baupläne für den Bromberger Kanal. Relief im Schoss Lubostron, dem Sitz des Sohnes der Skórzewska (Wikimedia Commons, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Lubostron_Castle_Relief2.jpg. Cronwood at pl.wikipedia / CC BY-SA [http://creativecommons.org/licenses/by-sa/3.0/]).

> Die Gräfin Skorzewska hat mir letzthin das Problem aufgegeben, zu drei gegebenen Zirkeln einen vierten zu finden, der jene drei berührt. Ich habe zwar bereits die Auflösung davon gemacht. Die Rechnung ist aber entsetzlich mühsam gewesen und hat mich endlich auf eine bis zum Eckel zusammengesetzte biquadratische Gleichung geführt.[27]

Mit derselben Aufgabe wurde auch das von Holland adressierte Akademiemitglied Johann Heinrich Lambert von Skórzewska betraut. Seine Lösung des Problems, die er durch Anwendung der trigonometrischen Formel erhalten hatte, wies sie allerdings mit dem Argument zurück, dass ein anderer von ihr beauftragter Mathematiker die Aufgabe „besser" gelöst hätte.[28] Die schroffe Antwort an „das erste Genie in

27 Zit. nach: Die polnische Gräfin Skorzewska und die beiden Mathematiker Johann Heinrich Lambert und von Holland über die Aufgabe von der Beschreibung eines drei andere gegebene Kreise berührenden Kreises. In: Archiv der Mathematik und Physik mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse der Lehrer an höheren Unterrichtsanstalten 28 (1857), S. 355–358, hier S. 355.
28 Zit. nach ebd., S. 356.

Deutschland", wie Immanuel Kant Lambert bezeichnete,[29] lässt darauf schließen, dass sich Skórzewska selbst an der Bearbeitung des mathematischen Problems beteiligte und nach einer Lösung suchte, die ihrer Denkrichtung entsprach oder die Richtigkeit ihrer Berechnung bestätigte. Ferner musste sie die Sachdienlichkeit der von den Berliner Gelehrten bei ihr eingereichten Resultate beurteilen können, da erfolgreiche Lösungsansätze von ihr bestens honoriert wurden. Die polnische Gräfin wusste also nicht nur wissenschaftliche Debatten im aufgeklärten Berlin anzuregen, sondern galt auch als ein geachtetes und einflussreiches Mitglied dieser durch Männer beherrschten Wissenschaftslandschaft.

Entsprechend der Einstellung ihrer Zeit sah Skórzewska in der Gelehrsamkeit einen Weg, den Verstand zu schärfen und den Willen des Menschen zu stärken; das Studium galt ihr aber auch als Mittel, die eigene Glückseligkeit zu erhöhen. Allerdings wurden die gängigen Einwände, dass Frauen weniger Verstand besäßen als Männer, auch am friderizianischen Hof kaum in Frage gestellt.[30] Für den Privatsekretär und königlichen ‚Vorleser' Henri de Catt beispielsweise überschritt Skórzewska die ihr vermeintlich durch ihr Geschlecht gesetzten Grenzen. ‚Gutmütig' legte er ihr nahe, ihre geistigen Kräfte mehr in weltliche als in mathematische Studien zu investieren und sich lieber der geselligen Erholung als der wissenschaftlichen Selbstbildung zu widmen.[31] Dieser Aufforderung folgte Skórzewska in ihrem kurzen Leben aber nicht. Mit knapp 32 Jahren erlag sie im November 1773 der Schwindsucht. Da sie in Berlin verstarb, berichteten die *Berlinischen Nachrichten* vom 27. November eingehend über ihren Tod, wobei der Berichterstattung ein markanter Fehler unterlief: Fälschlicherweise wurde darin behauptet, in Anbetracht ihrer Kenntnisse sei Skórzewska in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen worden.[32] Was der ehrgeizigen Gräfin zu Lebzeiten verwehrt war, wurde ihr nun – wenn auch irrtümlich – posthum zugeschrieben.

Bildung aus Prestige

Im Gegensatz zu Marianna Skórzewska, die ihre Bildungsdefizite früh erkannte und mit hohen Ansprüchen an sich selbst zu beheben versuchte, kann man Fürstin Izabela Czartoryska geb. Flemming als eine verzögerte Autodidaktin charakterisieren. Als sie 1761 mit 15 Jahren Adam Czartoryski, einen der reichsten Fürsten Polens, heiratete, galt sie in der polnischen Hofgesellschaft als „ein durchschnittliches, provinzielles und unauffälliges Fräulein, das man häufig auf den polnischen Magnatenhöfen an-

29 Immanuel Kant an Johann Heinrich Lambert. 31.12.1765. In: Kant's gesammelte Schriften. Hg. v. der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 10. Berlin 1900, S. 59.
30 Vgl. Becker-Cantarino, Der lange Weg zur Mündigkeit (wie Anm. 4), S. 188 f.
31 Vgl. Skałkowski, Hr. Skórzewska a dwór Fryderyka II. (wie Anm. 25), S. 21.
32 Vgl. Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen. 27.11.1773.

treffen konnte."[33] Mit ihrem weltgewandten, wissenschaftsinteressierten und acht Jahre älteren Ehemann hatte Izabela Czartoryska zunächst wenig gemeinsam und am allerwenigsten interessierte sie sich für sein Bemühen, die intellektuelle Elite Europas kennenzulernen. Die ersten Auslandsreisen, die sie mit ihm unternahm, und die Begegnungen, die er ihr dabei ermöglichte, scheinen keine nennenswerte Auswirkung auf sie gehabt zu haben. Eher gelangweilt als neugierig hörte Izabela den Gesprächen ihres Mannes mit Madame Geoffrin oder Jean-Jacques Rousseau zu. In ihren später verfassten Tagebüchern berichtet sie selbst darüber, wie sehr sie diese Treffen intellektuell überforderten.[34] Nicht minder desinteressiert reagierte Izabela Czartoryska auch auf die politischen Aktivitäten ihres Ehemannes, dessen Familie eine einflussreiche Stellung in Polen besaß. Nachdem es aber der Familie Czartoryski 1764 gelungen war, mit Hilfe Russlands den eigenen Neffen Stanisław August Poniatowski zum polnischen König zu erheben, lässt sich in Izabelas Lebenseinstellung eine große Metamorphose beobachten. Als Geliebte des neu gewählten Königs und Mitglied der Hoffamilie ließ sie keine Gelegenheit aus, um sich als eine aufgeklärte Fürstin zu präsentieren, weil das Prestige eines Fürstenhauses stieg, wenn es als aufgeklärt galt.[35] Durch intensive Lektüre und intellektuelle Diskussionen vergrößerte sie ihre Kenntnisse auf den verschiedensten Wissensgebieten und verbesserte ihre Allgemeinbildung. Ein besonders starkes Interesse zeigte Izabela Czartoryska an der Gartenarchitektur. Dabei scheint es eher unwahrscheinlich, dass diese Schwerpunktsetzung allein aus der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts populären Natureuphorie resultierte, die der Zeitgenosse Christian Hirschfeld mit seiner Gartentheorie beförderte und die den Garten als einen Ort der konzentrierten Natur interpretierte, der vor allem Empfindungen auslösen sollte.[36] Eine fürstliche Gartenanlage hatte traditionell eine repräsentative Funktion und symbolisierte Prestige, Reichtum und politischen Einfluss. Um ihre defizitäre Bildung zu vervollständigen, unternahm Czartoryska mehrere Reisen.[37] Einer großen Auslandsreise im Jahr 1768 folgten zwischen 1772 und 1774 mehrere Aufenthalte in Berlin, Paris und London, wo sie sich intensiv mit Literatur, Kunst und Gartenkunst beschäftigte. Nach ihrer

33 Zbigniew Kuchowicz: Wizerunki niepospolitych niewiast staropolskich XVI–XVIII wieku [Bildnisse ungewöhnlicher Frauen aus Polen-Litauen im 16.–18. Jh.]. Łódź 1974, S. 379.

34 Vgl. Izabela Czartoryska: Mémoires et Écrits divers princesse générale. In: Archiwum Biblioteki Czartoryskich Kraków [Archiv der Czartoryskis Bibliothek Krakau], 6067, S. 59–63. Vgl. ausführlich darüber: Agnieszka Pufelska: Polen. In: Iwan-Michelangelo D'Aprile, Stefanie Stockhorst (Hg.): Rousseau – Schlüsselkategorien der Moderne. Berlin 2013, S. 241–249.

35 Vgl. dazu Alina Aleksandrowicz: Izabela Czartoryska: polskość i europejskość [Izabela Czartoryska: Polentum und Europäizität]. Lublin 1998.

36 Mehr darüber in: Ina Mittelstädt: Der Landschaftsgarten als Herrschaftsraum. Aufklärung und staatliche Ordnung in Wörlitz. In: Anna Ananieva, Alexander Bauer, Daniel Leis, Bettina Morlang-Schardon, Kristina Steyer (Hg.): Räume der Macht. Metamorphosen von Stadt und Garten im Europa der Frühen Neuzeit. Bielefeld 2013, S. 251–279.

37 Zur Bedeutung des Reisens als Bildungspraxis in der Aufklärung vgl. auch den Beitrag von Liisa-Helena Lumberg in dieser Themenausgabe.

Rückkehr widmete sie sich der Gestaltung ihres Landsitzes Powązki nördlich von Warschau. Nach Karin Schulze gehörte Powązki zu den ersten frühen Landschaftsgärten in Polen, die sich noch eher am französischen *jardin anglais* des Rokoko orientierten. Die Anlage war mit kleinteiliger Staffagearchitektur wie den Ruinen eines Amphitheaters, einem römischen Triumphbogen sowie ländlich-idyllischen Gebäuden ausgestattet, hob sich aber offensichtlich in der zeitgenössischen Wahrnehmung bereits von anderen Gärten durch seine ‚Natürlichkeit' ab.[38] Europaweit galt nun Czartoryska als äußerst begabte Gründerin und Architektin von Parklandschaften. Ihre geschmackliche Leitung fand auch in Berlin große Anerkennung. Während eines Aufenthaltes in der preußischen Hauptstadt wurde sie als Ehrenmitglied in die Königlich-Preußische Akademie der Künste und Mechanischen Wissenschaften aufgenommen.

1786 verlegten die Czartoryskis ihren ständigen Wohnsitz aus Warschau nach Puławy, einer barocken Schlossanlage, die knapp 120 km südöstlich von Warschau am Ufer der Weichsel liegt. Alsbald entwickelte sich ihr fürstlicher Hof in Puławy zu einem Zentrum literarischen und künstlerischen Schaffens, dem insbesondere nach der Auflösung der polnischen Staatlichkeit eine bedeutende Rolle im Streben nach Erhaltung und Pflege der polnischen Kultur zukam. Bei der landschaftlichen Umgestaltung und Erweiterung der ursprünglich barocken Gartenanlagen von Puławy war Izabela Czartoryska daher bemüht, ihre Begeisterung für den englischen Landschaftsgarten mit einer patriotischen Ausrichtung in Einklang zu bringen. Diese Ausrichtung lag auch deshalb nahe, weil nach dem Tod des kinderlosen und abgesetzten polnischen Königs und der Besetzung Warschaus durch Preußen der Hof der Czartoryskis zu einem inoffiziellen Regierungssitz avancierte. Obwohl es nicht dokumentiert ist, bleibt nicht ausgeschlossen, dass Izabela Czartoryska ihre Familie als direkte Erben der königlichen Würde betrachtete. Die Dimension und Ausrichtung der Umbauten in der 1794 teilweise zerstörten Schlossanlage in Puławy könnten jedenfalls als Beleg dafür dienen.[39] In dem neu strukturierten und mit verschiedenen Parkarchitekturen, Denkmälern, Gedenksteinen und Skulpturen ausgestatteten englischen Park ließ Czartoryska ein Gebäude in antikem Stil errichten, den *Tempel der Sybille*, der als das erste polnische Nationalmuseum gilt.[40] Angesichts der verlorenen Hoffnung auf einen Fortbestand Polens als unabhängiger Staat trug Czartoryska hier unter

38 Vgl. Katrin Schulze: Oh, du süßes Land Arkadia, süßer für mich als jedes andere. Wegbereiterinnen des Landschaftsgartens in Polen. München 2013. URL: http://galerien.stralsunder-akademie.de/2013/schriften/Wegbereiterinnen-Landschaftsgarten-Polen.pdf (23.03.2020), S. 7. Diese ‚Natürlichkeit' betonte auch schon Hirschfeld in seiner viel gelesenen *Theorie der Gartenkunst*, in der er schrieb, die Schöpferin Powązkis „nutzte die Natur, und verdarb nichts von ihren sich darreichenden Producten durch übelangebrachte Künsteleyen". Christian Cay Lorenz Hirschfeld: Theorie der Gartenkunst. Bd. 5. Leipzig 1785, S. 308.

39 Vgl. Pufelska, Der bessere Nachbar? (wie Anm. 16), S. 274 – 276.

40 Vgl. Alina Aleksandrowicz: Z problematyki nowego wieku (Wokół Świątyni Sybilli) [Aus der Problemstellung des neuen Jahrhunderts (Tempel der Sybille]. In: Wiek Oświecenia 16 (2000), S. 9 – 32.

dem am Eingang angebrachten Motto „Die Vergangenheit der Zukunft“ eine Sammlung nationaler Reliquien von zweifelhafter Echtheit zusammen.[41] Die Besichtigung dieser Sammlung avancierte zu einer nostalgisch-patriotischen Pilgerfahrt, die auch eine mobilisierende Funktion im Hinblick auf die erhoffte bessere Zukunft Polens hatte. Das in unmittelbarer Nähe gelegene *Gotische Haus*, 1809 als eine der ersten neugotischen Parkarchitekturen Polens erbaut, war hingegen der Kulturgeschichte verschiedener Länder gewidmet.[42]

Diese enge Verbindung von patriotischer und ästhetischer Gesinnung betonte Czartoryska auch in ihrem schriftstellerischen Werk. In ihrem Buch *Verschiedene Gedanken über die Art und Weise, Gärten anzulegen* von 1804 machte sie nicht nur Vorschläge zur Gartengestaltung, sondern betonte auch die Wichtigkeit des Geschichtsbewusstseins und der Verbundenheit zur Heimat Polen.


MYŚLI RÓŻNE
O
Sposobie Zakładania
OGRODÓW
przez
I. C.

Wydanie Drugie

POPE

w Wrocławiu.
8690
Drukiem WILHELMA BOGUMIŁA KORNA.
ROKU 1807.

Abb. 4: Titelblatt der zweiten Auflage der *Verschiedenen Gedanken über die Art und Weise, Gärten anzulegen* von 1807 (Polnische Nationalbibliothek / Polona / Public Domain).

41 Eine Auflistung der versammelten Artefakte findet sich in: Alina Aleksandrowicz, Artur Timofiejew (Hg.): Opis niektórych pamiątek zachowanych w świątyni Sybilli w Puławach [Beschreibung einiger Erinnerungsstücke aus dem Tempel der Sybille in Puławy]. Warszawa 2010.

42 Vgl. Schulze, Wegbereiterinnen des Landschaftsgartens (wie Anm. 38), S. 8. Zu Czartoryskis Englandrezeption vgl. Agnieszka Pufelska: Polish Images of British Republicanism in the Eighteenth Century. In: Dariusz Dolański, Anna Janczys (Hg.): Images of/from Enlightenment. Zielona Góra 2013, S. 185 – 197, hier S. 192 – 195.

Der starke Bezug auf die polnische politische Realität ist wesentlich, wenn auch nicht allein dafür verantwortlich, dass Czartoryskas Buch nur wenig Anerkennung außerhalb Polens fand. Ihre gartenästhetischen Überlegungen wiesen ähnlich eklektischen Charakter auf wie ihre Sammlungen von nationalen Erinnerungsstücken. Bei aller gebührenden Anerkennung für Izabela Czartoryskas Leistungen lässt sich nicht übersehen, dass ihr ästhetischer Geschmack, ihre Kenntnisse der Gartenkunst sowie ihr Geschichtsverständnis nicht über eine autodidaktische Wissensaneignung und -vermittlung hinausgingen. Sie besaß die Überzeugung, dass diejenigen gebildet seien, die ein immenses Maß an Wissen angehäuft hätten, und konnte nicht begreifen, dass Bildung sich alleine auf den Bezug zu ihr reduzieren lässt.

Die Sonderstellung der weiblichen Bildung

Sicherlich war der Bildungsweg und Wissenszugang von Aristokratinnen durch ihre (hoch)adlige Herkunft geprägt. Auch ohne besondere Bildungsambitionen besaßen sie einen privilegierten Zugang zu informellen Wissenschaftsinstitutionen wie Salons, geselligen (Lese-)Zirkeln, wissenschaftlichen Vorführungen und Lesungen sowie zu kleineren privaten Akademien. Im Gegensatz zu den meisten Frauen aus niedrigeren Schichten bot sich ihnen die Möglichkeit zur wissenschaftlichen und intellektuellen Teilhabe. Allerdings muss man dabei die eingesetzten Entwicklungen im Wissensverständnis berücksichtigen. Im Laufe des 18. Jahrhunderts schritt die Institutionalisierung und Professionalisierung der Wissenschaften fort, was eine unbekümmerte Teilhabe am wissenschaftlichen und intellektuellen Leben zunehmend erschwerte. Gerade bildungshungrige Frauen – unabhängig von ihrer sozialen Herkunft – stellte dieser neue Anspruch vor große Herausforderungen. Wollten sie umfassend gebildet und informiert sein, mussten sie sich auf ein konkretes Fachgebiet konzentrieren und ihr darauf bezogenes Fachwissen stets erweitern. Diese umfassende Weiterbildung konnte nur autodidaktisch betrieben werden, weil Frauen der Zugang zu den offiziellen Bildungsinstitutionen verwehrt blieb. Im festen Gefüge der patriarchalischen Gesellschaft mussten sie ihre Kompetenzen immer wieder nachweisen, weil ihnen institutionelle Anerkennung und akademische Titel fehlten. Soweit es ihnen möglich war, versuchten sie sich über die formalen Hindernisse hinwegzusetzen und durch intensive Selbstbildung am akademischen Leben teilzuhaben.

Auch wenn der Ausschluss von Frauen aus den wichtigsten Bildungsinstitutionen wie Akademien, Lateinschulen und Universitäten prinzipiell weiterbestand, ihre Zulassung nicht einmal diskutabel war, so bestand doch durch die Vermittlung des Lesens und Schreibens die Möglichkeit zur Selbstbildung in der Familie oder im Alleingang. Um die Geschichte der Frauenbildung zu rekonstruieren, muss man daher den Blick von institutioneller Bildungsgeschichte abwenden und eine andere Perspektive einnehmen. „Nicht die Institutionen sind hier von Interesse", hebt Frauke Böttcher hervor, „vielmehr ist die Geschichte der weiblichen Bildung mit der Geschichte der informellen und nichtinstitutionalisierten Lehr- und Lernprozesse ver-

bunden."[43] Zu analysieren wären vermehrt die gesellschaftlichen Mechanismen und Zusammenhänge, die angesichts der geschlechterspezifischen Rollenzuweisung das Bewältigen von institutioneller Ausgrenzung ermöglichten und den Zugang zum Wissen beförderten. Während das Recht auf Bildung für bürgerliche oder adlige Männer als Selbstverständlichkeit anerkannt wurde, wurde die Erziehung von Mädchen und Frauen zumeist von äußeren Faktoren beeinflusst. Weibliche Existenz bedeutete ein Dasein für Andere. Die moralischen Ansprüche und die Weiblichkeitsvorstellungen einer uneingeschränkt patriarchalischen Gesellschaft gaben den Möglichkeitsraum ab, in dem sich weibliche Bildung bewegen konnte. Eine Auseinandersetzung mit der Selbstbildung von Frauen setzt daher einen inhaltlichen und theoretischen Ansatz voraus, der die Leistungen der weiblichen Mündigkeit betont und die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse kritisch beleuchtet.

Die kritische Erforschung der Wissensaneignung von Frauen gestaltet sich allerdings sehr schwierig, weil sich die weiblichen Bildungswege in der Frühen Neuzeit schwer standardisieren lassen. Im Gegensatz zu den Männern waren sie zu keinem Berufsfeld zugelassen, sei es im Handel oder Handwerk, sei es im Militärwesen oder in der Politik. Wenn sie dann über die ihnen zugewiesene Rolle als Ehefrau und Mutter weit hinausgingen und sich bilden wollten, mussten sie häufig andere Lebensumstände überwinden als Männer. Die vielfältigen Anleihen der Frauenbildung bei der Männerbildung greifen daher zu kurz. Bis ins 20. Jahrhundert hinein verfügten Frauen so gut wie über keine Voraussetzung zu einer außerhäuslichen Laufbahn. Dabei galt es, innerhalb des von der patriarchalischen Gesellschaft für eine Frau Erlaubten zu bleiben, ja sogar in diesen engen Grenzen den Ruf der gebildeten Frau zu genießen. Alleine aus diesem Grund ist es notwendig, den Bildungsbegriff nicht nur sozial, sondern auch geschlechtsspezifisch zu differenzieren. Dies könnte dabei helfen, der in der Bildungsforschung etablierten pauschalisierten Vorstellung der intellektuellen und wissenschaftlichen Nicht-Bildung von Frauen zu entkommen und auf die Heterogenität der Bildungswege in der Zeit der Aufklärung hinzuweisen.

---

43 Böttcher, Das mathematische und naturphilosophische Lernen und Arbeiten (wie Anm. 11), S. 14.

Katarzyna Chlewicka

Schwieriger Kulturtransfer

Lorenz Christoph Mizler de Kolofs Bemühungen um die Etablierung gelehrter Zeitschriften in Polen am Beispiel der *Warschauer Bibliothek* (1753–55)

Zusammenfassung: Mit der Gründung der *Warschauer Bibliothek*, der ersten gelehrten Zeitschrift in Warschau, setzte sich der aus Sachsen stammende Lorenz Christoph Mizler de Kolof (1711–1778) für den Transfer aufklärerischer Wissens- und Bildungspraktiken in Polen ein. Die Herausgabe der Zeitschrift wurde jedoch von Konflikten und Spannungen begleitet und musste relativ schnell aufgegeben werden. Die *Warschauer Bibliothek* stellte in der polnischen Öffentlichkeit eine fremdartige Erscheinung in zweifacher Hinsicht dar: sowohl als ein Presseorgan, ein gelehrtes Journal an sich und damit eine dem polnischen Kulturleben bisher wenig vertraute öffentliche Institution, als auch im Sinne einer kritischen Herangehensweise an das Wissen und Denken, die diese Institution forderte. Die Gründung der *Warschauer Bibliothek* führte somit nicht automatisch zu einem Aneignungsprozess aufklärerischer Denkmuster und Praktiken der Wissensvermittlung.

Schlagwörter: *Warschauer Bibliothek*; Lorenz Christoph Mizler de Kolof; gelehrte Zeitschriften; Kulturtransfer; Aufklärung

Abstract: The *Warschauer Bibliothek*, the first scholarly journal in Warsaw, was founded by Lorenz Christoph Mizler de Kolof (1711–1778) – who originally hailed from Saxony. However its publication, which advocated the transfer of enlightened knowledge and education practices in Poland, resulted in a number of conflicts and tensions that led to it being quickly abandoned. The *Warschauer Bibliothek* was an unfamiliar medium for the Polish public in two distinct ways: firstly as a publication in itself, scholarly journals were not well-known phenomena in Polish society at that point; and secondly that Poles would be unfamiliar with the journal's critical approach to knowledge and thinking. As a result, the formation of the *Warschauer Bibliothek* did not automatically lead to an adoption of enlightened ways of thinking and practices of transferring knowledge.

Keywords: *Warschauer Bibliothek*; Lorenz Christoph Mizler de Kolof; scholarly journals; cultural transfer; Enlightenment

Katarzyna Chlewicka, Dr., Uniwersytet Mikołaja Kopernika w Toruniu, Katedra Literatury, Kultury i Komparatystyki Niemieckiego Obszaru Językowego, ul. W. Bojarskiego 1, 87–100 Toruń, Polen, kch@umk.pl

https://doi.org/10.1515/9783110671827-007

Einleitung

Lorenz Christoph Mizler de Kolof (1711–1778) hat sich einmal selbst in einem seiner Zeitschriftenbeiträge von 1754 als einen „von den ersten Aposteln der Wolfischen Philosophie“ in Polen charakterisiert.[1] An diese Selbsteinschätzung knüpfte dann im 20. Jahrhundert die polnische Forschung an, als sie Mizler de Kolof als „Boten der deutschen Aufklärung“ oder gar „Wegbereiter der Aufklärung“ in Polen bezeichnete und ihm damit einen besonderen Status in der polnischen Literaturgeschichtsschreibung einräumte.[2] Und tatsächlich würde es schwerfallen, im Polen des 18. Jahrhunderts einen anderen ‚Zuwanderer‘ aus dem europäischen Ausland zu finden, der sich für den Transfer der aufklärerischen Wissens- und Bildungspraktiken in so unterschiedlichen Bereichen und auf eine so intensive Weise einsetzte, wie er es tat.

Der aus Sachsen stammende (wenn auch aus Heidenheim in Mittelfranken gebürtige) Mizler de Kolof (die polnische Variante seines Namens lautet Wawrzyniec Krzysztof Mizler de Kolof) kam im Jahre 1743 in die polnische Adelsrepublik, nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Leipzig, wo er Philosophie, Theologie, Musikwissenschaft und Medizin studiert hatte und dabei zum eifrigen Anhänger Christian Wolffs geworden war. Die ersten Jahre in Polen verbrachte er in der Ortschaft Końskie, auf dem Gut des einflussreichen Magnaten und späteren Krongroßkanzlers Jan Małachowski, der ihm auf Vermittlung Johann Christoph Gottscheds die Stelle des Hofmeisters angeboten hatte. Im Jahre 1749, als ihm die ersehnte Professur an der Leipziger Universität verwehrt blieb, ließ er sich in Warschau nieder, wo er nachfolgend fast 30 Jahre lang als Historiograph, Herausgeber, Übersetzer, Buchdrucker und Mediziner tätig war.[3] Die lange Liste der Pionierleistungen Mizler de Kolofs in Polen

1 Warschauer Bibliothek oder gründliche Nachrichten nebst unpartheyischen Urtheilen von allen Büchern und Schrifften, sowohl alten als neuen, so iemals in Pohlen herausgekommen, oder von auswärtigen Gelehrten in Pohlen geschrieben worden. Worinnen zugleich von dem dermaligen Zustand der Gelehrsamkeit in Pohlen zuverläßige Nachricht gegeben wird, sammt den Lebensläufen der polnischen Mäcenaten und merkwürdigen Gelehrten. 2. Teil (1754), S. 170. Ein Digitalisat der Zeitschrift ist über den Katalog der Bayerischen Staatsbibliothek einsehbar unter: https://opacplus.bsb-muenchen.de/title/BV037432446 (06.02.2020).

2 Mieczysław Klimowicz: Polsko-niemieckie pogranicza literackie w XVIII wieku. Problemy uczestnictwa w dwóch kulturach [Polnisch-deutsche literarische Grenzgebiete im 18. Jh. Probleme der Teilhabe an zwei Kulturen]. Wrocław-Warszawa-Kraków 1998, S. 17; ders.: Mizler de Kolof. Redaktor i wydawca [Mizler de Kolof. Redakteur und Herausgeber]. In: Ders., Roman Kaleta (Hg.): Prekursorzy Oświecenia [Wegbereiter der Aufklärung]. Wrocław 1953, S. 220–333, hier S. 220.

3 Vgl. Lutz Felbick: Lorenz Christoph Mizler de Kolof. Schüler Bachs und pythagoreischer „Apostel der Wolffischen Philosophie“. Hildesheim-Zürich-New York 2012, S. 358–417; Franz Wöhlke: Lorenz Christoph Mizler. Ein Beitrag zur musikalischen Gelehrtengeschichte des 18. Jahrhunderts. Würzburg 1940, S. 3–37.

umfasst unter anderem kritische Editionen polnischer Geschichtsquellen,[4] Übersetzungsarbeiten,[5] aber auch seine *Briefe über das Warschauer Theater*, die erste theoretische Abhandlung über das bürgerliche Theater in Polen.[6] Doch die Aktivitäten, mit denen er am intensivsten als ‚Bote der Aufklärung' in Polen agierte und sich ganz bewusst für einen weit verstandenen Kulturtransfer einsetzte, waren seine kontinuierlichen Bemühungen um die Etablierung eines Zeitschriftenmarktes in der polnischen Hauptstadt. Von den vier ersten in Warschau im 18. Jahrhundert erschienenen gelehrten Zeitschriften wurden drei als Einzelunternehmen von Mizler de Kolof gegründet (*Warschauer Bibliothek* 1753–1755, *Acta Litteraria Regni Poloniae et Magni Ducatus Lithuaniae* 1755–1756 sowie *Nowe wiadomości ekonomiczne i uczone [Neue ökonomische und gelehrte Nachrichten]* 1758–61, 1764 und 1767).[7] Im Jahre 1761 hat er zudem die erste moralische Wochenschrift in polnischer Sprache *Patriota Polski [Der polnische Patriot]* von Thomas Bauch verlegt und mitfinanziert.[8] Auch an der Herausgabe des wichtigsten und langlebigsten Presseorgans der polnischen Aufklärung, des Warschauer *Monitor* (1765–1785), war er als Drucker und zeitweise auch Autor der Beiträge maßgeblich beteiligt.[9]

Mizler de Kolofs Versuche, mit gelehrten Zeitschriften in Polen eine wissenschaftliche Infrastruktur zu schaffen, wie sie sich im Zeitalter der Aufklärung in anderen Ländern Europas entfaltete und wie er sie aus Deutschland kannte, wurden jedoch von Spannungen und Konflikten begleitet. Dass die öffentliche Sphäre in Polen im 18. Jahrhundert anders als in Deutschland funktionierte, war mit dafür verant-

4 Für die Herausgabe der fünfbändigen Sammlung von Chroniken und historischen Schriften *Historiarum Poloniae et magni ducatus Lithuaniae scriptorum … collectio magna* (1761–1777) wurde er von König Stanisław II. August Poniatowski mit der Merentibus-Medaille ausgezeichnet. Vgl. Krystyna Korotajowa, Joanna Krauze-Karpińska (Hg.): Drukarze dawnej Polski od XV do XVIII wieku [Die Drucker im alten Polen vom 15. bis zum 18. Jahrhundert]. Bd. 3: Mazowsze z Podlasiem [Masowien mit Podlachien]. Warszawa 2001, S. 228.

5 Insbesondere sei die Übersetzung von Gottscheds Abhandlung *Erste Gründe der gesammten Weltweißheit* ins Polnische im Jahre 1761 erwähnt, die den Polen die Lehren Wolffs in ihrer Muttersprache zugänglich machte und gleichzeitig einen gelungenen Versuch darstellte, eine polnische philosophische Terminologie zu schaffen. Vgl. Mieczysław Klimowicz: Die Frühaufklärung der Jahre 1733–1763 und die Aufklärung der Periode des Königs Stanisław August im Lichte der deutsch-polnischen literarischen Beziehungen. In: Karol Bal, Siegfried Wollgast, Petra Schellenberger (Hg.): Frühaufklärung in Deutschland und Polen. Berlin 1991, S. 163–172, hier S. 164.

6 Vgl. Gerard Koziełek: Lorenz Mitzler de Kolofs „Briefe über das Warschauer Theater". In: Ders.: Reformen, Revolutionen und Reisen. Deutsche Polenliteratur im 18. und 19. Jahrhundert. Wrocław u. a. 1990, S. 52–65.

7 Vgl. Danuta Hombek: Prasa i czasopisma polskie XVIII wieku w perspektywie bibliologicznej [Polnische Presse und polnische Zeitschriften des 18. Jahrhunderts aus bücherkundlicher Perspektive]. Kraków 2001, S. 58–72. Der vierte Titel, von dem nur ein Heft im Jahre 1754 erschienen ist, war das *Journal Literaire de Pologne* von Christian Gottlieb Friese. Vgl. Jerzy Łojek: Bibliografia prasy polskiej 1661–1831 [Bibliographie der polnischen Presse 1661–1831]. Warszawa 1965, S. 16.

8 Vgl. Hombek, Prasa i czasopisma (wie Anm. 7), S. 72f.

9 Vgl. Elżbieta Aleksandrowska: Monitor. 1765–1785. Wrocław u. a. 1976, S. LXXIX.

wortlich, dass die Herausgabe insbesondere der beiden ersten Periodika nur zögernd voranging und relativ schnell, nach äußerst unregelmäßigem Erscheinen aufgegeben werden musste (von der als Zweimonatsschrift konzipierten *Warschauer Bibliothek* erschienen 1753–1755 nur vier Hefte, die *Acta Litteraria* brachten es 1756–1763 auf acht Ausgaben).[10] Kritische Publikationen ohne Einvernehmen mit der adligen Elite waren nicht erwünscht, kritisches Räsonnement kaum zugelassen. Auch ließ sich das Interesse der polnischen Eliten an einer redaktionellen Mitarbeit und dem Aufbau eines gelehrten Netzwerks in Polen kaum wecken. Die von Mizler de Kolof bewirkte Etablierung gelehrter Periodika in Warschau führte somit nicht automatisch zu einem Aneignungsprozess aufklärerischer Denkmuster und Praktiken der Wissensvermittlung. Der Kulturtransfer, den de Kolof als bewusster Mittler zwischen den Kulturen anstrebte, erwies sich als langwierig und schwierig für beide Seiten.

Im folgenden Beitrag soll Lorenz Christoph Mizler de Kolofs möglicherweise wichtigste Initiative in Polen, die Gründung der *Warschauer Bibliothek*, in den Blick genommen werden, und zwar als Beispiel eines nicht einfachen Kulturtransfers zwischen der deutschen und der polnischen Kultur im Zeitalter der Aufklärung. Die *Warschauer Bibliothek*, die in die Geschichte eingegangen ist als die erste gelehrte Zeitschrift in Polen (allerdings nicht ganz zu Recht, denn ihr gingen die gelehrten deutschsprachigen Periodika aus den königlich preußischen Städten Thorn (Toruń) und Danzig (Gdańsk) sowie aus dem großpolnischen Lissa (Leszno) voran),[11] fand im Polen des 18. Jahrhunderts nicht die Resonanz, die sich Mizler de Kolof erhofft hatte. Sie stellte in der polnischen Öffentlichkeit eine fremdartige Erscheinung in zweifacher Hinsicht dar, sowohl als ein Presseorgan, ein gelehrtes Journal an sich und damit eine dem polnischen Kulturleben bisher wenig vertraute öffentliche Institution, als auch im Sinne einer kritischen Herangehensweise an das Wissen und Denken, die diese Institution forderte.

10 Vgl. Hombek, Prasa i czasopisma (wie Anm. 7), S. 62, 348 f. Die insgesamt acht auf die Jahre 1755 und 1756 datierten Nummern der *Acta Litteraria* erschienen tatsächlich unregelmäßig in den Jahren 1756–1763.

11 Zu den ersten gelehrten Periodika in Thorn vgl. den Beitrag von Anna Mikołajewska in dieser Themenausgabe. Dass die polnische Forschung die deutschsprachigen Periodika aus den Städten des Königlichen Preußen sowie aus Lissa oft übergangen hat, lag weitgehend an den Publikationen von Jerzy Łojek, insbesondere an seiner 1965 veröffentlichten Bibliographie der polnischen Presse (Bibliografia prasy polskiej 1661–1831 [Bibliographie der polnischen Presse 1661–1831]), die jahrzehntelang in der Presseforschung Kanonstatus genoss, obwohl sie zahlreiche Titel aus Danzig, Thorn, Marienburg (Malbork) und Lissa ausschloss. Inzwischen haben mehrere Forscher die Erweiterung der Perspektive von Łojek gefordert. Vgl. insbesondere Stanisław Salmonowicz: Die Zeitschriftentypen in Polen und ihre Rolle als Förderer der Aufklärung. In: Istvan Fried, Hans Lemberg, Edit Rosenstrauch-Königsberg (Hg.): Zeitschriften und Zeitungen des 18. und 19. Jahrhunderts in Mittel- und Osteuropa. Essen 1987, S. 65–90; Danuta Hombek: O potrzebie nowej bibliografii polskich gazet i czasopism XVIII wieku [Über das Desiderat einer neuen Bibliographie der polnischen Zeitungen und Zeitschriften]. In: Rocznik Bibliologiczno-Prasoznawczy 2/13 (2010), S. 13–33.

Die Entstehung der Warschauer Bibliothek

Zur Zeit der Ankunft Mizler de Kolofs in Polen (also kurz vor der Mitte des 18. Jahrhunderts) gab es in Warschau so gut wie keinen Pressemarkt. Die einzigen in der polnischen Hauptstadt erscheinenden Periodika waren die von den Orden der Jesuiten und Piaristen verlegten Zeitungen *Kurier polski [Der polnische Kurier]* und *Uprzywilejowane wiadomości z cudzych krajów [Privilegierte Nachrichten aus fremden Ländern]*.[12] Davon hob sich stark die Situation in Deutschland ab, wo bereits in den ersten beiden Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts das Angebot an gelehrten Periodika so groß war, dass man vom „Ausufern der Journal- und Zeitschriften-Mode" spricht.[13] Mizler de Kolof, der noch in Leipzig zwei eigene Zeitschriften, die *Musikalische Bibliothek* (1736–1754) und den *Musikalischen Staarstecher* (1739–1740), gegründet hatte,[14] scheint daher mit seiner *Warschauer Bibliothek* in Polen tatsächlich Neuland betreten zu haben. Auf den unverkennbaren Unterschied in der Entwicklung des deutschen und des polnischen Pressemarktes im 18. Jahrhundert weist er ausdrücklich in den allerersten Sätzen der *Warschauer Bibliothek* hin:

> Woran Deutschland einen Ueberfluß hat, daran hat Pohlen einen Mangel. Ich meine, wenn ganz Deutschland mit Tagebüchern, Monatsschriften, gelehrten und halbgelehrten Zeitungen, und andern dergleichen fliegenden Blättern angefüllet, so kann Pohlen gar nichts von gelehrten Monatschrifften dermalen aufweisen.[15]

Dies dürfte die Annahme nahelegen, dass sich Mizler de Kolof als Begründer der *Warschauer Bibliothek* in der Rolle eines Missionars sah, der dem unwissenden Volk eine Botschaft überbrachte und damit vollkommen neue Perspektiven eröffnete. Dies stimmt so jedoch nicht. Die Gründung der *Warschauer Bibliothek* ergab sich nicht aus einem einseitigen Transfer zwischen der deutschen und der polnischen Kultur, sondern war Ergebnis einer Allianz von Ideen, die dank geschickter Vermittler Gestalt annehmen konnten – hier muss neben Mizler de Kolof auch der Bischof von Kiew (Kyjiv) und Krongroßkanzler Józef Andrzej Załuski genannt werden.

Der Entstehung der *Warschauer Bibliothek* war das Programm einer Belebung der humanistischen Wissenschaften in Polen vorausgegangen, das Załuski 1732 in der Abhandlung *Programma literarium ad bibliophilos, typothetas et bibliopegos tum et quosvis liberalium artium amatores* formuliert hatte.[16] Załuski gehörte zu der schmalen

---

12 Vgl. Hombek, Prasa i czasopisma (wie Anm. 7), S. 49 f.

13 Thomas Habel: Gelehrte Journale und Zeitungen der Aufklärung. Zur Entstehung, Entwicklung und Erschließung deutschsprachiger Rezensionszeitschriften des 18. Jahrhunderts. Bremen 2007, S. 67.

14 Vgl. Wöhlke, Mizler (wie Anm. 3), S. 86–92.

15 Warschauer Bibliothek. 1. Teil (1753), S. 9.

16 Das *Programma literarium* erschien zunächst 1728 in den Leipziger *Neuen Zeitungen von Gelehrten Sachen*. Als Einzeldruck und in erweiterter Form wurde es dann 1732 in Warschau in polnischer

Elite der aufklärerisch orientierten Fortschrittsdenker in Polen, die sich noch vor der großen Reformwelle, die nach der Thronbesteigung Stanisław August Poniatowskis im Jahre 1764 einsetzte, für die Etablierung wissenschaftlicher, an der neuen Philosophie orientierter Institutionen in Polen engagierten.[17] Laut Gerard Koziełek dürfte die Anregung zu seinem *Programma literarium* von Johann Burkhard Mencke, dem Herausgeber der *Acta Eruditorum*, ausgegangen sein, der neben Johann Christoph Gottsched und Abraham Michael Trotz zu Załuskis Bekanntenkreis in Leipzig gehörte.[18] Das Programm sah eine groß angelegte bibliographische Erfassung der älteren polnischen Drucke und Manuskripte, die Edition der wichtigsten historischen Quellen sowie die Registrierung der aktuellen polnischen Bücherproduktion vor. Załuski beklagte darin ausdrücklich den Mangel an gelehrten Periodika in Polen und damit den fehlenden Informationsfluss über polnische Alt- und Neuerscheinungen in Polen und im Ausland.

Der Verwirklichung seiner Ziele dienten, neben einer Reihe von editorischen Projekten, zwei große Vorhaben: die Eröffnung der sogenannten Warschauer bzw. Załuskischen Bibliothek (*Biblioteka Załuskich*) in dem dazu umgebauten Daniłowicz-Palast im Jahre 1747, die bis zur dritten Teilung Polens im Jahre 1795 als intellektuelles Zentrum fungierte,[19] sowie die Gründung der ersten gelehrten Zeitschrift in Polens Hauptstadt, der *Warschauer Bibliothek*. Das erste Unternehmen gelang dank der Kooperation mit seinem Bruder, Andrzej Stanisław Załuski, Bischof von Krakau. Für das zweite war die Begegnung Józef Andrzej Załuskis mit Mizler de Kolof entscheidend, der sich bereit erklärte, das Periodikum herauszugeben und damit (wie er zumindest anfangs annahm) alleine den redaktionellen und verlegerischen Aufwand zu tragen.

Sprache und 1743 in lateinischer Übersetzung veröffentlicht. Vgl. Klimowicz, Die Frühaufklärung (wie Anm. 5), S. 163 f.

17 Vgl. ebd. Zu der Gruppe gehörte auch sein Bruder Andrzej Stefan Załuski, der mit Wolff jahrelang im Briefverkehr stand und versuchte, trotz des Widerstandes vieler Professoren die Lehren Wolffs an der Krakauer Universität durchzusetzen.

18 Vgl. Gerard Koziełek: Die deutschsprachige „Bibliothek" in Polen. In: Ders., Reformen, Revolutionen und Reisen (wie Anm. 6), S. 40–51, hier S. 41.

19 Die Bibliothek, deren Bestände im Jahr ihrer Eröffnung ca. 18.000 Drucke und 10.000 Manuskripte, zahlreiche Landkarten, Atlanten und Kupferstiche umfassten, wurde 1794 nach der Besetzung Warschaus durch russische Truppen aufgelöst. Vgl. Elżbieta Aleksandrowska: Biblioteka Publiczna Załuskich (1747–1794) [Die öffentliche Załuski–Bibliothek (1747–1794)]. In: Dies. u. a. (Hg.): Bibliografia Literatury Polskiej. Nowy Korybut. Bd. 4: Oświecenie [Bibliographie der polnischen Literatur. Nowy Korybut. Bd. 4: Aufklärung]. Warszawa 1966, S. 99–102, hier S. 100.

Zielsetzung des Zeitschriftenprojektes

In der *Warschauer Bibliothek* flossen somit Mizler des Kolofs Erfahrung und aufklärerische Einsatzbereitschaft mit Załuskis breit angelegter, auf die nationalen Bedürfnisse zugeschnittener Vision der Erneuerung polnischer Wissenschaft und Kultur zusammen. Das Periodikum stellte sowohl im Hinblick auf den Titel als auch in seiner Grundausrichtung ein Pendant zu der Załuskischen Bibliothek dar.[20] Inwieweit die Zielsetzung der beiden, in der Warschauer Kulturlandschaft völlig neuen öffentlichen Institutionen übereinstimmte, lässt sich schon an dem ersten Beitrag der *Warschauer Bibliothek* erkennen. Es ist ein Auszug aus dem von dem Präfekten der Bibliothek Jan Daniel Janocki verfertigten Verzeichnis der in der Bibliothek vorhandenen Manuskripte (*Specimen catalogi codicum manuscriptorum bibliothecae Zaluscianae*), das zwar in gedruckter Form vorlag, aber nie, glaubt man den Angaben von Mizler de Kolof, im Handel erhältlich gewesen war (der Krakauer Bischof Andrzej Stanisław Załuski soll es ausschließlich an „auswärtige Höfe und Minister, als auch an berühmte Gelehrte" verschenkt haben).[21] Was die Załuskische Bibliothek in der Sammlung und bibliographischen Erfassung von raren polnischen Drucken leistete, wurde somit durch die *Warschauer Bibliothek* einem breiteren Publikum kund- und gleichzeitig zumindest partiell zugänglich gemacht.

Der erste Beitrag der *Warschauer Bibliothek* ist aber auch symptomatisch für die redaktionelle Souveränität Mizler de Kolofs. Er erkannte zwar durchaus die Rolle seines Periodikums als einer Schwesterinstitution der Załuskischen Bibliothek an und profitierte sogar von dieser Position, gleichzeitig veröffentlichte er jedoch selten Texte kommentarlos und drückte so nahezu jedem Zeitschriftenbeitrag seinen Stempel auf.

> Wir eröffnen billig unsere Warschauer Bibliothek mit dem Bücherverzeichnis von so vielen vortrefflichen Manuscripten, die in der Zaluskischen Bibliothek, oder vielmehr in der öffentlichen Warschauer Bibliothek enthalten sind. Denn diese Bibliothek ist es eben, die unsere gegenwärtige Warschauer Bibliothek erzeuget, und ohne sie würden wir gar nichts ausrichten können, da wir hingegen durch Hülfe der so ungemein zahlreichen, kostbarn und vortrefflichen Zaluskischen Bibliothek, denen Kennern der Wissenschaften so viel gutes, merkwürdiges und seltenes vorlegen werden, so sie vielleicht von Pohlen nicht vermuthet hätten.[22]

In den einleitenden und begleitenden Kommentaren zu dem Manuskriptenverzeichnis, aber auch in zahlreichen anderen Beiträgen unterstreicht Mizler de Kolof unermüdlich den Nutzen der öffentlichen Załuskischen Bibliothek für die Entwicklung der Wissenschaften in Polen. Mit der *Warschauer Bibliothek* können sich seiner Einschätzung nach auf dem deutschsprachigen Gebiet nur die Bibliotheken in Wien und

---

20 Vgl. hierzu auch Jarosław Kurkowski: Warszawskie czasopisma uczone doby Augusta III [Die Warschauer gelehrten Zeitschriften in der Zeit Augusts III.]. Warszawa 1994, S. 98.

21 Warschauer Bibliothek. 1. Teil (1753), S. 22.

22 Ebd., S. 13 f.



Warschauer
Bibliothek
oder
gründliche Nachrichten
nebst
unpartheyischen Urtheilen
von allen Büchern und Schrifften, sowohl
alten als neuen, so iemals in Pohlen herausgekommen,
oder von auswärtigen Gelehrten in Pohlen
geschrieben worden.
Worinnen zugleich von dem dermaligen
Zustand der Gelehrsamkeit in Pohlen zuverläßige
Nachricht gegeben wird,
sammt den Lebensläufen der polnischen Mäcenaten
und merkwürdigen Gelehrten.

Dritter Theil.

Warschau und Leipzig,
im Mizlerischen Bücherverlag.
1754.

Abb. 1: Titelblatt der dritten Ausgabe der *Warschauer Bibliothek* von 1754 (Bayerische Staatsbibliothek München, H.lit.p. 248–1/4, S. 1, URL: http://mdz-nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb10814465–1).

in Wolfenbüttel messen.[23] Immer wieder hebt er auch seine Teilhabe an den Initiativen Załuskis hervor, insbesondere die Herausgabe der *Warschauer Bibliothek* und deren direkten Bezug auf die reale Institution.

Die Anpassung des Inhaltes der *Warschauer Bibliothek* an ihre Hauptfunktion, also die Fortsetzung und Ergänzung der bio-bibliographischen und editorischen Arbeiten Józef Andrzej Załuskis, verlangte von Mizler de Kolof einen enormen Arbeitsaufwand. Bis auf die Auszüge aus den Verzeichnissen der Bibliotheksbestände[24]

23 Vgl. ebd., S. 22.

24 Nach dem erwähnten Manuskriptenverzeichnis im ersten Heft folgte im zweiten und dritten die umfangreiche *Nachricht von denen in der Zaluskischen Bibliothek sich befindenden raren polnischen Büchern*. Diese war Teil eines mehrbändigen, deutschsprachigen Verzeichnisses, das Józef Andrzej Załuski und Daniel Janocki vorbereiteten, um einzelne Bände auf der Leipziger Ostermesse zu prä-

stammten alle in der *Warschauer Bibliothek* veröffentlichten Hauptbeiträge aus seiner Feder. Meist handelte es sich dabei um umfangreiche, kommentierte Paraphrasierungen der kostbarsten, oft nur handschriftlich vorhandenen Schriften aus der Załuskischen Bibliothek.[25] Auch die jedes Heft abschließende Rubrik *Pohlnische gelehrte Neuigkeiten* wurde von Mizler de Kolof auf eigene Art und Weise gestaltet.[26] Er beließ es nicht bei der bloßen Liste, deren Titelaufstellung den Korrespondenten der Bibliothek zu verdanken war,[27] sondern erweiterte einzelne Einträge zu regelrechten Buchbesprechungen. Zudem wurden alle polnischen Titel der Rubrik ins Deutsche übertragen.

Aus der Vorrede zu dem ersten Heft der *Warschauer Bibliothek* geht hervor, dass Mizler de Kolof mit dem Transfer der Gattung ‚gelehrtes Journal' nach Polen und mit der entsprechenden Modifizierung dieser Gattung (im Sinne Załuskis) grundsätzlich zwei Ziele verfolgte: Einerseits hatte er vor, die polnischen Gelehrten, denen er überwiegend die Kenntnis der deutschen Sprache zutraute, „zu mehrern Fleiß in den Wissenschaften aufzumuntern".[28] Sein Hinweis auf diejenigen polnischen Gelehrten, die kein Deutsch konnten („den übrigen wünschen wir sie nicht zu lesen, weil sie verschiedenes darinnen finden möchten, so ihnen nicht anständig"),[29] dürfte eine Anspielung auf die Haltung der polnischen Jesuiten gewesen sein, die sich noch um 1750 der Verbreitung der neuen Philosophie in Polen widersetzten und insbesondere die Lehren Wolffs für „ausländische Häresien" hielten.[30] Andererseits ging es de Kolof darum, den „Ausländern Gelegenheit zu geben, die Pohlnischen Scribenten besser kennen zu lernen, und sich solche zu Nutze zu machen."[31]

Es war somit ein Versuch, Polen in den Wissenstransfer zu integrieren, der sich in der Zeit der Aufklärung europaweit unter anderem dank der Entwicklung der Presse

sentieren. Insgesamt erschienen fünf Bände (Bd. 1: Dresden 1747, Bd. 2: Breslau 1749, Bde. 3 – 5: Breslau 1753). Vgl. Kurkowski, Warszawskie czasopisma (wie Anm. 20), S. 35.

25 Dem umfangreichen Exzerpt in der *Warschauer Bibliothek* folgte oft eine vollständige Edition, wie etwa im Falle des Manuskripts *Historiarum Poloniae ab excessu Vladislai IV ad pacem Olivensem* von Warzyniec Rudawski, das zwei Jahre nach der Zusammenfassung im ersten Heft des Periodikums von Mizler de Kolof herausgegeben wurde. Vgl. Kurkowski, Warszawskie czasopisma (wie Anm. 20), S. 209 f.

26 Sie war im gewissen Sinne eine Fortsetzung des ‚Informationsbulletins' über polnische Neuerscheinungen, das Józef Andrzej Załuski und Daniel Janocki mindestens bis 1747 für Jacques Perard, den Redakteur der Zeitschrift *Nouvelle Bibliotheque Germanique*, vorbereiteten. Vgl. Heinz Lemke: Die Brüder Załuski und ihre Beziehungen zu Gelehrten in Deutschland und Danzig. Berlin 1958, S. 119 – 134.

27 Laut Jarosław Kurkowski, der den Briefwechsel der Brüder Załuski analysiert hat, gab es in den Jahren 1747 – 1763 mindestens 14 an verschiedenen Orten in Polen lebende Personen, die Informationen über Neuerscheinungen nach Warschau schickten. Vgl. Kurkowski, Warszawskie czasopisma (wie Anm. 20), S. 111 f.

28 Warschauer Bibliothek. 1. Teil (1753), S. 10.

29 Ebd., S. 12.

30 Vgl. Lemke, Die Brüder Załuski (wie Anm. 26), S. 169.

31 Warschauer Bibliothek. 1. Teil (1753), S. 10.

intensivierte. Dem Deutschen als einer „in Europa so gangbare[n] Sprache“[32] schrieb de Kolof dabei den Status einer Brücke zu, die diesen Transfer erst möglich machte. Die Wahl der deutschen und nicht etwa der lateinischen Sprache für die *Warschauer Bibliothek* korrespondierte auch mit den Aktivitäten Józef Andrzej Załuskis, der ja enge Kontakte zu deutschen Gelehrten und Verlegern unterhielt und auch seine für die Leipziger Ostermesse und für deutsche Zeitschriften bestimmten Bücherverzeichnisse auf Deutsch drucken ließ. Nicht ohne Bedeutung mag dabei auch die Orientierung an der in Deutschland populären Gattung des ‚gelehrtes Journals‘ gewesen sein, das um die Mitte des 18. Jahrhunderts nur noch selten auf Latein erschien. Dass die Fortsetzung der *Warschauer Bibliothek* (ab 1756 als *Acta Litteraria*) doch auf Latein erfolgte, war wiederum auf den ausdrücklichen Wunsch des neuen Mäzens Fürst Jablonowski zurückzuführen, der kein Deutsch konnte.[33]

Zur Rezeption der *Warschauer Bibliothek* und ihren soziokulturellen Hintergründen

Ganz im Sinne Mizler de Kolofs wurde die *Warschauer Bibliothek* im deutschsprachigen Ausland nicht nur bemerkt, sondern auch enthusiastisch aufgenommen. In zahlreichen Rezensionen unterstrich man ihren Pioniercharakter.[34] Laut den Leipziger *Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen*, die jedes Heft des Periodikums einzeln besprachen, wurde mit der Gründung der *Warschauer Bibliothek* die Chance zu einem Durchbruch in der Entwicklung der Gelehrsamkeit in Polen geschaffen:

> Dieses ist die erste Monathschrift, welche uns Pohlen geliefert, und wir wünschen, daß die übrigen Gelehrten dieses Landes, durch ein so gutes Beyspiel mögen angereizet werden, uns gleichfalls die bey ihnen noch verborgenen Schätze, bekannt zu machen; wir können es auch, bey unsern aufgeklärten Zeiten, mit Grunde hoffen.[35]

Doch entgegen dieser Prognose fand die *Warschauer Bibliothek* in Polen selbst nicht die erhoffte Resonanz. Mizler de Kolofs in der Vorrede vorgebrachter Vorsatz, es nicht dahin kommen zu lassen, dass seine Schrift „zum Kampfplatz der Gelehrten in Pohlen“ werde,[36] erwies sich als vollkommen unnötig. Während der ganzen Erscheinungsdauer der *Warschauer Bibliothek* hat er weder gelegentliche Beiträger noch

32 Ebd., S. 12.
33 Vgl. Kurkowski, Warszawskie czasopisma uczone (wie Anm. 20), S. 59 f.
34 Vgl. Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen 129 (1756), S. 1170 – 1173; Freymüthige Nachrichten von neuen Büchern und andern zur Gelehrtheit gehörigen Sachen 13 (1756), S. 39 f.; Freye Urtheile und Nachrichten zum Aufnehmen der Wissenschaften und Historie überhaupt 12/58 (1755), S. 464.
35 Neue Zeitungen von gelehrten Sachen 39 (1754), S. 346 – 348, hier S. 348.
36 Warschauer Bibliothek. 1. Teil (1753), S. 11.

langfristige Mitarbeiter gewinnen können, musste daher das Material durchgängig selbst erstellen.[37] Somit hat er am eigenen Leibe die Bestätigung der von ihm eigens in der Vorrede zur ersten Nummer formulierten Diagnose des polnischen Pressemarktes gespürt:

> Es ist dieses gar nicht die Ursach, als wenn es denen Pohlen an Stoff hierzu [zu der Gründung von Periodika] fehlte, sondern es fehlt nur an Personen, die diese Mühe über sich nehmen. Die Ernde ist groß, aber es sind wenig Arbeiter.[38]

Bedenkt man die Ständestruktur der polnischen Gesellschaft im 18. Jahrhundert, so war es in Polen kaum möglich, dem hier von Mizler de Kolof identifizierten Mangel an „Arbeitern" entgegenzuwirken. Mit ihnen meinte er Gelehrte, Verleger, Drucker, mit anderen Worten: Vertreter des gebildeten Bürgertums, die in anderen Ländern Europas die eigentliche soziale Trägerschicht der Aufklärung ausmachten. In Polen war hingegen das Bürgertum nicht nur nicht zahlreich,[39] sondern auch wirtschaftlich und sozial schwach. Zudem stand es unter starkem Einfluss der Lebensweise und der Wertvorstellungen des Adels, der die polnische Politik, Wirtschaft und Kultur im 18. Jahrhundert und weit darüber hinaus dominierte.[40] Die Aufklärung in Polen konnte daher, zumindest hinsichtlich ihrer Träger und der ‚kulturellen Infrastruktur', nicht bürgerlich orientiert sein. Andererseits bildeten auch die fortschrittlich denkenden Adligen eine nur schmale, elitäre Gruppe.[41]

Der Mangel an „Arbeitern" galt auch für die Załuskische Bibliothek, die, wie de Kolof in der *Warschauer Bibliothek* berichtete, trotz ihrer hervorragenden Bestände von sehr wenigen Gelehrten besucht wurde.[42] Załuski hatte zudem mit der nachläs-

37 Auf diese Erfahrung ging de Kolof im ersten Heft der *Acta Litteraria* ein, wo er feststellte, dass ein Mensch es nicht schaffen könne, allein ein gelehrtes Periodikum herauszugeben, und es daher in Zusammenarbeit geschehen solle, zu der er die Gelehrten in Polen ausdrücklich aufforderte. Vgl. Acta Litteraria. 1. Teil (1756), S. 10.

38 Warschauer Bibliothek. 1. Teil (1753), S. 9.

39 Der Anteil des Bürgertums an der gesamten Bevölkerung in Polen betrug selbst am Ausgang des 18. Jahrhunderts ca. sechs Prozent. Der Bevölkerungsanteil des polnischen Adels lag hingegen, je nach Region, bei acht bis fünfzehn Prozent. Vgl. Marcin Cieński: Formacja oświeceniowa w literaturze Polski i Niemiec [Die Formation der Aufklärung in der Literatur Polens und Deutschlands]. Wrocław 1992, S. 40 f.; Eduard Mühle: Genese und frühe Entwicklung des Adels in polnischer Sicht. In: Ders. (Hg.): Studien zum Adel im mittelalterlichen Polen. Wiesbaden 2012, S. 1–12, hier S. 1 f.

40 Vgl. ebd.

41 Die Aufklärung in Polen setzte relativ spät ein (die Hochphase ab 1764) und umfasste vorrangig eine schmale adlige, katholische Elite. Die katholische Kirche hat einerseits die konservativen, reformfeindlichen Haltungen unterstützt. Andererseits gehörten viele der Hauptakteure der neuen Bewegung (Stanisław Konarski, Ignacy Krasicki, Franciszek Bohomolec oder die Brüder Załuski) dem Klerus an. Die polnische Aufklärung war auch stark durch die andauernde politische Krise determiniert, die in den Teilungen kulminierte. Vgl. Cieński, Formacja oświeceniowa (wie Anm. 39), S. 42–52.

42 Die niedrigen Besucherzahlen der Załuskischen Bibliothek werden in vielen zeitgenössischen Überlieferungen bestätigt. Vgl. Jan Kozłowski: Szkice o dziejach biblioteki Załuskich [Skizzen über die Geschichte der Załuski-Bibliothek]. Wrocław u. a. 1986, S. 40–45.

sigen Reaktion auf seine im *Kurier Polski* veröffentlichten Bitte um die Zusendung von ‚Pflichtexemplaren' oder zumindest von Informationen über Neuerscheinungen an die Bibliothek zu kämpfen.[43] Laut de Kolof war die Stiftung der Załuskischen Bibliothek ihrer Zeit voraus – und dies traf wohl auch für die *Warschauer Bibliothek* zu. Nach seiner Einschätzung würden erst die künftigen Generationen die Bedeutung dieser Institution richtig einschätzen und sie „noch mehr preisen [...] als die ietztlebenden, wovon nur einige wenige sich dieses herrlichen Bücherschatzes zu bedienen wissen."[44]

Dass man in Polen lange Zeit an gelehrten (periodischen und nicht-periodischen) Druckerzeugnissen wenig interessiert war, hing weitgehend damit zusammen, dass sich der polnische Adel generell nur sehr langsam an die gedruckten Formen der Informationsvermittlung gewöhnte. Noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts wurden in Polen alte Formen der Wissensübermittlung wie orale Kommunikation sowie handgeschriebene (eher konservative Denkschemata verbreitende) Zeitungen und Flugblätter bevorzugt.[45] Der Informationsaustausch erfolgte in erster Linie nicht in den Städten, die ökonomisch und kulturell schwach waren (selbst die Hauptstadt Warschau zählte um 1764 nur 23.000 Einwohner),[46] sondern auf einflussreichen Magnatenhöfen.

So blieb auch die Zahl der potenziellen Leser eines gelehrten Journals wie der *Warschauer Bibliothek* stark beschränkt. Da infolgedessen auch die Möglichkeit ihrer Selbstfinanzierung kaum in Aussicht stand, war Mizler de Kolof von Anfang an auf das Mäzenatentum angewiesen, das sich in Polen, folgt man seiner Einschätzung, erst langsam zu entwickeln begann. Er vermisste Mäzene, „welche die Gelehrten in Pohlen nicht nur mit Höflichkeiten und Lobeserhebungen, sondern würklichen Wohltaten aufmuntern".[47] Eine Ausnahme in dieser Hinsicht war in seinen Augen Józef Andrzej Załuski, „unser polnischer Mäcenas", wie er ihn in der *Warschauer Bibliothek* nannte.[48]

43 Vgl. Hombek, Prasa i czasopisma (wie Anm. 7), S. 54 – 56.
44 Warschauer Bibliothek. 1. Teil (1753), S. 17.
45 Vgl. Kazimierz Maliszewski: Komunikacja społeczna w kulturze staropolskiej: studia z dziejów kształtowania się form i treści społecznego przekazu w Rzeczypospolitej Szlacheckiej [Gesellschaftliche Kommunikation in der altpolnischen Kultur. Studien zur Entstehungsgeschichte der Formen und Inhalte gesellschaftlicher Überlieferungen in der Adelsrepublik]. Toruń 2001, S. 36 – 39.
46 Vgl. Mieczysław Klimowicz: Oświecenie [Aufklärung]. Warszawa 2006, S. 12.
47 Warschauer Bibliothek. 2. Teil (1754), S. 149.
48 Ebd., S. 123.

Mizler de Kolof in der Kritik

Das anfänglich gute Einvernehmen Mizler de Kolofs mit den Brüdern Załuski geriet im Laufe der Herausgabe der *Warschauer Bibliothek* ins Wanken. Als entscheidend erwies sich dabei Mizler de Kolofs redaktionelle Autonomie, die sich vorrangig in der Freiheit und Strenge seiner auf die polnischen Verhältnisse bezogenen Urteile manifestierte. Damit verspielte er die Aussichten auf eine langfristige finanzielle Unterstützung des Periodikums.

Auch wenn Mizler de Kolof den Großteil seiner Beiträge in der *Warschauer Bibliothek*, gemäß der Zielsetzung Józef Andrzej Załuskis, der Geschichte des polnischen Schrifttums widmete, so war sein Blick stets auch nach vorne, auf die neuesten Debatten und Probleme gerichtet. Die in der *Warschauer Bibliothek* veröffentlichten Texte und historiographischen Arbeiten versah er daher immer wieder mit Kommentaren über den aktuellen Zustand der Wissenschaft in Polen, in denen sich Fortschrittsoptimismus und Aufbruchstimmung mit kritischen Stellungnahmen verbanden. Nach über zehn in Polen verbrachten Jahren trat Mizler de Kolof sowohl als Förderer als auch als Kritiker seiner Wahlheimat auf. In seinen Ausführungen integrierte er die Sicht eines fast Einheimischen, der über einen tiefen Einblick in die polnischen Angelegenheiten verfügte, mit der Außenperspektive eines aufgeklärten, rational denkenden Vertreters des deutschen Bürgertums.

Folgt man dem Blickwinkel Mizler der Kolofs, so lassen sich in Polen um die Mitte des 18. Jahrhunderts Anfänge von Prozessen und Reformen beobachten, die davon zeugen, dass die Zirkulation der aufklärerischen Ideen das Land erreicht hatte. Seinen Berichten zufolge begann man in Polen, Mathematik, Experimentalphilosophie und Physik zu unterrichten. Ebenso fing man an – das Verb ‚anfangen' ist symptomatisch für seine Sicht der Dinge –, Wert auf die Reinheit der lateinischen Sprache und der Nationalsprache zu legen. Auch versuchte man die polnische Geschichtsschreibung zu kultivieren und gelehrte Korrespondenzen zu pflegen, das polnische Theater zu verbessern, fremde Literatur ins Polnische zu übersetzen und in Polen aufzuführen. De Kolof exponierte dabei gerne seine eigene Rolle, indem er etwa den unentgeltlichen Griechischunterricht erwähnte, den er sechs piaristischen Priestern „aus Liebe gegen die pohlnischen Gelehrten" erteilte.[49] Kurzum, in seinen Beiträgen für die *Warschauer Bibliothek* war er bemüht, den Glauben an die Möglichkeit eines schnellen Fortschritts in Polen zu vermitteln: „wenn man in Pohlen so fortfähret, wie man angefangen, so ist gar kein Zweifel, daß nicht mit der Zeit es ebensoviel zum Wachsthum der Wissenschaften, als andere Länder, beytragen sollte."[50]

Doch die anerkennende Hervorhebung der neuen, erst im Ansatz vorhandenen ‚Bildungspraktiken' implizierte bei de Kolof auch Bezugnahmen auf Probleme und Defizite, die bei weitem noch nicht aufgehoben waren und der Durchsetzung neuer

49 Warschauer Bibliothek. 1. Teil (1753), S. 80.
50 Ebd.

Ideen weiterhin im Wege standen. Es geht in erster Linie um das anhaltende Desinteresse der Polen an der Entwicklung der Wissenschaften und die daraus resultierende Rückständigkeit des Landes:

> Ja es scheinet bey einigen einen Anstoß zu verursachen, wenn man sich für andern in den Wissenschaften hervorthut. Viele sehen den großen Nutzen der Wissenschaften im Staat, im Krieg und Frieden, im Handel und Wandel und der Landwirthschafft noch nicht recht ein, und glauben, daß ein mit alten Weinen angefüllter Keller nützlicher denn die schönste Bibliothek sey.[51]

Die Anspielung auf den Weinkeller als Gegenstand des adligen Stolzes, mit der Mizler de Kolof hier einen Zusammenhang zwischen der Rückständigkeit Polens und dem Lebensstil des polnischen Adels herstellte, durfte durchaus als beleidigend aufgenommen werden. Mizler de Kolof konnte sich jedoch in seinen Urteilen über den polnischen Adel noch weit kompromissloser zeigen, indem er etwa die von Generation zu Generation gepflegte übermäßige Anhänglichkeit der polnischen Adligen an ihrem „Schlachectwo" (adligen Stand) anprangerte, und zwar als eine Beschaffenheit, die andere Lebenssphären, insbesondere Bildung und Erziehung, negativ determiniere und demzufolge Ursache des zögerlichen Fortschritts sei:

> Fraget man nach der Ursach, so sind wir mit der richtigen Antwort gleich fertig: von der nachläsigen Erziehung junger Leute; welche daher kommt, daß Academien und Schulen nicht so bestellt sind, wie sie seyn sollten und könnten. Der häutige Adel ist mehr von seiner Schlachectwo als einem wahren Trieb was gründliches zu lernen eingenommen.[52]

Die Reaktionen auf Urteile dieser Art ließen nicht lange auf sich warten. Andrzej Stanisław Załuski, der Bischof von Krakau, der die *Warschauer Bibliothek* langfristig finanzieren sollte (sein Bruder Józef Andrzej Załuski konnte lediglich die Kosten der ersten Hefte der Zeitschrift bestreiten), versagte seine Unterstützung. Tief gekränkt äußerte er sich in den Briefen an seinen Bruder abschätzig über Mizler de Kolof und dessen Arbeit. Dem Herausgeber der *Warschauer Bibliothek* warf er vor, dass er in seinem „Büchlein" die polnische Nation verleumde, obwohl er vom polnischen Brot lebe.[53] Hinzu kam noch, dass Mizler de Kolof in jedem Heft der *Warschauer Bibliothek* einen Beitrag über von ihm selbst erfundene und hergestellte Arzneimittel unterbrachte (im ersten Heft handelte es sich um einen Text über das „Mizlerische Wundbalsam"[54] – formal gesehen eine Zusammenfassung der von Mizler de Kolof 1747 in Erfurt verteidigten Dissertation). Auch das wurde ihm von Andrzej Stanisław Załuski zur Last gelegt.[55]

51 Ebd., S. 22f.
52 Warschauer Bibliothek. 2. Teil (1754), S. 124.
53 Vgl. Lemke, Die Brüder Załuski (wie Anm. 26), S. 141.
54 Vgl. Warschauer Bibliothek. 1. Teil (1753), S. 75 – 79.
55 Vgl. Lemke, Die Brüder Załuski (wie Anm. 26), S. 141.

Nachdem Józef Andrzej Załuski ihn mit der Kritik konfrontiert und ihm die Briefe des Bruders gezeigt hatte, unternahm Mizler de Kolof noch einen Versuch, den Krakauer Bischof umzustimmen. Doch weder seine Erklärung, er habe mit der Herausgabe der *Warschauer Bibliothek* „zum Ruhm der polnischen Nation und der Załuskischen Bibliothek“[56] gewirkt, noch die Versicherung, dass in dem kommenden (dritten) Heft die Einwände des Bischofs größtenteils bereits berücksichtigt worden seien, konnten etwas an der Sache ändern. Andrzej Stanisław Załuski war zudem nicht der einzige, der negative Urteile über die *Warschauer Bibliothek* verbreitete. Aus einem Schreiben Jan Daniel Janockis, dem Präfekten der Załuskischen Bibliothek, an den Ermländischen Bischof Adam Stanisław Grabowski geht hervor, dass im Jahre 1756 ein handschriftliches Flugblatt über die Tätigkeit Mizler de Kolofs im Umlauf war, in dem er als ein „falscher Kritiker der polnischen Nation“ bezeichnet wurde.[57]

Schließlich wurde Mizler de Kolof, wie er selbst in der Vorrede zu der gebundenen Ausgabe aller vier Bände der *Warschauer Bibliothek* zugab, „für Pohlen zu arbeiten aufzuhören genöthiget“.[58] Die Kritik an den lokalen Missständen, die in seinen Augen eine legitime Praxis war, wurde in der polnischen Adelsrepublik als ein Normverstoß angesehen. Damit konnte er sich, trotz seiner ansonsten weitgehenden Anpassungsbereitschaft an die polnischen Bedürfnisse und Eigentümlichkeiten (etwa bei der Gestaltung der *Warschauer Bibliothek)* kaum abfinden. Noch in der *Warschauer Bibliothek* plädierte er für die Legitimität von Kritik im öffentlichen Diskurs in Polen:

> Gar viele können in Pohlen die Wahrheit durchaus nicht vertragen, und ohngeachtet die Freyheit in Polen herrschen soll, so will man doch die redlichsten Scribenten zu Sclaven machen. [...] Wir haben es selber bey der Herausgebung dieser Schrift erfahren, dass die geringste Critik, wenn man gleich von der Wahrheit derselben überzeigt ist, anstößig ausfällt. Im Reich der Wissenschaften gehet die Wahrheit über alles [...]. Es ist der polnischen Nation keine Schande, wenn man die Mißbräuche und Laster in Pohlen überhaupt tadelt.[59]

Doch die öffentliche Sphäre funktionierte um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Polen anders als etwa in Deutschland, wo sich im Zuge der Aufklärung und der mit ihr einhergehenden Emanzipation des Bürgertums ein, um es mit Günther Lottes zu sagen, „literarisch-publizistischer Markt und ein Publikum als Lese- und Urteilsgemeinschaft etablierten“.[60] Heinz Lemke verweist darauf, dass die negativen Urteile, die Mizler de Kolof etwa über den schlechten Zustand des polnischen Bildungswesens in der *Warschauer Bibliothek* erhob, im Grunde genommen weitgehend den Ansichten des Bischofs von Krakau entsprachen, der sich ja eifrig für die Reform der Krakauer

---

56 Zit. nach ebd., S. 142.

57 Zit. nach Kurkowski, Warszawskie czasopisma (wie Anm. 20), S. 225.

58 Warschauer Bibliothek. 4. Teil (1754), S. 254.

59 Warschauer Bibliothek. 3. Teil (1754), S. 251 f.

60 Günter Lottes: Strukturtypen und Strukturregionen des Kulturtransfers. Auf der Suche nach der Kulturgesamtheit im Europa der Kulturvielfalt. In: Agnieszka Pufelska, Iwan-Michelangelo D’Aprile (Hg.): Aufklärung und Kulturtransfer in Mittel- und Osteuropa. Hannover 2009, S. 13 – 34, hier S. 16.

Universität einsetzte. Was jedoch in der Abgeschiedenheit der Kabinette und Paläste zulässig war, durfte nicht zum Gegenstand kritischen öffentlichen Räsonnements werden. Schwer wog auch, dass die Kritik von einem Ausländer kam, dazu noch von einem Vertreter der in der polnischen Adelsrepublik um die Mitte des 18. Jahrhunderts wenig beachteten Schicht des Bürgertums.[61]

Bezeichnenderweise hatte Mizler de Kolof in Polen keine Chance, den Konflikt, den seine kritischen Kommentare in der *Warschauer Bibliothek* herbeiführten, öffentlich auszutragen. Es meldete sich weder ein Opponent, der bereit gewesen wäre, auf seine Anstoß erregenden Urteile offen einzugehen, noch gab es (sieht man von der *Warschauer Bibliothek* selbst einmal ab) ein Medium, wo die Polemik hätte stattfinden können. Die einzige gedruckte Spur der Kritik an der *Warschauer Bibliothek* fand sich im *Lexicon derer itztlebenden Gelehrten in Polen* von Jan Daniel Janocki:

> Der Herr Hofrath und Hofmedicus Mizler besitzet eine große Munterkeit, und redet und schreibet auch gern die Wahrheit, bezeiget sich aber, in seinen Beurteilungen derer Polen, allzustreng, und misset der gesammten, zu großen und rühmlichen Unternehmungen, von Natur angetriebenen Nation, solche Fehler bey, die doch nur, wie in andern wohlgesitteten, und aufs weislichste eingerichteten Republiken, von einzelnen niederträchtigen Personen begangen werden. Er ist auch für seine Medicinische Ausarbeitungen, und Chymische Erfindungen, so sehr eingenommen, daß er solche, zum größten Verdrusse derer Liebhaber Polnischer Sachen, überall zu häufig einschaltet.[62]

Der kritische Eintrag Janockis deckt sich größtenteils mit den Einwänden Andrzej Stanisław Załuskis gegenüber der *Warschauer Bibliothek*, auch im Hinblick auf die als aufdringlich empfundene Werbung Mizler de Kolofs für seine medizinischen Erzeugnisse. Was Janocki hier jedoch auf den Punkt bringt und bei der Entrüstung über Mizler'sche Urteile die entscheidende Rolle gespielt haben dürfte, ist die Überzeugung von der Besonderheit der polnischen, „zu großen und rühmlichen Unternehmungen" bestimmten Nation (wobei mit ‚Nation' in Polen zu dieser Zeit nur der Adel gemeint war), die als solche grundsätzlich keiner Kritik unterzogen werden durfte. Dieses in Polen im 18. Jahrhundert gängige Denkmuster war eines der konstitutiven Elemente des Sarmatismus, der die Selbstwahrnehmung und das Zusammengehörigkeitsgefühl breiter Teile der polnischen *Szlachta* ab dem 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts prägte.

Sarmatismus und Aufklärung

Der Begriff des Sarmatismus ist auf den Mythos der Abstammung des polnischen Adels von dem antiken Geschlecht der Sarmaten zurückzuführen. Aus dem Mythos entwickelte sich eine geistige Haltung, in dessen Zentrum Traditionsbewusstsein,

---

61 Vgl. Lemke, Die Brüder Załuski (wie Anm. 26), S. 141.

62 Jan Daniel Janocki: Lexicon derer itztlebenden Gelehrten in Polen. Erster Teil. Breslau 1755, S. 109.

Katholizismus und der Stolz des polnischen Adels auf seine ‚goldene Freiheit', die ihm einen außerordentlichen Status im Staat gewährte, standen.[63] In diesem Kontext rüttelten Mizler de Kolofs harte Urteile über die polnischen Adligen an den Grundpfeilern des polnischen Nationalbewusstseins. Sie waren auch im gewissen Sinne ihrer Zeit voraus, denn die Kritik am Sarmatismus wurde in Polen erst um die Mitte der 1760er Jahre möglich, vorwiegend unter dem Einfluss der um König Stanisław August Poniatowski und die Zeitschrift *Monitor* gruppierten aufgeklärten Autoren (unter ihnen auch Mizler de Kolof), die den Sarmatismus für die Rückständigkeit, Isoliertheit und Megalomanie des Adels verantwortlich machten.[64]

Der Bezug auf den Sarmatismus stellt auch den Kulturtransfer, der mit der *Warschauer Bibliothek* möglich wurde, in ein neues Licht. Folgt man der Perspektive von Stanisław Roszak, so lagen den Modernisierungstendenzen in Polen bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts keine aufklärerischen Ideen, sondern sarmatische Ideale zugrunde. Die allgemein postulierte Wiederbelebung des polnischen Staates sollte demnach nicht infolge der Adaptierung von fremden (aufklärerischen) Mustern erfolgen. Vielmehr wurde die Rückwendung zur Tradition und Vergangenheit, zu den alten Glanzzeiten der polnischen Adelsrepublik postuliert.[65] Daraus resultierte die auch in der Konzeption der *Warschauer Bibliothek* sichtbare Tendenz zur Aufwertung der literarischen nationalen Errungenschaften vergangener Zeiten. Nach Roszak würde es schwerfallen, Mizler de Kolof für einen bewussten Befürworter der sarmatischen Ideologie zu halten. Doch auch er hat, bedenkt man die Publikationen polnischer Schriften aus dem 16. und 17. Jahrhundert in der *Warschauer Bibliothek* (hierzu könnten auch die zahlreichen Neueditionen älterer polnischer Literatur in Mizler de Kolofs Druckerei gezählt werden) seinen Anteil an der Kultivierung der Vergangenheit und Aktualisierung der alten sarmatischen Tugenden.[66]

Die Frage nach dem Verhältnis zwischen Sarmatismus und Aufklärung, insbesondere danach, ob es legitim ist, von einem ‚aufgeklärten Sarmatimus' zu sprechen, ist vielfach diskutiert worden.[67] Geht man, Martin Fabers Vorschlag folgend, von dem ursprünglichen Gebrauch des Begriffs ‚Sarmatismus' aus, den aufgeklärte Reformer aufgebracht hatten, um damit eine Haltung zu definieren, an der sie Kritik üben wollten, so müssen Aufklärung und Sarmatismus als separate Phänomene oder sogar Gegenströmungen definiert werden.[68] Auch im Sinne Stanisław Roszaks stellen sie im

---

63 Vgl. Martin Faber: Das Streben des polnischen Adels nach dem Erhalt seiner Privilegien. Zur ursprünglichen Bedeutung des Wortes „Sarmatismus". In: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas NF 57/3 (2009), S. 374 – 401, hier S. 378 – 384.

64 Vgl. ebd., S. 379.

65 Vgl. Stanisław Roszak: Środowisko intelektualne i artystyczne Warszawy w połowie XVIII wieku. Między kulturą sarmatyzmu i oświecenia [Das intellektuelle und künstlerische Umfeld Warschaus in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Zwischen sarmatischer Kultur und Aufklärung]. Toruń 1997, S. 23 – 26.

66 Vgl. ebd., S. 131.

67 Vgl. Faber, Das Streben des polnischen Adels (wie Anm. 63), S. 374 – 377.

68 Vgl. ebd., S. 398.

18. Jahrhundert nebeneinander vorkommende Erscheinungen dar, wobei es der Sarmatismus war, der bis in die 1760er Jahre die Dynamisierung des literarischen und wissenschaftlichen Lebens in Polen vorantrieb.[69]

In der *Warschauer Bibliothek* kam es, wenn auch nur für kurze Zeit, zu einer einzigartigen Koexistenz von sarmatischen und aufklärerischen Elementen. Was im Sinne Józef Andrzej Załuskis der Glorifizierung der nationalen Vergangenheit und der angesehenen Magnatengeschlechter diente, war für Mizler de Kolof ein Prätext für eine Art Bildungskampagne. Deren Hauptgegenstände waren vorrangig, wie bereits aufgezeigt, die aufzuhebende Rückständigkeit des Adels und die Reform des Erziehungswesens. De Kolof plädierte aber auch für einen kritischen, selektiven Umgang mit historischen Quellen, insbesondere für die Ablehnung von Legenden und mündlichen Überlieferungen, die selbst bei von ihm geschätzten Autoren vorkamen (wie etwa bei Jan Wawrzyniec Rudawski, dessen Schrift *Historiarum Poloniae* er zunächst in die *Warschauer Bibliothek* aufnahm und dann in seinem Verlag herausgab): „Es ist eine Schande, wenn in einem sonst guten Geschichtsschreiber [...] Mährchen anzutreffen“ sind.[70] In Polen, wo man das Bedürfnis nach einer kritischen Untersuchung der historischen Quellen erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu diskutieren begann, gehörten seine Kommentare zu den ersten, die auf dieses Problem eingingen.[71]

Mizler de Kolofs weitere Aufklärungsanstrengungen

Nachdem Mizler de Kolof die weitere Herausgabe der *Warschauer Bibliothek* verwehrt worden war, entschied er sich für die Gründung neuer Periodika. Dies zeugt von der Rolle, die er der Presse als einem Instrument der Aufklärung und Wissensvermittlung zumaß, sowie möglicherweise auch von der Hoffnung auf persönlichen Erfolg und einen, für den Vertreter des Bürgertums äußerst schwierigen Aufstieg in der polnischen Adelsrepublik. Dieses Mal versuchte er jedoch die Perspektive des ‚Apostels‘ mit derjenigen eines lokalen Akteurs zu verbinden, der sich in einem viel stärkeren Maße als bisher an die polnischen Bedingungen anpasste. Die Fortsetzung des Transferprozesses, den er mit der *Warschauer Bibliothek* in Gang gebracht hatte, scheint nur in einem beschränkten Rahmen und unter Ausschluss kritischen Räsonnements möglich gewesen zu sein.

So war sein nächstes Periodikum, die *Acta Litteraria* (herausgegeben in Latein unter dem Mäzenat des Fürsten Józef Aleksander Jabłonowski), zwar in vielfacher Hinsicht eine Fortsetzung der *Warschauer Bibliothek*. Er benutzte weiterhin, dank der fortdauernden Zusammenarbeit mit Józef Andrzej Załuski, die Bestände und den

69 Vgl. Roszak, Środowisko intelektualne i artystyczne Warszawy (wie Anm. 65), S. 150 f.
70 Warschauer Bibliothek. 1. Teil (1753), S. 74.
71 Vgl. Kurkowski, Warszawskie czasopisma (wie Anm. 20), S. 170.

Informationsdienst der Załuskischen Bibliothek. Doch vermied de Kolof darin nun direkte Kritik an den Auswüchsen der Adelsrepublik.[72] Kein Platz für seine Urteile über die polnische *Szlachta* findet sich auch in seinen 1758 gegründeten *Nowe wiadomości ekonomiczne i uczone [Neue ökonomische und gelehrte Nachrichten]*, dem ersten populärwissenschaftlichen Periodikum in Polen.[73] Dasselbe gilt auch für den *Patriota Polski kartki tygodniowe zawierający [Der polnische Patriot wöchentliche Blätter enthaltend]* von Tobias Bauch, die erste moralische Wochenschrift in polnischer Sprache, die Mizler de Kolof mitfinanzierte und herausgab.[74]

Eine Wende erfolgte dagegen mit dem Warschauer *Monitor* (1765 – 1785), dem wichtigsten Presseorgan der polnischen Aufklärung, der ganz neue Perspektiven für den öffentlichen kritischen Diskurs in Polen eröffnete.[75] Die radikalste Kritik, auch am Sarmatismus, kam im *Monitor* aus der Feder des Bischofs Ignacy Krasicki. Doch auch Mizler de Kolof, der anfänglich nur als Verleger und in den 1770er Jahren zunehmend auch als Autor von Beiträgen auftrat,[76] konnte sich nun (neben zahlreichen Vorschlägen zu einer umfassenden Staatsreform) schärfere Stellungnahmen gegenüber der polnischen Gesellschaft erlauben und damit letztendlich seine in der *Warschauer Bibliothek* vertretene These bestätigen, dass es „der polnischen Nation keine Schande [ist], wenn man die Mißbräuche und Laster in Pohlen überhaupt tadelt."[77]

---

72 Vgl. Klimowicz, Polsko-niemieckie pogranicza literackie (wie Anm. 2), S. 30.

73 Vgl. Ewa Wójcik, Grażyna Wrona, Renata Zając: Polskie czasopisma popularno-naukowe do 1939 roku. Dzieje i rozwój [Polnische populärwissenschaftliche Zeitschriften bis 1939. Geschichte und Entwicklung]. Kraków 2018, S. 83 – 87.

74 Vgl. Hombek, Prasa i czasopisma (wie Anm. 7), S. 72.

75 Anders als die meisten anderen europäischen Vertreter des als genuin bürgerlich geltenden Pressegenres der ‚moralische Wochenschrift' ging der polnische *Monitor* aus der Initiative des Königs hervor und war für das adlige Publikum vorgesehen. Mizler de Kolof war (bis zu seiner Nobilitierung im Jahre 1768) einer der wenigen Mitarbeiter bürgerlicher Herkunft in dem elitären Kreis seiner Herausgeber.

76 Allein im Jahr 1775 stammten 59 Nummern des *Monitor* von ihm. Vgl. Aleksandrowska, Monitor (wie Anm. 9), S. LXXXIX.

77 Warschauer Bibliothek. 3. Teil (1754), S. 252.

Anna Mikołajewska

Presse als Medium des gelehrten Gedankenaustausches in der Frühaufklärung

Die Zeitschriftenprojekte des Georg Peter Schultz in Thorn

Zusammenfassung: Während für das Königliche Preußen von einem etablierten Pressemarkt erst in den 1760er Jahren die Rede sein kann, entwickelte sich die Presse in Thorn bereits in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die ersten gelehrten Zeitschriften Thorns waren das Lebenswerk von Georg Peter Schultz (1680 – 1748), dem Konrektor des dortigen Akademischen Gymnasiums. Schultz war ein Anhänger von Kopernikus, Pufendorf, Cocceji, Thomasius und Wolff sowie von aktiven Schulreformern. Er legte Nachdruck auf moderne Fremdsprachen, preußische Rechtsgeschichte und Medizin. Seine Zeitschriften, die zwischen 1722 und 1734 herauskamen, waren zunächst vor allem Chroniken der Gelehrtenrepublik. Sie entwickelten sich aber bald zu Periodika, die nicht nur über neue Bücher, akademische Debatten sowie über Vorgänge an der Universität Königsberg und den höheren Schulen des Königlichen Preußen berichteten, sondern auch politische Nachrichten, Dichtung und offizielle Bekanntmachungen druckten. Indem sie nicht auf Latein, sondern auf Deutsch erschienen, konnten Sie auch eine Leserschaft erreichen, die zwar ausgebildet, aber des Lateinischen nicht mächtig genug war. Die Zensur des Stadtrates und der lutherischen Geistlichkeit brachte Schultz schließlich um seine Stelle am Thorner Gymnasium, beendete seine Publikationstätigkeit und zwang ihn zur Auswanderung.

Schlagwörter: Thorn; Königliches Preußen; Herzogtum Preußen; Gelehrtenrepublik; Zensur; gelehrte Zeitschriften

Abstract: While the development of press in Thorn in Royal Prussia reached its first peak in the first half of the eighteenth century, it was not until 1760s that a fully articulated press grew significantly in the region. The establishment of scholarly journals in Thorn was the life's work of Georg Peter Schultz (1680 – 1748), the deputy headmaster of the post-secondary school in the town. Schultz was an advocate of the works of Copernicus, Pufendorf, Cocceji, Thomasius and Wolff. He tried to reform the school by introducing a curriculum of modern languages, medical science, and through lessons on the legal system of Prussia. His journals, published between 1722 and 1734, developed as chronicles of the scholarly world (*Gelehrtenrepublik*). Here they contained descriptions of new books and published academic debates as well as news of proceedings at the university of Königsberg and the post-secondary schools of Royal Prussia, going on to accommodate political news, poetry and public announcements. Favouring German over Latin discourse, they became more widely accessible and enabled anyone who was not a Latin-speaker, but was sufficiently educated, to have access to scholarly and political news. The journals were, however, short-lived because of the censorship of town officials and the Lutheran clergy in Thorn.

Keywords: Toruń; Royal Prussia; Duchy of Prussia; *Gelehrtenrepublik*; censorship; scholarly journals

Anna Mikołajewska, Dr., Uniwersytet Mikołaja Kopernika w Toruniu, Katedra Literatury, Kultury i Komparatystyki Niemieckiego Obszaru Językowego, ul. W. Bojarskiego 1, 87 – 100 Toruń, Polen, nanett@umk.pl

https://doi.org/10.1515/9783110671827-008

Einleitung

Die gelehrte Kommunikation, die sich zwischen dem institutionell organisierten Rahmen von Schulen, Universitäten und Konsistorien sowie der Freiheits- und Gleichheitsforderung der Gelehrten vollzog, fand vor allem in der zweiten Hälfte des 17. und im 18. Jahrhundert in dem sich rasch entwickelnden Medium von Journalen, Zeitungen, Monats- und Wochenschriften statt. Diese publizistischen Formate verhalfen der europäischen Aufklärung zu ihrer großen Breitenwirkung und bildeten einen Stimulus, der den wissenschaftlichen Diskurs wesentlich anregte, intensivierte und diversifizierte.[1] Zugleich konnte die Kluft zwischen dem Anspruch auf freie Entfaltung einerseits und einem Organisations- und Formzwang andererseits, welche die *Respublica litteraria* immer schon aufwies,[2] mit den Periodika nicht überbrückt werden. Als die Presse zum Sprachrohr konkreter politischer Interessen wurde, kam es vielmehr zu neuen Formen obrigkeitlicher Kontrolle.

Eine solche Entwicklung lässt sich am Beispiel von Thorner Presseerzeugnissen des 18. Jahrhunderts aufzeigen, die aufklärerisches Wissen vermittelten und dabei im Einklang mit oder auch in Opposition zu obrigkeitlichen Vorgaben Erinnerungsorte lokaler Geschichte mitbegründeten und -gestalteten. Im Folgenden wird die publizistische Tätigkeit des Thorner Konrektors Georg Peter Schultz in den Blick genommen, der am Akademischen Gymnasium der Weichselstadt als Schulreformer und Begründer ihrer ersten Zeitschriften nach neuen Ausdrucksmöglichkeiten für die aufklärerische Selbstverständigung suchte. Im regen Kontakt mit anderen preußischen Zeitschriftenmachern seiner Zeit arbeitete er daran, seinen mehr oder weniger gebildeten Lesern Orientierungs- und Entscheidungshilfen in der damaligen Situation der Gelehrtenrepublik und des Staates zu liefern. Dabei stieß er sowohl auf ein sinkendes Wohlwollen seitens der lutherischen Obrigkeiten in Reaktion auf seine Erneuerungsversuche als auch auf die zensorische Aufsicht des Stadtrates, der nach dem Thorner Tumult im Jahr 1724 darauf bedacht war, bei den kronpolnischen Behörden keinen Unmut zu erregen.

1 Vgl. Holger Böning: Welteroberung durch ein neues Medium. Die deutsche Presse und der Weg zur Aufklärung. Hamburg und Altona als Beispiel. Bremen 2002, S. 277–283; ders.: Zeitung und Aufklärung. In: Martin Welke, Jürgen Wilke (Hg.): 400 Jahre Zeitung. Die Entwicklung der Tagespresse im internationalen Kontext. Bremen 2008, S. 287–310; Andreas Würgler: Medien in der frühen Neuzeit. München 2009, S. 43–56.

2 Vgl. Sebastian Neumeister, Conrad Wiedemann (Hg.): Res Publica Litteraria. Die Institutionen der Gelehrsamkeit in der frühen Neuzeit. Teil I. Wiesbaden 1987, S. IX.

Grundlagen des gelehrten Lebens in Thorn

Im Vergleich zu anderen Provinzen des polnisch-litauischen Staatswesens bot die königlich-preußische Stadt Thorn (Toruń) immer schon einen besonders fruchtbaren Nährboden für die Entwicklung des Zeitschriftenwesens. Während im stark durch Adel und Landwirtschaft geprägten Polen-Litauen lange Zeit kontinuierlich, aber nur in unregelmäßigen Abschnitten erscheinende Serienzeitungen, auf Aktualität abzielende Flugschriften und handgeschriebene Zeitungen das Gesamtbild der Presselandschaft bestimmten,[3] entwickelte sich in Preußen Königlichen Anteils in Anlehnung an sein deutschsprachiges Patriziat ein Zeitschriftenwesen, das sich an westeuropäischen Vorbildern orientierte.[4] Nicht ohne Belang war dabei die Tatsache, dass es in Thorn seit 1568 ein Gymnasium gab, welches ein Zentrum des gelehrten Diskurses war. Dieses wurde 1594 in ein elfklassiges Akademisches Gymnasium umgewandelt, wobei die letzte Ausbildungsstufe, die *suprema curia,* ein zweijähriges Studium mit einem universitätsähnlichen Charakter ermöglichte.[5] Im Zusammenhang mit dieser Schulreform, die vom Thorner Bürgermeister Heinrich Stroband eingeleitet und entscheidend geprägt wurde,[6] erschienen in der Weichselstadt drei Bände der *Institutio literata*, die in der Forschung als pädagogische Zeitschrift bzw. Enzyklopädie bezeichnet und als Auftakt zur Geschichte der Thorner Presse gesehen werden.[7] Hier erschienen

3 Zum polnischen Pressewesen Mitte des 18. Jahrhunderts vgl. auch den Beitrag von Katarzyna Chlewicka in dieser Themenausgabe. Zur Entwicklung vgl. Konrad Zawadzki: Gazety ulotne polskie i Polski dotyczące XVI–XVIII wieku. Bibliografia [Polnische Flugschriften sowie Flugschriften über Polen aus dem 16.–18. Jh. Bibliographie]. Bd. III. Wrocław 1990; ders.: Początki prasy polskiej. Gazety ulotne i seryjne XVI–XVIII wieku [Anfangsjahre der polnischen Presse. Flugschriften und Serienzeitungen des 16.–18. Jh.]. Warszawa 2002.

4 Komprimiert zu wichtigsten Entwicklungen des 17. und 18. Jhs. auf dem Pressemarkt Polen-Litauens vgl. Henryk Rietz: Entstehung und die Entfaltung der Presse in Polen im 17. und 18. Jahrhundert. In: Welke/Wilke (Hg.), 400 Jahre Zeitung. (wie Anm. 1), S. 231–254.

5 Dies wurde offiziell verkündet in: Orationes X, quarum aliae in actu examinis anniversarii, aliae in inauguratione Novae Curiae, eiusdemque Operarum incohatione, habitae in Gymnasio Thorunensi. Thorn 1595. Vgl. Stanisław Salmonowicz: Kultura umysłowa Torunia w dobie renesansu, reformacji i wczesnego baroku [Geistige Kultur Thorns zur Zeit der Renaissance, der Reformation und des Frühbarocks]. In: Marian Biskup (Hg.): Historia Torunia [Geschichte Thorns]. Bd. II/2. Toruń 1994, S. 169–256, hier S. 194.

6 Vgl. Henryk Rietz: Henryk Stroband (1548–1609), burmistrz i promotor Gimnazjum Akademickiego w Toruniu [Heinrich Stroband (1548–1609), Bürgermeister und Förderer des Akademischen Gymnasiums in Thorn]. In: Marian Biskup (Hg.): Wybitni ludzie dawnego Torunia [Herausragende Persönlichkeiten des alten Thorn]. Warszawa 1982, S. 37–45.

7 Vgl. Lech Mokrzecki: Studium z dziejów nauczania historii: rozwój dydaktyki przedmiotu w Gdańskim Gimnazjum Akademickim do schyłku XVII w [Studien zur Geschichte des Geschichtsunterrichts: Entwicklung der Didaktik dieses Fachs im Danziger Akademischen Gymnasium am Ausgang des 17. Jh.]. Gdańsk 1973, S. 32; Bartosz Awianowicz: Rhetorische Argumentation in den Konstitutionen und Programmen der akademischen Gymnasien in Danzig und Thorn von 1568 bis 1658. In: Liliana Lewandowska, Katarzyna Szczerbowska-Prusevicius, Włodzimierz Zientara (Hg.): Vergangenes in Er-

zum Beispiel im ersten Band 1586 Johann Sturms Schriften, während die Bände der Folgejahre Schulprogramme sowie humanistische Texte zur Rhetorik, Stilistik und Grammatik beinhalteten.[8] Diese Publikation deutet auf zwei Faktoren hin, die für die Thorner Presselandschaft konstitutiv waren, nämlich einerseits auf das Patronat der städtischen Obrigkeiten sowie andererseits auf die Möglichkeiten, welche die Nähe der Schule mit seiner Druckerei und seiner Bibliothek mit sich brachte.[9] Von der Stadt- und zugleich Gymnasialdruckerei war bereits in den Vorworten zum genannten Jahrbuch die Rede,[10] weil diese erst mithilfe Heinrich Strobands gedeihen konnte.[11] Zugleich jedoch wurde deren Tätigkeit den Verfügungen und der Zensur des Stadtrates und der Scholarchen unterstellt, was einen unverkennbaren Einfluss auf die Thorner Zeitschriften haben sollte.

Die Blüte der Thorner Schule unter der Schutzherrschaft Heinrich Strobands trug auch zu einem Wandel bei, der sich in den Gelehrtenkreisen der Stadt vollzog. Verbesserte Bedingungen, wie die Renovierung der Gebäude des Franziskanerklosters als Sitz des Gymnasiums, die Errichtung einer Bibliothek und der Bau der *Oeconomia*, eines Internats für bedürftige Schüler, sowie die Sorge für das Gehalt der Professoren, zogen nicht nur neue Studenten und Lehrkräfte nach Thorn. Sie ermöglichten auch die Herausbildung einer wissens- und kulturhungrigen oberen Schicht, die meistens ein Studium in Krakau (Kraków), Königsberg (Kaliningrad), Wittenberg oder Leipzig absolviert hatte und nun sowohl an der Produktion als auch an der Rezeption von Kulturerzeugnissen beteiligt war, die im Umfeld der Schule entstanden.[12] Auf diese Entwicklungen, die von der (damals vornehmlich calvinistischen) Elite getragen wurden, wirkten sich bald jedoch konfessionelle Streitigkeiten hemmend aus, die mit Geistlichen wie Franz Burchardi, Benedictus Morgenstern oder Simon Musaeus in die Stadt gelangten.[13] Der Einzug lutherischer Orthodoxie in das Gymnasium bedeutete

---

innerung rufen… Beiträge zur Kulturgeschichte des Königlichen Preußen. Berlin 2014, S. 25 – 32, hier S. 30.

8 Vgl. Institutionis literatae sive de discendi atque docendi ratione tomus primus, Sturmianus. Thorn 1586; Institutionis literatae, sive de discendi atque docendi ratione tomus secundus. Thorn 1587; Institutionis literatae, sive de discendi atque docendi ratione tomus tertius, quo qui libelli contineatur, proxime sequens pagella docebit. Thorn 1588. Eine Inhaltsangabe findet sich in: Stanisław Tync: Dzieje gimnazjum toruńskiego (1568 – 1793) [Geschichte des Thorner Gymnasiums (1568 – 1793)]. In: Roczniki Towarzystwa Naukowego w Toruniu 34 (1927), S. 55 – 284, hier S. 149 f.

9 Vgl. zum zweiten Aspekt Zygmunt Mocarski: Książka w Toruniu do roku 1793. Zarys dziejów [Buchgeschichte in Thorn bis 1793]. Toruń 1934, S. 51.

10 Vgl. Institutionis literatae. Bd. I. (wie Anm. 8), S. xiija; Institutionis literatae. Bd. II (wie Anm. 8), S. xijb.

11 Vgl. Janina Huppenthal: 400 lat drukarstwa w Toruniu (Część I: XVI–XVIII w.) [400 Jahre der Buchdruckkunst in Thorn (Teil I: 16.–18. Jh.)]. In: Rocznik Toruński 4 (1970), S. 251 – 277, hier S. 254; Mocarski, Książka w Toruniu (wie Anm. 9), S. 27.

12 Vgl. Salmonowicz, Kultura umysłowa Torunia (wie Anm. 5), S. 213 f.

13 Vgl. ebd., S. 218 f.; Tadeusz Glemma: Stosunki kościelne w Toruniu w stuleciu XVI i XVII na tle dziejów kościelnych Prus Królewskich [Konfessionelle Beziehungen in Thorn des 16. und 17. Jh. vor dem Hintergrund der Kirchengeschichte des Königlichen Preußen]. Toruń 1934, S. 90.

jedoch nicht das Ende des regen Kulturlebens der Weichselstadt, obwohl sich ein langsamer Verfall bemerkbar machte. Öffentliche Disputationen, Theateraufführungen[14] und die Publikationstätigkeit der Druckerei, die in ein Unternehmen des Stadtrates umgewandelt wurde, waren in der Stadt stets präsent. Einen zusätzlichen Ansporn für die protestantischen Gelehrten bildete das 1605 gegründete Jesuitenkollegium,[15] dessen Erziehungs- und Publikationstätigkeit den städtischen Obrigkeiten ein Dorn im Auge war.[16] Mehrmals kam es in den Jahren 1606, 1614 und erneut 1688 zu antikatholischen Unruhen, auch die Anwesenheit der Schweden in der Stadt wurde von den damals bereits vorwiegend lutherischen Obrigkeiten für ihre antikatholischen Zwecke instrumentalisiert.[17]

Während der Kriege Polen-Litauens gegen Schweden in den 1620er und 1650er Jahren konnte zwar ein Zuwachs an polemischem Schrifttum, vornehmlich an Flugblättern und Flugschriften, verzeichnet werden, doch auf die Wirtschaft und folglich auch das Kulturleben Thorns hatten die kriegerischen Auseinandersetzungen einen negativen Einfluss. Nicht minder wichtig waren die mit ihnen einhergehenden konfessionellen Konflikte.[18] Als ein wichtiges Handelszentrum zog Thorn auch in Kriegszeiten zahlreiche Zuwanderer an, wobei sich darunter nur wenige Gelehrte, Gymnasialschüler und Handwerkslehrlinge befanden, während die Mehrzahl Dienstpersonal und städtische Randgruppen ausmachten. Diese vornehmlich polnischsprachigen und katholischen Bevölkerungsteile, die in den Vorstädten lebten, leisteten keinen Beitrag zum städtischen Geistesleben, machten aber die Präsenz von etwas Andersartigem und Fremdem spürbar. Ihre geringe Möglichkeit des sozialen Aufstiegs, die mit der ethnischen Zugehörigkeit und der Konfession verschränkt war, machte sie zu einer zwar stummen, aber in der Stadt durchaus präsenten Gruppe. Diese Zuwanderung konnte die Verluste der aufeinanderfolgenden Seuchen – 1600, 1602, 1624–1625, 1629–1630, 1656, 1660 – zwar rein zahlenmäßig ausgleichen. Der dadurch forcierte konfessionelle Wandel im Stadtgefüge führte aber auch zu einer

14 Vgl. Bronisław Nadolski: Teatr szkolny gimnazjum toruńskiego w XVII i XVIII wieku [Das Schultheater des Thorner Gymnasiums im 17. und 18. Jh.]. In: Zeszyty Naukowe Uniwersytetu Mikołaja Kopernika w Toruniu 17 (1966), S. 118–157.

15 Vgl. Stanisław Salmonowicz: Szkoły jezuickie a gimnazja akademickie w Prusach Królewskich XVI–XVIII wieku. Próba porównania [Jesuitenschulen und Akademische Gymnasien im Königlichen Preußen des 16.–18. Jh. Vergleichende Betrachtung]. In: Rocznik Gdański 47/1 (1987), S. 151–166; Kazimierz Maliszewski, Waldemar Rozynkowski (Hg.): Jezuici w Toruniu 1596–1996 [Jesuiten in Thorn]. Toruń 1997; Liliana Górska: Religious Tensions in Early Modern Torun, a History of War and Peace? In: Bojan Borstner, Smiljana Gartner, Sabine Deschler-Erb, Charles Dalli, Iwan-Michelangelo D'Aprile (Hg.): Historicizing Religion. Critical Approaches to Contemporary Concerns. Pisa 2010, S. 103–119.

16 Zugleich aber wurde das panegyrische Schrifttum der Thorner Jesuiten in der protestantischen Stadtdruckerei veröffentlicht, vgl. Salmonowicz, Kultura umysłowa Torunia (wie Anm. 5), S. 209, Anm. 65.

17 Vgl. Stanisław Salmonowicz: Szkice toruńskie z XVII–XVIII wieku [Thorner Skizzen aus dem 17.–18. Jh.]. Toruń 1992, S. 20.

18 Vgl. Salmonowicz, Kultura umysłowa Torunia (wie Anm. 5), S. 204.

Polarisierung und (zugleich auch politischen) Radikalisierung der Bürgerschaft.[19] Für die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts wird die Bevölkerungszahl Thorns auf ungefähr 12.000 geschätzt,[20] während die intellektuelle Elite etwa 40 Personen umfasste.[21] Hundert Jahre später belief sich diese bereits auf 150 bis 200 Familien.[22]

Gelehrtes Leben im Thorn des 18. Jahrhunderts

Der Anfang des 18. Jahrhunderts brachte nicht nur Krieg, Durchmärsche und die Anwesenheit polnischer, litauischer und russischer Truppen in der Stadt mit sich.[23] Insbesondere erneute Massenerkrankungen (1708–1710, vor allem im städtischen Umland) sorgten dafür, dass die Bevölkerungszahl von 12.000 vor dem Nordischen Krieg auf ungefähr 9.000 sank.[24] Lutherische Zuwanderung aus dem Reich trug zum langsamen Wiederaufbau des Thorner Patriziats bei, so dass in den 1720er Jahren von ungefähr 850 bis 900 am Kulturleben der Stadt beteiligten Einwohnern die Rede sein konnte.[25] Anfang des 18. Jahrhunderts bildeten die Lutheraner die Mehrheit der Bewohner Thorns, die wenigen calvinistischen Familien nahmen inzwischen nur noch selten am politischen Leben der Stadt teil.[26] Zugleich drang langsam pietistisches Denken nach Thorn, vor allem in das Akademische Gymnasium.

Am Gymnasium finden sich auch erste Spuren der (Früh-)Aufklärung in der Stadt. Bereits im 17. Jahrhundert lassen sich die Gymnasialprofessoren Heinrich Schaeve,[27]

---

19 Vgl. Stefan Cackowski: Terytorium, ludność, władze miejskie [Territorium, Bevölkerung, Stadtbehörden]. In: Biskup (Hg.), Historia Torunia (wie Anm. 5), S. 7–47, hier S. 19 f.

20 Vgl. Marian Biskup, Lucjan Koc: Prusy Królewskie w drugiej połowie XVI w. [Das Königliche Preußen in der zweiten Hälfte des 17. Jh.]. Warszawa 1961, S. 67–74.

21 Vgl. Salmonowicz, Kultura umysłowa Torunia (wie Anm. 5), S. 213.

22 Vgl. ebd., S. 226.

23 Vgl. Jarosław Poraziński: Oblężenie Torunia w 1703 roku. Uwagi i refleksje w związku z 300 rocznicą [Die Belagerung Thorns 1703. Anmerkungen und Überlegungen anlässlich ihres 300. Jahrestages]. In: Rocznik Toruński 30 (2003), S. 65–84.

24 Vgl. den zeitgenössischen Bericht von Jacob Henrich Zernecke: Das verpestete Thorn oder summarischer Auszug der Pestilentz-Seuchen [...]. Thorn 1710 sowie Stanisław Salmonowicz: Toruń wobec zarazy w XVII i XVIII wieku [Thorn und die Seuchen im 17. und 18. Jh.]. In: Rocznik Toruński 16 (1983), S. 241–256.

25 Vgl. Stanisław Salmonowicz: Myśl Oświecenia w Toruniu [Aufklärung in Thorn]. Toruń 1982, S. 12.

26 Vgl. als zeitgenössische Situationsaufnahme: Ignatius Bohuslav: Polonia reformata oder Zuverlässige Nachricht von denen Evangelisch-Reformierten Kirchen. Berlin 1754. Ferner zu den genannten Entwicklungen in allen drei großen königlich-preußischen Städten: Michael G. Müller: Zweite Reformation und städtische Autonomie im Königlichen Preußen. Danzig, Elbing und Thorn in der Epoche der Konfessionalisierung (1557–1660). Berlin 1997, S. 138–165.

27 Vgl. Salmonowicz, Myśl Oświecenia w Toruniu (wie Anm. 25), S. 20 f.

Johann Meier,[28] Georg Seger[29] und um die Jahrhundertwende Paul Pater und Johann Sartorius[30] als Anhänger des Kartesianismus und Heliozentrismus, als innovative Mediziner (Seger führte als erster Autopsien in Thorn durch) und Mathematiker sowie als Lehrer erkennen, die in Anlehnung an Jan Amos Komenský (Johann Amos Comenius) ihren Schülern nicht nur reine Theorie vermittelten, sondern auch anhand von Beispielen lehrten. Paul Pater entwickelte selbst Hilfsmittel für den Unterricht. Neben innovativen Lehrmethoden verbanden ihn das Interesse für die Buchdruckkunst, die Nähe zum Pietismus sowie Konflikte mit den kirchlichen und städtischen Obrigkeiten mit den anderen Frühaufklärern in Thorn.[31] Die Berufung Peter Jaenichens[32] zum Rektor des Gymnasiums zu Thorn 1706 hatte den Einzug zahlreicher Erneuerer sowohl in wissenschaftlicher als auch in konfessioneller Hinsicht in Schule und Stadt zur Folge (Reinhold Friedrich Bornmann, Georg Peter Schultz, Johann Friedrich Bachstrom, Johann Arndt). In ihren Vorlesungen wurden Werke von René Descartes, Baruch Spinoza, Gottfried Wilhelm Leibniz, Christian Wolff und John Locke behandelt, lange bevor sie die Schulen Warschaus erreichten.

Ein solches Denken, begleitet vom Bekenntnis der Professoren Bachstrom und Bornmann zum Pietismus, stieß auf Proteste der örtlichen Pfarrer.[33] Während Bachstrom wegen seiner Auftritte Thorn verlassen musste, konnte sich Bornmann gegen seine Gegner meistens erfolgreich durchsetzten. Von seinen Interessen zeugt die Inaugurationsrede *Quantum Mathematici Nicolao Thorunesi debeant*. Der sich zur Empörung der örtlichen Pfarrerschaft vom Leben der protestantischen Gemeinde fernhaltende Bornmann zählte zu den aktivsten Anhängern von Nikolaus Kopernikus in der Region und war auch für die Einführung von Newtons *Philosophiae naturalis principia mathematica* in den Gymnasialunterricht verantwortlich. Eine breit kommentierte Debatte löste seine *Disputatio philosophica de pluralitate mundorum* aus, in der er zu beweisen

28 Vgl. Stanisław Salmonowicz: Jan Meyer (Meier, Mayer). In: Stanisław Gierszewski, Zbigniew Nowak (Hg.): Słownik Biograficzny Pomorza Nadwiślańskiego [Biographisches Wörterbuch von Weichselpommern]. Bd. 3. Gdańsk 1997, S. 192 f.

29 Vgl. Aleksander Drygas: Jerzy Seger. In: Gierszewski/Nowak (Hg.), Słownik Biograficzny Pomorza Nadwiślańskiego (wie Anm. 28). Bd. 4 (1997), S. 315 f.; Marian Łysiak: Doktor medycyny i filozofii Georg Seger (1629 – 1678) [Doktor der Medizin und Philosophie Georg Seger (1629 – 1678)]. Toruń 2015.

30 Vgl. Stanisław Salmonowicz: Profesor Jan Sartorius (1656 – 1729). Z dziejów filozofii eklektycznej w Prusach Królewskich [Professor Johann Sartorius (1656 – 1729). Aus der Geschichte der eklektischen Philosophie in Königlich-Preußen]. In: Jerzy Trzoska (Hg.): Strefa Bałtycka w XVI–XVIII w. Polityka – Społeczeństwo – Gospodarka [Die Ostsee im 16 – 18. Jh. Politik – Gesellschaft – Wirtschaft]. Gdańsk 1993, S. 183 – 196; Włodzimierz Zientara: Jan Sartorius. In: Gierszewski/Nowak (Hg.), Słownik Biograficzny Pomorza Nadwiślańskiego (wie Anm. 28). Bd. 4 (1997), S. 147 f.

31 Zu Paters Leben und Schriften mit einem detaillierten Verzeichnis seiner Werke sowie Forschungsliteratur vgl. Klaus-Dieter Herbst, unter Zuarbeit von Anna Mikołajewska: Paul Pater. In: Biobibliographisches Handbuch der Kalendermacher von 1550 – 1750 (13.11.2017). URL: https://www.presseforschung.uni-bremen.de/dokuwiki/doku.php?id=pater_paul (26.03.2020).

32 Vgl. Stanisław Salmonowicz: Peter Jaenichen. In: Gierszewski/Nowak (Hg.), Słownik Biograficzny Pomorza Nadwiślańskiego (wie Anm. 28). Bd. 2 (1994), S. 259.

33 Vgl. Salmonowicz, Myśl Oświecenia w Toruniu (wie Anm. 25), S. 28 f.

versuchte, dass sich die Hypothese von der Vielheit der Welten durchaus mit der Lehre der Kirche vereinbaren ließe – nämlich durch die allegorische Auslegung der Heiligen Schrift.[34] Ihr Finale fand diese Auseinandersetzung in der ersten Thorner gelehrten Zeitschrift, dem *Gelahrten Preussen*, in der sich Georg Peter Schultz auf die Seite seines Freundes Bornmann schlug und eine bissige Antwort von Paul Dalcke, dem Schüler des Seniors vom lutherischen Ministerium Ephraim Praetorius, publiziert wurde.[35]

Das Gelahrte Preussen (1722 – 1725)

Das Gelahrte Preussen erschien, wenn man seine Fortsetzung, das *Continuierte Gelehrte Preussen* miteinbezieht, von 1722 bis 1725 in deutscher und (seltener) in lateinischer Sprache im Oktavformat in Thorn.[36] Es wurde zum Sprachrohr des gelehrten Diskurses sowohl im Königlichen als auch im Herzoglichen Preußen. Der Preis blieb über diese Zeit konstant, bis 1725 bestand die Möglichkeit der Pränumeration, erst 1725 war „jedes Quartal besonders mit baaren Gelde zubezahlen“.[37] Der Redakteur Georg Peter Schultz (1680 – 1748) war Sohn des Rektors der Universität in Frankfurt an der Oder und hatte Jura, Philosophie und Medizin sowohl an dieser Hochschule als auch an der Universität Leipzig studiert. Nach kurzen Lehrtätigkeiten an der Universität seiner Heimatstadt und an der Ritterakademie zu Berlin sowie nach einer Studienreise über Helmstedt, Bremen, Hamburg, Groningen, Amsterdam, Rotterdam und Utrecht nach Leiden war er 1711 zum Konrektor an das Thorner Akademische Gymnasium berufen worden, wo er als Organisator von Lernprozessen Nachdruck auf praktisches, zweckgerichtetes Wissen legte.[38]

34 Vgl. ebd.; ders.: Pietyzm w dawnym Toruniu [Pietismus im alten Thorn]. In: Rocznik Toruński 13 (1978), S. 185 – 198, hier S. 189 – 191.

35 Vgl. Das Gelahrte Preussen. Teil II. 14ter Bogen (1723), S. 218 f. sowie Teil III (März 1724), S. 400 f. (beigefügt Dalckes *Rechtmäßige Vertheidigung*).

36 Sowohl *Das Gelahrte Preussen* [im Folgenden: GP] als auch das *Continuierte Gelehrte Preussen* [im Folgenden: CGP] sind als Digitalisate in der e-Bibliothek von Kujawien-Pommern zu finden (URL: https://kpbc.umk.pl/dlibra/publication/8487?tab=1#structure [10.04.2020]). Der vollständige Titel lautete: *Das Gelahrte Preussen/ Aus Neuen und alten/ gedruckten und ungedruckten/ grossen und kleinen Schrifften/ Wie auch Der gelahrten Männer/ Welche In Preussen gebohren/ oder daselbst gelebet/ oder von Preußischen Sachen geschrieben/ Nahmen und Leben/ Wochentlich vorgestellet/ [...] bzw. Continuiertes Gelehrtes Preussen/ Oder Vierteljähriger Außzug aus allerhand Preußischen Büchern nebst der Gelehrten Männer Leben und MSC. Anmerckungen von Preußischen Denckwürdigkeiten/ [...].*

37 Vorrede. In: CGP. Erstes Quartal (1725), o. S.

38 Vgl. Stanisław Salmonowicz: Wizerunek żywota Jerzego Piotra Schultza uczonego toruńskiego pierwszej połowy XVIII w. [Das Leben von Georg Peter Schultz]. In: Rocznik Toruński 12 (1977), S. 145 – 154.



Das
Gelahrte
Preussen/
Aus
Neuen und alten / gedruckten und ungedruckten/grossen und kleinen
Schrifften/
Wie auch
Der
gelahrten Männer/
Welche
In Preussen gebohren / oder daselbst gelebet/ oder von Preussischen Sachen geschrieben/
Nahmen und Leben/
Wochentlich vorgestellet/
Ister Bogen.

Gedruckt und verlegt von Joh. Nicolai/
Buchdrucker in Thorn.
1722



I.
Conlectanea II.
De
IVRE PVBLICO
Civitatis Thoruniensis
Sub
Ordine Teutonico.

Nachdem ich den Zweyten Theil dieses Gel. Pr. mit den Conlectaneis I. De verbis quibusdam solennibus Senatus Populique Thoruniensis angefangen und willens bin künfftig hin mehrere Observationes de Memorandis Thorunensibus einzurücken; als hoffe/ es werde der geneigte Leser auch
Die

Abb. 1: Titelblatt des ersten Bogens des *Gelahrten Preussen* von 1722.
Abb. 2: Florale Vignette und Initiale des *Gelahrten Preussen,* Teil II vom April 1723, S. 1.

Sein *Gelahrtes Preussen* kam zwischen Oktober 1722 und März 1723 zunächst als Wochenschrift heraus. Es umfasste in diesem Halbjahr 24 Bögen, über die sich auch die Paginierung fortsetzte, mit arabischen Ziffern am oberen und Buchstaben am unteren Rand. Ab dem neunten Bogen wurde dem Inhalt des jeweiligen Bogens ein Inhaltsverzeichnis vorangestellt.[39] Im zweiten Halbjahr zwischen April und August 1723 änderte sich der Untertitel.[40] Für Inhaltsverzeichnisse der einzelnen Stücke (nicht mehr Bögen) war nun eine getrennte Seite vorgesehen, am oberen Rand wurden der Name des Autors des jeweiligen Beitrags und dessen Titel genannt. Seit diesem Teil II erschien die Zeitschrift monatlich, es wurden auch florale Vignetten (s. Abb. 2) und solche mit einem Engelkopf eingeführt. Zudem war es den Autoren möglich, ihrem eingesandten Beitrag einen Kupferstich beizufügen, wenn dieser unentbehrlich war.

---

39 Vgl. GP. 9ter Bogen (1722), S. 129.
40 Er lautete nun: *Monathl. Außzug Aus Neuen und Alten/ gedruckten u. ungedruckten/ großen u. kleinen Preussischen Schriften/ Wobei auch einige Nachrichten Von der Gelahrten Männer/ Welche In Preussen gebohren/ oder daselbst gelebet/ oder von Preussischen Sachen geschrieben Lebens-Läuffe und Bücher/ Mit eingemischten MSC. Anmerckungen von allerhand Preuß. Denckwürdigkeiten.*

Die Kosten sollten in solchen Fällen von der Redaktion getragen werden.[41] Teile III (November 1723–März 1724) und IV (April 1724–September 1724) folgten in ihrer Ausgestaltung ihren Vorgängern. Nachdem den ersten drei Teilen jeweils ein unpaginiertes Personen- und Sachregister nachgestellt war, wurde im vierten Teil ein Register zu allen bisher erschienen Teilen abgedruckt.[42]

Im Sommer 1724 mündeten die angespannten konfessionellen Beziehungen in den so genannten Thorner Tumult, der die Redaktionsarbeit unterbrach. Schultz schrieb dazu: „Die Ursachen sind Weltkündig/ und kein vernünftiger Mann wird mich dringen solche alhier zu offenbaren/ und nahmhafft zu machen".[43] Unter dem Titel *Continuiertes Gelehrtes Preussen* erschien das Periodikum 1725 wieder, nun als Vierteljahresschrift und nur noch für ein Jahr. Ob die Konkurrenz seitens des Königsberger *Erleuterten Preussen* dazu beitrug, dass Schultz seine Publikationstätigkeit einstellte, gilt in der Forschung als naheliegend.[44] Allerdings konnten sich dagegen die 1726 zum ersten Mal publizierten *Meletemata Thorunensia* des Thorner Rektors Jaenichen auf dem Markt insofern behaupten, als auch 1727 ein zweiter Band dieses Periodikums erschien.[45] Nicht ganz unbegründet erscheint daher die Annahme, dass ein Medium, welches auch der Austragung von Auseinandersetzungen im Luthertum diente (wie zum Beispiel an der Debatte Bornmann-Dalcke-Praetorius deutlich wurde), in einer Zeit nicht weiter fortgesetzt werden konnte, in der es nach dem Tumult hieß, eine gemeinsame protestantische Front gegen den Katholizismus aufzubauen. Dabei beschäftigte sich die Schrift immer wieder auch intensiv mit der Stellung Preußens im polnisch-litauischen Staatswesen unter August II., was ihr Fortbestehen hätte sichern können.

Im *Gelahrten Preussen* sowie in seiner Fortsetzung im Jahr 1725 wurde ausschließlich über die preußische Gelehrtenrepublik publiziert. Es diente somit der Begründung einer allgemeinen preußischen Identität. Zwar überwogen die Beiträge, die auf westpreußische Angelegenheiten fokussiert waren, das Herzogtum wurde aber keineswegs ausgeschlossen.[46] In seiner publizistischen Tätigkeit konnte sich Schultz

---

41 Vgl. Vorrede. In: GP. Teil II (30. April 1723), o. S.

42 Unter dem Titel: „Allgemeines Register über Die Schrifften/ Lebens-Läuffe/ MSC. Brieffe und Anmerckungen Gelehrter Männer/ welche In den Vier Theilen des Gelahrten Preussen enthalten sind".

43 Vorrede. In: CGP. Erstes Quartal 1725.

44 Vgl. Mocarski, Książka w Toruniu (wie Anm. 9), S. 96.

45 Vgl. Maria Dunajówna: Pierwsze toruńskie czasopismo naukowe w XVIII wieku. „Das Gelahrte Preussen" [Die erste gelehrte Zeitschrift Thorns im 18. Jh. „Das Gelahrte Preussen"]. In: Zbigniew Zdrójkowski (Hg.): Księga pamiątkowa 400-lecia Toruńskiego Gimnazjum Akademickiego [Festschrift zum 400-jährigen Bestehen des Thorner Akademischen Gymnasiums]. Bd. I: XVI–XVIIIw [16.–18. Jh.]. Toruń 1972, S. 241–272, hier S. 247.

46 Vgl. Axel E. Walter: Regionale Identitätskonzepte der ‚ost-' und ‚westpreußischen' Landeshistoriographie in den gelehrten Zeitschriften der 1720er Jahre. In: Joanna Kodzik, Włodzimierz Zientara (Hg.): Hybride Identitäten in den preußisch-polnischen Stadtkulturen der Aufklärung. Studien zur Aufklärungsdiffusion zwischen Stadt und Land, zur Identitätsbildung und zum Kulturaustausch in regionalen und internationalen Kommunikationsnetzwerken. Bremen 2016, S. 23–52, hier S. 28–34.

auf andere in Preußen erscheinende Produkte gelehrter Kommunikation stützen. Im *Gelahrten Preussen* und *Continuierten Gelehrten Preussen* wurde mehrmals auf zeitgenössische Periodika Bezug genommen. Den ersten Bogen im Jahr 1722 eröffnete beispielsweise eine Rezension der *Polnischen Bibliothec*, die später in zwei anderen Bögen fortgesetzt wurde.[47] Im Juni 1723 stellte Schultz die „Neue [...] und lobenswürdige [...] Arbeit [...] M. Mich. Lilienthal" vor, also das zum ersten Mal im Mai diesen Jahres erschienene *Erleuterte Preußen* seines Königsberger Kollegen. Dass die beiden Redakteure nicht nur ihre Arbeit gegenseitig aufmerksam verfolgten, sondern zugleich konkurrierten und zusammenarbeiteten, bezeugen eine Passage aus einem Brief Daniel Heinrich Arnoldts an Gottsched vom 9. Februar 1725[48] sowie ein Beitrag zum Bernsteinvorkommen bei Thorn im *Gelahrten Preussen* im Juni 1723, dem im Oktober eine ähnliche Abhandlung im *Erleuterten Preussen* folgte, worauf wiederum die Thorner Monatsschrift im November mit einem *Extract aus einem Schreiben vom gefundenen Bernstein unweit Thorn* antwortete.[49] Es finden sich im Thorner Blatt auch weitere Kommentare über Michael Lilienthals Arbeit, die Zeugnis einer intensiven wechselseitigen Rezeption sind, wie zum Beispiel jener zum Vergleich des polnischen Reichstags und der Frauenzimmer-Wäsche im *Erleuterten Preussen*[50] oder Kurioses zum Leben der Hl. Dorothee, das „Herr Lilienthal [...] gantz und gar ungenennet gelassen".[51]

Auch die Schicksale der Königsberger *Nova Publica Latina* wurden in Thorn verfolgt. Nachdem in den Jahren 1722 und 1723 dem Periodikum Informationen zu Neuerscheinungen entnommen worden waren,[52] informierte das *Gelahrte Preussen* im Januar 1724 darüber, dass „das von 1719. biß zum Ende des 1723sten Jahrs vollführte/ nützliche und galante, Institutum mit den Königsbergischen Lateinischen Zeitungen oder Novis Publicis nicht fernerhin wird continuiret werden", und machte zugleich Werbung für dessen Nachfolger, die *Historisch-geographisch und genealogischen An-*

---

47 Vgl. GP. 1ster Bogen (1722), S. 5–16; GP. 5ter Bogen (1722), S. 68–82; GP. 19ter Bogen (1723), S. 292–301.

48 Vgl. Daniel Heinrich Arnoldt an Gottsched. Königsberg, 9. Februar 1725. In: Johann Christoph Gottsched: Briefwechsel. Historisch-kritische Ausgabe. Bd 1: 1722–1730. Hg. v. Detlef Döring, Franziska Menzel. Berlin 2007, S. 29 f.

49 Vgl. GP. Teil II (Juni 1723), S. 199–204; Erleutertes Preussen. Bd. I. 6. Stück, S. 393–416; GP. Teil II (November 1723), S. 139 f. Beide Befunde bereits bei Walter, Regionale Identitätskonzepte (wie Anm. 46.), S. 46 f.

50 Vgl. GP. Teil III (Dezember 1723), S. 169. Weitere Zitate aus und Bezüge auf *Erleutertes Preussen* vgl. GP. Teil III (Februar 1724), S. 302–323; GP. Teil IV (Mai 1724), S. 80–103; GP. Teil IV (September 1724), S. 311–317 sowie CGP. Drittes Quartal (1725), S. 42–72.

51 GP. Teil III (November 1723), S. 126.

52 Vgl. GP. Teil II (Mai 1723), S. 125–131; GP. Teil I, 14ter Bogen (1722), S. 220.

merckungen.[53] Rezipiert und exzerpiert wurden auch der Leipziger *Neue Bücher-Saal* sowie die *Acta Eruditorum*, die man zuweilen auch korrigierte.[54]

Materialbeschaffung für die Zeitschrift erfolgte durch Kontakte zu gelehrten Kollegen. Es sei hier wieder an Lilienthal erinnert, der Schultz Briefe von Johannes Zemelius und Martin Cyriacus zugeschickt haben soll;[55] an den Elbinger Rektor Georg Daniel Seyler, der dem Redakteur den Entwurf seiner Abhandlung über polnische und preußische Münzen, die ungedruckte *Poetische Beschreibung der Stadt Danzig* Georg Gräblingers, die *Vitae Episcoporum Varmiensium*, Lebensläufe von Tiedemann Giese sowie Johann Zemelius zur Verfügung stellte;[56] an den Marienburger Stadtsekretär Johann Wilhelm Weinreich, den Einsender des Lebenslaufs von Andreas Knöffel,[57] sowie an zahlreiche andere Gelehrte aus Danzig (Gdańsk),[58] Elbing (Elbląg), Königsberg, Marienwerder (Kwidzyn) und Kulm (Chełmno).[59]

Somit vermittelte das Thorner Blatt ein Gesamtbild der preußischen Gelehrtenrepublik, indem es landeskundliches und -geschichtliches sowie naturkundliches Schrifttum des Doppellandes Preußen verzeichnete, Lebensläufe und Werke sowohl königlicher als auch herzoglicher Preußen vorstellte und das gelehrte Treiben an den Gymnasien Danzigs und Thorns sowie an der Königsberger Albertina beschrieb (in den Rubriken *Neues von gelehrten Sachen* und *Nova Literaria*).[60] Auch wenn Persönlichkeiten Polen-Litauens ins *Gelahrte Preussen* aufgenommen wurden, hob man immer ihren Bezug zu Preußen hervor.[61] Nicht selten warb das Blatt für gelehrte Publikationen, informierte über Versteigerungen von Privatbibliotheken oder rief die Leserschaft dazu auf, verschollene bzw. handschriftliche Werke preußischer Gelehrter zu melden.[62]

---

53 GP. Teil III (Januar 1724), S. 243. Vgl. auch Stanisław Salmonowicz: Od Prus Książęcych do Królestwa Polskiego. Studia z dziejów prusko-pomorskich [Vom Herzoglichen Preußen bis zum Königreich Polen. Studien zur preußisch-pommerschen Geschichte]. Olsztyn 1992, S. 104 f.

54 Vgl. GP. Teil I. 22ster Bogen (6. März 1723), S. 340; GP. Teil II (Juni 1723), S. 192; CGP. Viertes Quartal (1725), S. 49 – 61; GP. Teil III (März 1724), S. 385.

55 Vgl. CGP. Drittes Quartal (1725), S. 1 – 21.

56 Vgl. GP. Teil I (30. Januar 1723), S. 271 – 279; GP. Teil III (November 1723), S. 79; GP. Teil III (Januar 1724), S. 214 – 236; GP. Teil IV (April 1724), S. 30 – 54.; CGP. Drittes Quartal (1725), S. 22 – 37.

57 Vgl. GP. Teil II (30. April 1723), S. 41.

58 Zu Danzigs Rolle als „Knotenpunkt der Gelehrsamkeit" vgl. den Beitrag von Marc Banditt in dieser Themenausgabe.

59 Vgl. Dunajówna, Pierwsze toruńskie czasopismo naukowe (wie Anm. 45), S. 248 f.

60 Vgl. Dissertationen und Disputationen in Danzig und Thorn u. a. in GP. 12ter Bogen (1722), S. 200 – 212 (hier auch Gedächtnistag des Wohltäters des Thorner Gymnasiums Gottfried Krives); GP. Teil II (Mai 1723), S. 125 – 131; GP. Teil III (Oktober 1723), S. 55 – 60. Zur Albertina vgl. z. B. GP. 10ter Bogen (1722), S. 152 – 155; GP. 11ter Bogen (1722), S. 169; GP. Teil II (Mai 1723), S. 125 – 131.

61 Z. B. Andreas Załuskis Tätigkeit als ermländischer Bischof. In: GP. 6ster Bogen (1722), S. 94.

62 Vgl. z. B. die Meldung vom baldigen Erscheinen des zweiten Bandes von Lengnichs *Geschichte der Preußischen Lande* sowie von der Möglichkeit, den zweiten Band der Chronik Schütz' günstig zu pränummerieren (GP. 9ter Bogen [1722], S. 140 f.); die Mitteilung, dass der Elbinger Buchhändler Bannehr Einzahlungen von 2 Poln. Gulden erbitte, um Brauns *De Scriptorum Poloniae et Prussiae*

Das Bedürfnis des Redakteurs, alles Gelehrte und Kuriose aus beiden Teilen Preußens zu bewahren, kann leicht als barocke Sammelwut, Neigung zur Universalität und Polyhistorie abgetan werden. Es muss jedoch auch als eine Haltung wahrgenommen werden, die sich aus einer bestimmten sozio-politischen Situation nährte. Zudem räsonnierte der Redakteur des Periodikums mehrmals darüber, was es eigentlich bedeute, zusammenzufassen und zu rezensieren. Schon in der Vorrede, die dem ersten Bogen vorangestellt war, konstatierte er, „daß man die Schriften [im *Gelahrten Preussen*, Anm. der Vf.] recensiren/ aber nicht censiren/ und in Erzehlung der gelehrten Männer Lebens-Läuffe nicht sowohl des Lobens/ als der Wahrheit und Kürtze/ eingedenck sehn will."[63] Im Jahrgang 1722 überwogen noch Zusammenfassungen von Werken ohne Stellungnahme des Redakteurs sowie reine Auflistungen von bekannten Informationen.[64] Ab August 1723 wurden die angeführten Schriften mit wachsendem Scharfsinn rezensiert, indem Sachfehler aufgelistet und berichtigt, falsche Datierungen, Verwechslungen von Namen und falsche Zuschreibungen der Autorschaft aufgespürt wurden.[65] Es muss dabei daran erinnert werden, dass die Rezensionspraxis in gelehrten Zeitschriften zu dieser Zeit noch nicht einem Katalog fertiger Regeln folgte, sondern erst herausgearbeitet wurde.[66]

Das 1725 eingestellte *Gelahrte Preussen* versuchte zwar im Hinblick auf die in der Gegenwart ausgetragenen konfessionellen und politischen Konflikte seine Neutralität zu bewahren, doch die Sympathien des Redakteurs konnte man nicht immer ganz verbergen. So neigte Schultz wohl mehr der Gedankenführung des Thorner Schreibers Johann Sachs gegen den Helmstedter Rechtshistoriker Hermann Conring in *De Scopo Reipublicae Polonicae, adversus Hermannum Conringium* zu.[67] Conrings Thesen von der Abhängigkeit des mittelalterlichen Polen vom Reich sowie dessen Argumentation für den schwedischen Einsatz in Polen-Litauen lehnte er ebenso ab wie seine Kritik an den vermeintlich anarchischen Zügen der polnischen Verfassung.[68] Er erlaubte sich

---

drucken zu können (GP. 14ter Bogen [1722], S. 212); die Bitte um Nachricht zu verschollenen Schriften Böhms (GP. Teil II [Juni 1723], S. 192–199) sowie Schultz' Hinweis auf sein eigenes Werk, die *Marchia Brandenburgica Docta* (GP. Teil II [30. April 1723], S. 37–40.

63 Vorrede. In: GP. 1ster Bogen (1722), o. S.

64 Vgl. z. B. GP. 1ter Bogen (1722), S. 5–16 (Lengnichs *Polnische Bibliothec*); GP. 2ter Bogen (1722), S. 17–22 (Jeroschins *Chronicon Prussiae*).

65 Vgl. GP. Teil II (August 1723), S. 307–315; GP. Teil III (März 1724), S. 385–395 sowie 400 f.

66 Vgl. Katarzyna Chlewicka: „Es ist eben so gefährlich ein Schriftsteller als ein Journalist zu werden." Über die Maßstäbe angemessenen Rezensierens in den „Thornischen Nachrichten von gelehrten Sachen" (1762–1766). In: Kodzik/Zientara (Hg.), Hybride Identitäten (wie Anm. 46), S. 215–226.

67 Vgl. GP. 7ter Bogen (1722), S. 118 f.; Franciscus Marinius (Pseudonym von Johann Sachs, Anm. der Vf.): De Scopo Reipublicae Polonicae, adversus Hermannum Conringium, Professorem Helmstadiensem, Dissertatio qua simul Status Regni Poloniae novissime describitur. Breslau 1665. Vgl. dazu auch Dunajówna, Pierwsze toruńskie czasopismo naukowe (wie Anm. 45), S. 253 f.

68 Vgl. Hans-Jürgen Bömelburg: Polen und die deutsche Nation. Konfligierende Identitätszuschreibungen und antagonistische Entwürfe politischer Ordnung. In: Georg Schmidt (Hg.): Die deutsche Nation im frühneuzeitlichen Europa. Politische Ordnung und kulturelle Identität? München 2010, S. 129–156, hier S. 146–154.

bissige Worte gegenüber Paul Dalcke, der, vom Thorner lutherischen Senior Ephraim Praetorius angespornt, gegen Reinhold Bornmanns Thesen polemisierte.[69] Dass man im Thorner Blatt Praetorius nach seinem Tod ehrte,[70] ändert wohl wenig an der gegen ihn gerichteten Rezensionstätigkeit von Schultz.

Der *Preußische Todes-Tempel* (1728 – 1730)

Bereits am *Gelahrten Preussen* konnte beobachtet werden, dass hier zum einen eine Entwicklung in Richtung Kritik und Rezension anstelle bloßer Zusammenfassungen stattfand und zum anderen Versuche unternommen wurden, das Blatt in seiner Ausgestaltung und Darbietung der Inhalte leserfreundlicher zu gestalten. Der experimentierfreudige Schultz kehrte bald mit einem neuen Periodikum auf den preußischen Zeitschriftenmarkt zurück, und zwar mit dem *Preußischen Todes-Tempel*, der in den Jahren 1728 – 1730 unregelmäßig erschien (wohl ungefähr alle zwei Monate, denn es kamen insgesamt 14 Hefte heraus).[71] Es handelte sich hierbei um eine Schrift im Quartformat mit inszenierten Unterredungen zwischen Gelehrten und Gestalten aus der preußischen Geschichte (zum Charakter und Genre des Totengesprächs siehe unten mehr).[72] Die einzelnen Beiträge unterschieden sich voneinander in der Schriftart mit Schmuckbuchstaben am Anfang und oft auch einer Vignette am Ausgang eines jeden Heftes (s. Abb. 4).

69 Vgl. GP. Teil IV (März 1724), S. 400 f.: Schulz habe sich entschieden, „[d]amit der Autor [Dalcke, Anm. der Vf.] nicht wiederumb Gelegenheit erzwingen möge sich durch Aergerniß an seiner Gesundheit zuschaden/ der glaube/ daß man ihn prostituiret/ wenn man seine Schrift nicht würdig geschätzet hätte inter nova Literaria Prussica zu referiren […].“ Vgl. auch Salmonowicz, Myśl Oświecenia w Toruniu (wie Anm. 25), S. 42 – 44.

70 Vgl. GP. 22ster Bogen (6. März 1723), S. 338.

71 Ein Digitalisat des *Preußischen Todes-Tempels* [im Folgenden: PTT] kann auf Google Books eingesehen und heruntergeladen werden (URL: https://books.google.de/books?id=mEdiAAAAcAAJ&hl=de&num=10 [15. 04. 2020]). Der vollständige Titel lautete: *Preußischer Todes-Tempel/ Worin/ Verstorbene Personen allerhand Standes/ Von den außerlesensten Sachen/ Der Preußischen, Pohlnischen, Schwedischen und Brandenburgischen/ Geistlich-Weltlich- und Gelehrten Historie,/ Geographie, und Stats-Rechts,/ Wie auch/ Neuen gelehrten Schriften in Preussen und Pohlen,/ Mit einander redende vorgesellet werden.*

72 Vgl. Erste und zweite Unterredung: Hochmeister des Dt. Ordens Hermann von Salza und Königsberger Professor Johann Jacob Rohde; dritte Unterredung: Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen und Gottlieb Schelwig, Professor am Danziger Gymnasium; 4. Unterredung: Albrecht I. und Abraham Calov; 5. Unterredung: Friedrich Wilhelm der Große und Simon Dach; 6. Unterredung: Albrecht I. und Abraham Calov; 7. Unterredung: Friedrich Wilhelm und Simon Dach; 8. Unterredung: Albrecht I und Abraham Calov; 9. Unterredung: Friedrich Wilhelm und Simon Dach; 10. Unterredung: Siegfried von Feuchtwangen und Gottlieb Schelwig; 11. Unterredung: poln. König Kasimir IV. und Philipp Cluver; 12. Unterredung: Albrecht I und Abraham Calov; 13. Unterredung: Siegfried von Feuchtwangen und Gottlieb Schelwig; 14. Unterredung: Kasimir IV. und Philipp Cluver.


Preußischer Todes=Tempel/
Worin
Verstorbene Personen allerhand Standes
Von den außerlesensten Sachen
Der Preußischen, Pohlnischen, Schwedischen und Brandenburgischen
Geistlich/Weltlich-und Gelehrten Historie,
Geographie, und Stats-Rechts,
Wie auch
Neuen gelehrten Schrifften in Preussen und Pohlen,
Mit einander redende vorgestellet werden.
Erste Unterredung
Zwischen
Herman von Salza/
Hochmeister des Deutschen Ordens in Preussen/
Und
Johann Jacob Rohde/
Professorem Ordinarium der Universität Königsberg.
CONSTANTINOPEL, in der neu-angelegten Buchdruckerey.
Zu finden bey Hrn. M. G. Weidman in Leipzig.



Abb. 3: Titelblatt der Ersten Unterredung des *Preußischen Todes-Tempels* von 1728.
Abb. 4: Vignette auf der letzten Seite der ersten Unterredung des *Preußischen Todes-Tempels* von 1728, unpag. (S. 62).

Die Paginierung wurde in allen Blättern fortlaufend fortgesetzt, mit arabischen Ziffern am oberen Rand und Buchstaben am unteren Rand sowie dem Titel der Zeitschrift am oberen Rand, ähnlich wie schon im Falle des *Gelahrten Preussen*. Ab dem dritten Heft wurde der Unterredung ein Inhaltsverzeichnis vorangestellt; später wurde es am Heftende angehängt. Ein Heft umfasste 36 bis 43 Seiten eines Totengesprächs und die wiederkehrende Rubrik „Mercurius" von 9 bis 32 Seiten. Diese bestand aus Briefen, Reden, Dichtung mit oder ohne Kommentar des Redakteurs, die das Totengespräch ergänzten oder auch vom aktuellen politischen oder gelehrten Geschehen berichteten; auch auf Inhalte des *Gelahrten Preussen* wurde Bezug genommen.[73] Wie schon in der Vorläufer-Zeitschrift wurden auch im Mercurius-Teil des *Todes-Tempels* Leben und Schriften von preußischen Gelehrten dargeboten. Man scheute nicht einmal vor Erzeugnissen der Gesellschaft Jesu zurück, in denen Heiligenverehrung und Wundergeschichten vorkamen.[74] Die Aktualität dieser Rubrik wurde von neuesten politischen Nachrichten garantiert, die anfänglich die Form offizieller Schreiben besaßen und nur sehr knapp von der Redaktion kommentiert wurden, z. B. mit Bezug auf den Thorner Tumult in der dritten Unterredung.[75] Ab der siebten Unterredung verwandelte sich der Mercurius-Teil immer mehr in eine Rubrik mit überwiegend politischen Nachrichten, die mit Titeln wie „Aus Pohlen" oder „Vom Kayserlichen Hofe" eingeführt wurden.[76]

73 Vgl. z. B. PTT. Erste Unterredung (1728), S. 58.
74 Vgl. ebd., S. 56 f.
75 Vgl. PTT. Dritte Unterredung (1728), S. 197 – 203.
76 Vgl. PTT. Siebte Unterredung (1729), S. 461 f.

Vielleicht war die erhitzte Rezeptionsgeschichte seiner ersten Zeitschrift der Grund dafür, dass sich Schultz im *Todes-Tempel* von heftigerer Kritik fernhielt, seinen Namen nicht nannte und auch als Erscheinungsort Konstantinopel statt Thorn angab. Die vierzehn Unterredungen sollten wohl ein relativ geschlossenes Ganzes darstellen, denn es wurde ihnen ein Sach- und Personenregister zum gesamten *Todes-Tempel* nachgestellt. Anscheinend war aber ursprünglich eine Fortsetzung geplant, weil im letzten Heft noch eine Rezension der *Concordia Rationis et Fidei* angekündigt wurde.[77]

Das seit der Antike bekannte Genre des Totengesprächs sollte oft als Tarnung für Satire und politische Kommentare dienen, aber auch eine verständige und klare Darbietung von gelehrten oder komplizierten Inhalten ermöglichen, so dass diese auch außerhalb der Gelehrtenrepublik verstanden werden konnten.[78] Während also die Thematik sowohl des *Gelahrten Preussen* als auch des *Todes-Tempels* keine großen Unterschiede aufwies, deutete das 1728 von Schultz neu verwendete Genre auf den Versuch, größere Freiheit im engen Gefüge von politischen und konfessionellen Interessen, denen seine Publikationstätigkeit ausgesetzt war, zu erlangen.[79] Es handelte sich hierbei nicht unbedingt nur um das angespannte Klima in Thorn nach dem Tumult von 1724, sondern vielleicht noch mehr um die Stellung des Königlichen Preußen im polnisch-litauischen Staatsverband angesichts einer auf Beschneidung des preußischen Partikularismus und der Religionsfreiheiten ausgerichteten Politik. Sowohl im *Gelahrten Preussen* als auch im *Preußischen Todes-Tempel* und seinem nächsten Presseprodukt *Neues der Welt* wandte sich Schultz nicht nur an eine gelehrte Leserschaft, sondern zum Teil auch an ein Publikum, das des Lateinschen nicht mächtig war. Seine Arbeit sollte ausdrücklich auch „[u]mb derer willen […], die das Latein nicht verstehen" geschehen, die in seinen Zusammenfassungen bzw. Rezensionen vom Inhalt lateinischer Texte erfahren sollten.[80] Oft wurden Originaldokumente „[e]uch, die ihr deutsche Biedermänner und nicht lateinische Bösewichter seyd, zu Gefallen […] deutsch vor[ge]lesen".[81] Besonders interessant ist die im *Todes-Tempel* immer lauter zu Wort kommende Kritik an der Gelehrtenrepublik, die statt an Wissen heranzuführen, dieses eher verdunkele und vertusche, wie dies bereits Ulrich Schmid in Bezug auf David Fassmanns Urteile über seine gelehrten Widersacher konstatiert hat.[82] Vielleicht hat Schultz Fassmanns Aktivitäten verfolgt, was nicht erstaunlich wäre, wenn man bedenkt, dass er sich im *Gelahrten Preussen* u. a. auch auf Leipziger Zeitschriften bezog.

---

77 Vgl. PTT. Vierzehnte Unterredung (1730), S. 964.

78 Vgl. Ulrich Schmid: Gespräche aus dem Reiche derer Todten (1718 – 1739). In: Heinz-Dietrich Fischer (Hg.): Deutsche Zeitschriften des 17. bis 20. Jahrhunderts. München 1973, S. 49 – 59; zur Geschichte des Genres vgl. Nicola Grapp: Fénelon: Dialogues des morts composés pour l'éducationn d'un prince. Studien zu Fénelons Totengesprächen im Traditionszusammenhang. Münster-Hamburg 2001.

79 Vgl. Danuta Hombek: Dzieje Prasy Polskiej. Wiek XVIII (do 1795 r.) [Geschichte der polnischen Presse. Das 18. Jh. (bis 1795)]. Kielce 2016, S. 67, 89.

80 GP. Teil III (Dezember 1723), S. 165.

81 PTT. Erste Unterredung (1728), S. 46.

82 Vgl. Schmid, Gespräche (wie Anm. 78), S. 53 f.

Neues der Welt (1733 – 1734)

Der politischen Berichterstattung mit nur geringem Übergewicht von gelehrten Inhalten verschrieb sich Schultz in seinem letzten Periodikum *Neues der Welt*, einer Zeitschrift im Quartformat, die zwischen April 1733 und Juli 1734 zweimal in der Woche im Umfang von acht Seiten in Thorn herauskam.[83]



Neues
Der
Welt
Im Jahr Christi MDCCXXXIII.
Aus
Den Zeitungen
Und
Historischen Büchern
Zum nützlichen Zeit-Vertreib
excerpiret, und mit nöthigen reflexionen erklähret:
Wobey zugleich Nachricht
Von
Preußischen und Polnisch. neuen Schrifften.

Thorn, gedruckt bey Joh. Nicolai E. E. E. Hochw. Rahts
und des Gymnasii Buchdrucker.

Abb. 5: Titelblatt der ersten Ausgabe von *Neues der Welt* aus dem Jahr 1733.

83 Die Zeitschrift *Neues der Welt* [im Folgenden: NDW] ist in der Stadtbibliothek Toruń komplett zu finden (Wojewódzka Biblioteka Publiczna Książnica Kopernikańska. Sign. MAG 101036). Der vollständige Titel lautete: *Neues/ Der/ Welt/ Im Jahr Christi MDCCXXXIII./ Aus/ Den Zeitungen/ Und/ Historischen Buechern/ Zum nuetzlichen Zeit-Vertreib/ excerpiret, und mit noethigen reflexionen erklaehret:/ Wobey zugleich Nachricht/ Von/ Preussischen und Polnisch. neuen Schrifften.*

Den nur halbgelehrten Charakter sicherte der Redakteur gleich in der Vorrede zur ersten Nummer zu:

> Ich verspreche in diesem Wercke keine ausbündig gelehrte Sachen zu tractiren [...]. Insonderheit, da diese Arbeit ein Supplementum seyn soll dessen, was in meinem Collegio über die Zeitungen anzuführen die Zeit nicht zulässet. Vielleicht aber werden diese letztere [geheime Staats Räthe des Apollinis, also Schultz' Widersacher in der Gelehrtenrepublik, Anm. der Vf.] ebenfalls tadelen, daß ich fast keine Bücher allegire, wie man sonst von mir gewohnt ist, und es geschiehet; aber ich habe darzu meine besondere Ursachen, und hoffe, daß sie selbige zu offenbaren nicht verlangen, [...]. Man glaube nur unterdessen, daß ich Bücher habe und selbige so gut, wie andere zugebrauchen gelernet [...].[84]

Mit journalistischen Arbeitsmethoden beschäftigte sich Schultz in *Neues der Welt* mehrmals. Informationen bezog er meistens aus den Königsberger *Historisch-geographisch und genealogischen Anmerckungen,* dem *Holländischen Europäischen Mercurius* und den Thorner *Meletemata Thorunensia*.[85] Er setzte sich aber auch mit dem Wahrheitsgehalt und der Vorgehensweise von Redaktionen anderer zeitgenössischer Periodika auseinander. In einer Kritik an der *Gazette de Leyde* sagte er sich von Mutmaßungen und Halbwahrheiten los:

> Als ich in Holland lebte Studierens halber habe ich oft gehöret, daß der Leydensche Zeitungs-Schreiber [...] der Lügner von Leyden genennet worden, und auch auff den Treck-Schuyten mit diesen Charakter öffentlich und gegenwärtig beehrtet worden, worauff er aber nur Antwort gegeben: Die Lügen haben mir mehr eingebracht, als die Wahrheit! Denn der Bogen muß voll seyn, und davor bekomt er Geld: und wenn man einen Bogen durchgelesen, und auff die folgende Zeiten und Advisen achtung giebet, so ist sehr wenig wahr, und denkwürdig; das übrige ist falsch, verdächtig, und bestehet in den Worten: Man sagt; es soll; man muthmaßet; man vermeint; man schreibet; etc.[86]

Ein breites Spektrum an Themen wies bereits das erste Quartal auf – das Blatt füllten Nachrichten aus Polen und Preußen,[87] dem Reich,[88] Spanien (der Erbfolgekrieg),[89] den Niederlanden,[90] Italien[91] und Frankreich.[92] Man berichtete von der Belagerung Orans und widmete der Stadt eine längere Beschreibung,[93] erklärte den Verlauf der polnischen Königswahl (nach dem Tod Augusts II.) und gängige Prophezeiungen zur polnischen Sukzession,[94] befasste sich eingehend mit der Cochenille und Johann Philipp Breyns

84 NDW 1 (1733), S. 2f.
85 Vgl. NDW 1 (1733), S. 7; NDW 6 (1733), S. 41–48; NDW 8 (1733), S. 57–64.
86 NDW 9 (1733), S. 67.
87 Vgl. NDW 1 (1733), S. 4f.; NDW 7 (1733), S. 51–56.
88 Vgl. NDW 2 (1733), S. 9–16; NDW 3 (1733), S. 17f.
89 Vgl. NDW 4 (1733), S. 25–32; NDW 5 (1733), S. 33f.
90 Vgl. NDW 5 (1733), S. 35–39; NDW 7 (1733), S. 49f.
91 Vgl. NDW 12 (1733), S. 90–96.
92 Vgl. NDW 20 (1733), S. 160; NDW 21 (1733), S. 161–168.
93 Vgl. NDW 5 (1733), S. 40.
94 Vgl. NDW 8 (1733), S. 57–64; NDW, 12 (1733), S. 96.

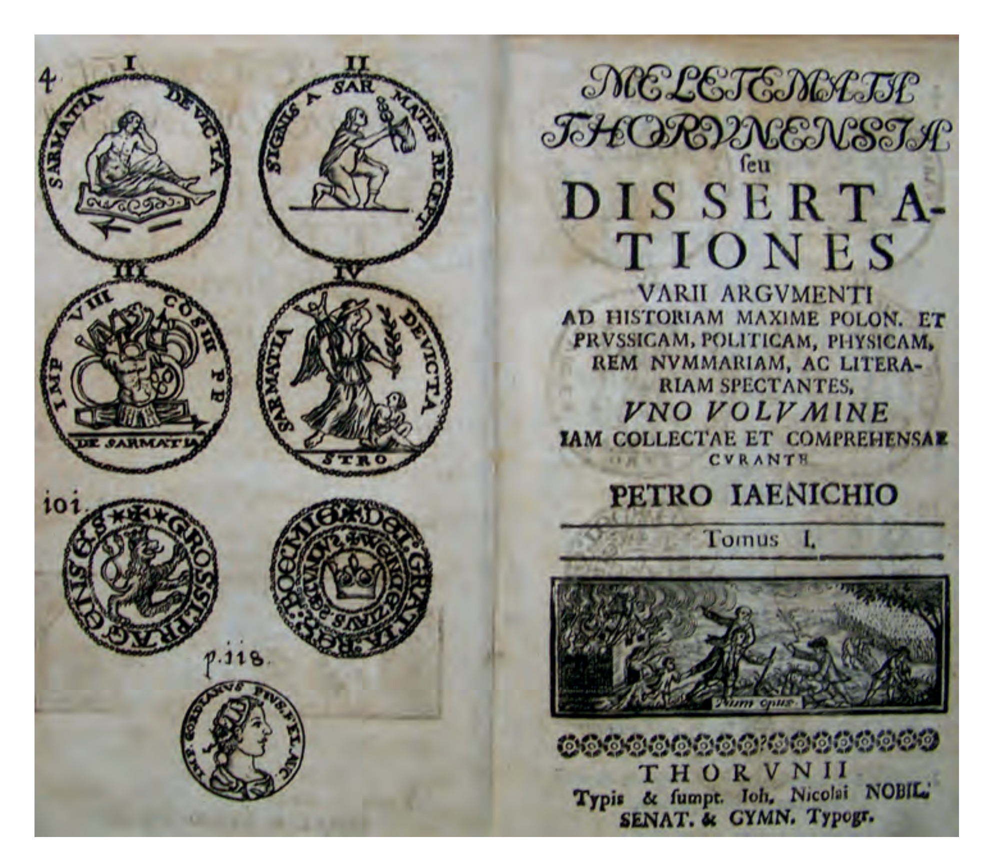
Untersuchungen ihrer Entwicklungsstufen,[95] besonders zerstörerischen Witterungserscheinungen (und klärte dabei seine Leser darüber auf, dass „Einbildung [...] nicht nur ärger als die Pest, sondern auch gefährlicher als der Blitz [ist]"),[96] widmete sich dem Liebesleben des sächsischen Kurfürsten,[97] verfolgte mit ethnographischem Interesse die geheimnisvollen Gepflogenheiten der Thorner Katholiken (in einem Beitrag zur Hl. Barbara-Wallfahrt)[98] und folgte den besonderen Interessen des Redakteurs, indem man auf „Curirung der Krankheiten durch blosses Anrühren" aufmerksam machte.[99] *Neues der Welt* war somit einerseits ein Nachrichtenblatt, in dem das politische Geschehen in Europa mit Anspruch auf Aktualität dargeboten wurde, andererseits handelte es sich um eine gelehrte Schrift, die vor allem die Errungenschaften der preußischen Wissenschaft in den Blick nahm.

Ausblick und Resümee

All die von Schultz herausgegebenen Zeitschriften erschienen in Thorn in der Rats- und Gymnasialdruckerei Johann Nicolais.[100] Gleiches gilt für die sehr unregelmäßig veröffentlichten *Meletemata Thorunensia* des Thorner Rektors Peter Jaenichen, die den ersten Bögen des *Gelahrten Preussen* insofern ähnelten, als sie ebenfalls vor allem dem gelehrten Gedankenaustausch dienten.[101]

Während jedoch an den *Meletemata* kein Anstoß genommen wurde, fand die Publikationstätigkeit des Konrektors des Thorner Gymnasiums zahlreiche Widersacher. Besonders anstößig fand man seine Lebensführung – der zweifache Witwer Schultz lebte mit seiner katholischen Dienstmagd in einer engen Beziehung, war ständig verschuldet und in Erbstreitigkeiten verwickelt. Ferner unterstützte er Pietisten gegen Thorner orthodoxe lutherische Pfarrer, propagierte den Heliozentrismus und gefährdete die Beziehungen zu kronpolnischen Obrigkeiten und Katholiken, indem er die Tabuisierung des Tumults von 1724 missachtete. Dies erklärt auch die allmähliche Abwendung von preußisch-polnischen Angelegenheiten in Schultz' Zeitschriften. Weil der Konrektor nie wirklich bereit war, seine wissenschaftlichen und politischen Neigungen zu verbergen, musste er immer wieder Eingriffe der Zensur des

95 Vgl. NDW 13 (1733), S. 99–103; NDW 14 (1733), S. 105–111.
96 NDW 23 (1733), S. 179. Vgl. auch NDW 21 (1733), S. 161; NDW 22 (1733), S. 169–176.
97 Vgl. NDW 25 (1733), S. 193–200; NDW 26 (1733), S. 201–208.
98 Vgl. NDW 14 (1733), S. 111.
99 NDW 21 (1733), S. 168.
100 Vgl. zur Beschreibung der Druckerei: Abriss der thornischen Buchdruckerey oder kurtze Verzeichnüss der darinn sich befindenen Schrifften. Thorn 1717 (Książnica Kopernikańska [Stadtbibliothek Toruń], Sign. KM A. fol. 58 adl. 17) sowie Huppenthal, 400 lat drukarstwa (wie Anm. 11), S. 269–273.
101 Vgl. Meletemata Thorunensia seu Dissertationes varii argumenti ad historiam maxime Polon. et Pussicam, politicam, physicam, rem nummariam, ac literariam spectantes Bd. 1 (1726). Bd. 2 (1727). Bd. 3 (1731). Bd. 4 (1762) [sic!].



MELETEMATA
THORUNENSIA
seu
DISSERTA-
TIONES
VARII ARGVMENTI
AD HISTORIAM MAXIME POLON. ET
PRVSSICAM, POLITICAM, PHYSICAM,
REM NVMMARIAM, AC LITERA-
RIAM SPECTANTES,
VNO VOLVMINE
IAM COLLECTAE ET COMPREHENSAE
CVRANTE
PETRO IAENICHIO
Tomus I.
THORVNII
Typis & sumpt. Ioh. Nicolai NOBIL.
SENAT. & GYMN. Typogr.

Abb. 6: Titelblatt des ersten Bandes der *Meletemata Thorunensia* von 1726.

Stadtrates in seine Redaktionsarbeit erleben.[102] Nach dem Tod Peter Jaenichens wurde er vom Stadtrat nicht (wie erwartet) zum Rektor berufen, sondern zugunsten des weniger anstößigen Peter Zorn übergangen und schließlich 1742 abberufen, woraufhin er Thorn verließ und unter der Schutzherrschaft des Kulmer Bischofs Andrzej Stanisław Załuski zum Katholizismus konvertierte.[103]

Auf dem preußischen Pressemarkt bildeten die Erzeugnisse von Schultz ein besonderes Phänomen insofern, als sie eine Art erste Bestandsaufnahme des Thorner bzw. polnisch-preußischen Pressemarktes darstellten und die Möglichkeiten ausloteten, über welche die Presse als ein Medium des gelehrten Gedankenaustausches verfügte. Der seit 1711 in Thorn tätige Schultz betrachtete seine Zeitschriften, von denen das erste Heft 1722 erschien, zunächst als eine Fortsetzung seines Unterrichts am

102 Vgl. Salmonowicz, Wizerunek żywota Jerzego Piotra Schultza (wie Anm. 38), S. 149 – 152.
103 Zur Bedeutung Załuskis für das aufklärerische Pressewesen in Polen vgl. auch den Beitrag von Katarzyna Chlewicka in dieser Themenausgabe.

Gymnasium, wo er vor allem in den Privatstunden ein breites Spektrum neuester Entwicklungen in der Wissenschaft abdeckte.[104] Sein besonderes Interesse galt der Medizin,[105] doch er befasste sich auch mit dem Fremdsprachen- und Lateinunterricht sowie mit der Rechtsgeschichte von Polnisch-Preußen.[106] Mit der Zeit behandelte er in seinen Zeitschriften immer häufiger Themen, mit denen er sich am Thorner Gymnasium nicht durchsetzen konnte, bzw. solche, die er nur im Privatunterricht und mit Schülern, die bei ihm zu Hause untergebracht waren, besprechen konnte. Zeitschriften galten ihm also einerseits als Lehrmaterial, für dessen Einsatz im Unterricht er sich zeitlebens stark machte. Andererseits schien sich Schultz, der über die gelehrten lutherischen Kreise in Preußen zunehmend desillusioniert war, mehr von einer Debatte in der Presse zu versprechen. Seine Herausgebertätigkeit kann also durchaus auch als ein Versuch verstanden werden, die wissenschaftliche Diskussion in die Presse zu verlagern. Von ihr versprach sich der Zeitschriftenmacher mehr Freiheit, sowohl im Hinblick auf die Ausgestaltung und Darbietungsform der gelehrten Inhalte, als auch auf die Reichweite, die im Falle der Zeitschriften immer größer wurde.

Die Abwendung von der Kritik an der Person des Autors und die Bevorzugung einer konstruktiven Kritik an dessen Quellenarbeit sowie von Sachfehlern in dessen Gedankenführung sollten die Zeitschriften aus den Banden der personenbezogenen, politisch und konfessionell gefärbten Streitigkeiten der reichsdeutschen und lokalpreußischen Gelehrtenrepublik lösen. Die unterschiedlichen Formate seiner Periodika, die immer neuen Themenfelder und Genres, die hier zur Geltung kamen, sollten es ermöglichen, eine möglichst diverse Leserschaft in beiden Teilen Preußens zu erreichen und zugleich der städtischen (an der kronpolnischen Erwartungshaltung orientierten) Zensur zu entgehen. Das Scheitern in dieser Hinsicht bezeugt der Ausgang von Schultz' Tätigkeit in Thorn.

Aus einem wenn nicht obrigkeitskonformen, so doch allgemein dem königlichpreußischen Unabhängigkeitsdenken folgenden Zeitschriftenmacher und gefeierten Gelehrten wurde ein Friedensstörer, der als gefährlicher Schulreformer relegiert wurde. Nachfolger auf dem Thorner Zeitschriftenmarkt meldeten sich erst in den 1760er Jahren. Ihre Periodika hatten aber als Rezensionszeitschriften und Intelligenzblätter ein ganz anderes Profil als die hier untersuchten Blätter der Thorner Frühaufklärung.

---

104 Zum breiten Angebot der Thorner Schule vgl. Schultz' gedrucktes Schreiben in Form eines Briefes an einen Oberst Borck: Hochgebohrner Herr Obrister, Gnädiger Herr [...]. Thorn: Joh. Nicolai 1718 (Wojewódzka Biblioteka Publiczna Książnica Kopernikańska [Stadtbibliothek zu Toruń]. Sign. MAG 115253). Zu Schultz' anonymem Einsatz für den Heliozentrismus vgl. seine Freymüthigen Gespräche über einige neue Sachen aus der Gelahrten Welt [...]. Wittenberg: s. n. 1724 (Wojewódzka Biblioteka Publiczna Książnica Kopernikańska [Stadtbibliothek zu Toruń]. Sign. MAG TN M 149).

105 Vgl. Dissertatio I. De Philosophia Medici [...]. Thorn: Joh. Nicolai 1719 (Wojewódzka Biblioteka Publiczna Książnica Kopernikańska [Stadtbibliothek zu Toruń]. Sign. MAG 2434).

106 Vgl. die Notizen des Gymnasialschülers Ruttig aus dem Jahr 1732 im Staatsarchiv zu Toruń (Archiwum Państwowe w Toruniu). II. VIII. 46: Verschiedene in den polnischen-preussischen Länder zur Anwendung gelangene Rechtsgebräuche.

Ivo Cerman

Die Erziehungskunst nach Karl Heinrich Seibt

Zur Pädagogik der Aufklärung in Prag

Zusammenfassung: Der Aufsatz rekonstruiert die Vorlesungen über Erziehungskunst, welche Karl Heinrich Seibt (1735 – 1806) an der Karl-Ferdinands-Universität zu Prag von 1771 bis 1799 gehalten hat und die noch vor der Schulreform Maria Theresias begonnen hatten. Ihr Ziel war allerdings nicht die Vorbereitung von Lehrern für öffentliche Schulen, sondern von Hofmeistern für privaten Unterricht. Basierend auf bisher unbekannten Nachschriften seiner Studenten zeigt die Studie, dass die Vorlesungen sich in zwei Phasen entwickelten: Von 1771 bis zum gerichtlichen Prozess gegen Seibt im Jahr 1779 bemühte sich dieser, Montesquieus Ansatz zu widerlegen, demzufolge der Volkscharakter durch das Klima bestimmt sei. In einer zweiten Phase von 1784 bis 1799 war Seibt bereits von der deutschen Reformpädagogik beeinflusst. Er sah sich selbst als einen Mittler zwischen Rousseau'schen „Entwicklern" und traditionalistischen „Naturverbesserern". In dieser Phase zeigte er mehr Interesse für die Praxis der Erziehung und die Hygiene. Letztlich hielt Seibt die katholische Religion für die zentrale Grundlage einer richtigen Moralerziehung.

Schlagwörter: Böhmen; Aufklärung; Karl Heinrich Seibt; Jean-Jacques Rousseau; Prag

Abstract: This article reconstructs the art of education course that was delivered by Karl Heinrich Seibt (1735 – 1806) at the Charles-Ferdinand University in Prague from 1771 to 1799, starting even before Maria Theresa's school reform. It was not, however, aimed at preparing teachers for public schools, but preparing preceptors for private education. Drawing on hitherto unknown manuscripts of students' notes from his lectures, the article demonstrates how the course developed in two phases. The first went from 1771 to the trial of Seibt in 1779, where he was combating Montesquieu's concept of education that saw the climate as the factor in determining the unchangeable character of a nation. The second phase, from 1784 to 1799, was influenced by German *Reformpädagogik* where Seibt styled himself as a man of compromise between a Rousseauian "*Entwickler*" ("developer") and the traditionalist "*Naturverbesserer*" ("reformers of nature"). He was also more concerned with the practice of education and hygiene in this phase. Finally, the article suggests that Seibt saw the Catholic religion as the most important guarantee of proper moral education.

Keywords: Bohemia; Enlightenment; Karl Heinrich Seibt; Jean-Jacques Rousseau; Prague

Ivo Cerman, Dr., Südböhmische Universität, Historisches Institut, Branišovská 31a, 37005 České Budějovice, Tschechien, cerman@ff.jcu.cz

https://doi.org/10.1515/9783110671827-009

Einleitung

Obwohl die Geschichte der Aufklärung in Tschechien häufig nur auf eine Vorbereitung der ‚nationalen Wiedergeburt' reduziert wird, wurden hier durchaus auch allgemeine Fragen der aufklärerischen Ethik und Anthropologie diskutiert. Eine zentrale Stellung nahm dabei der Moralphilosoph Karl Heinrich Seibt (1735 – 1806) ein. Er lehrte säkulare Ethik und schöne Wissenschaften an der Karl-Ferdinands-Universität zu Prag (Praha) und hielt hier auch außerordentliche öffentliche Vorlesungen über die Erziehungskunst. In diesen Vorlesungen, welche nie im Druck erschienen sind, behandelte er komplexe Fragen im Hinblick auf die zeitgenössische Reformpädagogik. Es ist das Ziel dieses Beitrags, diese bislang unbeachteten Vorlesungen zu erschließen und der Fachöffentlichkeit vorzustellen.

Da Seibt in der früheren Historiographie eher als ein großdeutsch-gesinnter Lehrer der deutschen Sprache und nicht als Ethiker oder Pädagoge behandelt worden ist, wurden auch seine pädagogischen Vorlesungen kaum diskutiert.[1] Sein fleißigster Biograph Karl Wotke widmete sich zwar seiner Tätigkeit als Aufseher der Gymnasien.[2] Seine pädagogischen Ansichten wurden dagegen nur einmal, aufgrund einer zufällig gefundenen Nachschrift aus seinen Vorlesungen, zum Gegenstand der historischen Forschung. Im Jahre 1928 veröffentlichte der tschechische Pädagoge Jindřich Heller einen umfangreichen Aufsatz über Seibts Pädagogik in der Fachzeitschrift *Pedagogické rozhledy* (Pädagogische Rundschau).[3] Seine tiefgehende Analyse zeigt Seibt als Vorläufer der empirisch-orientierten tschechischen Pädagogik. Bedauerlicherweise waren vier weitere Nachschriften damals noch nicht bekannt, weswegen Hellers Interpretation nur auf einer sehr schmalen Basis beruht. Da auf seinen Aufsatz auch in

---

1 Vgl. Karl Wotke: Karl Heinrich Seibt: Der erste Universitätsprofessor der deutschen Sprache in Prag, ein Schüler Gellerts und Gottscheds. Ein Beitrag zur Geschichte des Deutschunterrichts in Österreich. In: Beiträge zur österreichischen Erziehungs- und Schulgeschichte 9 (1907), S. 1 – 174. Vgl. auch Franz Lorenz: Karl Heinrich Seibt. In: Erich Gierach (Hg.): Sudetendeutsche Lebensbilder. Bd. 3. Reichenberg 1934, S. 243 – 250; Eduard Winter: Der Josefinismus und seine Geschichte. Beiträge zur Geistesgeschichte Österreichs 1740 – 1848. Brünn-München-Wien 1943, S. 85 – 105 und 188 f. Zur falschen Gegenüberstellung von Seibts ‚Deutschtum' und Sonnenfels ‚österreichischem Lokalpatriotismus' vgl. Ivo Cerman: Der Josephinismus und die „Geistesgeschichte" in Tschechien. In: Franz Leander Fillafer, Thomas Wallnig (Hg.): Josephinismus zwischen den Regimen. Eduard Winter, Fritz Valjavec und die zentraleuropäischen Historiographien im 20. Jahrhundert. Wien 2016, S. 213 – 239.

2 Vgl. Karl Wotke: Karl Heinrich Ritter von Seibt als Direktor der Gymnasien Böhmens. In: Beiträge zur österreichischen Erziehungs- und Schulgeschichte 6 (1905), S. 193 – 240.

3 Jindřich Heller: Karel Jindřich Seibt. Náš první učitel pedagogiky a jeho filosofie výchovy [Karl Heinrich Seibt. Unser erste Lehrer der Pädagogik und dessen Erziehungsphilosophie]. In: Pedagogické rozhledy 38/1 – 6 (1928), S. 1 – 7, 57 – 61, 126 – 131, 182 – 188, 248 – 254, 306 – 310. Zu Heller vgl. Ladislav Kratochvíl: Jindřich Heller. In: Otakar Chlup, Josef Kubálek, Jan Uher (Hg.): Pedagogická encyklopedie [Pädagogische Enzyklopädie]. Bd. 1. Praha 1938, S. 461 f.

der deutschsprachigen Fachliteratur Bezug genommen wurde,[4] fand Seibt Aufnahme in Wolfgang Brezinkas zusammenfassende Darstellung *Pädagogik in Österreich.*[5] Der Inhalt von Seibts Vorlesung wurde in dieser Darstellung allerdings außer Acht gelassen, vermutlich weil der Verfasser nicht Tschechisch lesen und deswegen Hellers Aufsatz nicht erschließen konnte. Aus diesem Grunde beschränkte sich Brezinka in seiner Interpretation lediglich auf Seibts gedruckte Antrittsrede und kam zu dem Schluss, dass er eigentlich nur moralisierende Erbauungslehre, aber keine pädagogische Methodenlehre unterrichtet habe. Andererseits erschloss Brezinka weitere Quellen aus Wiener Archiven, welche den tschechischen Historikern bis dahin nicht bekannt waren. Auf jeden Fall waren die weiteren Mitschriften aus Seibts Vorlesungen nicht einmal Jindřich Heller bekannt, und daher dürfen wir Seibts Pädagogik nach wie vor für einen wenig erforschten Gegenstand halten.

Zum Kontext

Die Idee, ein staatlich gelenktes öffentliches Schulsystem einzurichten, war bereits im Rahmen der Diskussionen über die böhmische Hungersnot der 1770er Jahre aufgekommen. In der Rechtstheorie wurde schon während der Frühen Neuzeit und später im Einklang mit dem Übergang vom Naturrecht zur Polizei-Wissenschaft den Mitteln zur aktiven Beeinflussung der bürgerlichen Sitten, welche die Befolgung der Gesetze gewährleisten sollten, eine erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt. Aber auch die deutschen Naturrechtler hatten bereits konstatiert, dass die öffentliche Bildung zu den Hauptaufgaben des Staats gehöre.[6] Bereits der von Franz Anton Blanc vorgelegte *Entwurf zur Emporbringung der österreichischen Staaten* von 1772 setzte diese Mittel an die erste Stelle.[7] Um seine Ziele zu erreichen, bediene sich der Staat einer aufklärenden, einer gesetzgebenden und einer vollstreckenden Macht. Das Funktionieren eines Staats beginne also mit der Wirkung der aufklärenden Macht, welche ein öffentliches Bildungssystem und ein Seelsorgesystem brauche. Im Rahmen der Bekämpfung der Hungersnot sollten die Schulen „auf das eheste eingeführt“ werden,

4 Vgl. Brigitte von Lingelsheim-Seibicke: Die Geschichte der Pädagogischen Lehrkanzel und des Pädagogischen Seminars der Deutschen Karls-Universität Prag von den Anfängen bis zur Gegenwart. Phil. Diss. Univ. Prag 1945, S. 50 – 59.

5 Wolfgang Brezinka: Pädagogik in Österreich. Die Geschichte des Faches an den Universitäten vom 18. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts. Bd. 2: Pädagogik an den Universitäten Prag, Graz und Innsbruck. Wien 2003, S. 5 f.; vgl. zudem Gerald Grimm: Von der (Bildungs-)Philosophie zur „Erziehungskunst“. Karl Heinrich Seibt und die Anfänge der Pädagogik als akademischer Disziplin in Österreich im Zeitalter der Aufklärung. Klagenfurt 1998.

6 Vgl. Ivo Cerman: Die Rolle der Akademie im naturrechtlichen Staatsrecht Christian Wolffs. In: Dieter Breuer, Gábor Tüskés (Hg.): Aufgeklärte Sozietäten, Literatur und Wissenschaft in Mitteleuropa. Berlin-Boston 2019 (Frühe Neuzeit 229), S. 17 – 30.

7 Vgl. Ivo Cerman, Michal Morawetz (Hg.): Der Entwurf zur Emporbringung der österreichischen Staaten (1772). In: Opera historica 16 (2015), S. 269 – 301.

und zwar für das „Land-Volck“ und für die Bürger zugleich.[8] Dieses öffentliche Erziehungssystem, welches auch Real-Schulen in den Hauptstädten umfassen sollte, hatte nicht zuletzt zum Zweck, einer künftigen Hungersnot vorzubeugen, indem es eine bessere Grundlage für den Lebensunterhalt der Untertanen sicherstellte. Zu dieser Zeit gab es bereits die erste Normalschule in Wien zu St. Stephan,[9] welche als Norm für die anderen dienen sollte, und Trivialschulen auf einigen privaten Domänen, welche von den Adligen gegründet worden waren.[10]

Dieser Kontext mag erklären, warum es zu dieser Zeit, noch vor der Aufhebung des Jesuitenordens 1773, auch an Universitäten die ersten Vorlesungen über Pädagogik gab. In Wien hielt angeblich Joseph von Sonnenfels die ersten Vorlesungen über „Erzieh- und Unterweisungskunst“ bereits im Jahre 1772.[11] Auch in seiner Auffassung der Polizei- und Kameralwissenschaft spielte die öffentliche Erziehung eine Rolle. Diese Wissenschaft befasste sich nämlich nicht nur mit den „abhaltenden“, sondern auch mit „einladenden Beweggründen“. Zu diesen einladenden oder aufklärenden Mitteln[12] gehörten Religionspolizei und „allgemein-öffentliche Erziehung“.[13] Sein Vorbild war die nach der ersten Teilung Polens entstandene öffentliche Bildungskommission in Polen und ihre Reformtätigkeit.[14]

In diesen Kontext gehört auch die berühmte Rede *Von dem Einflusse der Erziehung auf die Glückseligkeit des Staates*, die Seibt im Jahre 1771 in Prag hielt.[15] In seiner eigenen Auffassung der Wissenschaften betrachtete Seibt die schönen Wissenschaften auch als ein Mittel zur aktiven Lenkung der bürgerlichen Sitten.[16] Daher mag es nicht überraschen, dass er auch die öffentliche Erziehung als eine Verlängerung der Gesetze ver-

---

8 Ebd., S. 278 f.

9 Vgl. Johannes Pezzl: Beschreibung von Wien. Wien 1841, S. 234.

10 Vgl. Ivo Cerman: Adelige Landschulen für arme Kinder in Böhmen. In: Joachim Bahlcke, Thomas Winkelbauer (Hg.): Schulstiftungen und Studienfinanzierung. Bildungsmäzenatentum in den böhmischen, österreichischen und ungarischen Ländern. 1500 – 1800. Wien 2011, S. 371 – 383.

11 Vgl. Helmut Engelbrecht: Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Bd. 3: Von der Aufklärung bis zum Vormärz. Wien 1984, S. 152. Wolfgang Brezinka hat jedoch diese Angabe in Zweifel gezogen, weil Sonnenfels’ Vorlesung in keinem überlieferten Vorlesungsverzeichnis erwähnt wird. Vgl. Wolfgang Brezinka: Pädagogik in Österreich. Die Geschichte des Faches an den Universitäten vom 18. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts. Bd. 1: Einleitung: Schulwesen, Universitäten und Pädagogik im Habsburger-Reich und in der Republik. Pädagogik an der Universität Wien. Wien 2000, S. 17.

12 [Joseph von] Sonnenfels: Grundsätze der Polizey, Handlung, und Finanz. Bd. 1. 8. Aufl. Wien 1819, S. 53 – 55, 69.

13 Ebd., S. 80 f.

14 Vgl. ebd., S. 81.

15 Vgl. Karl Heinrich Seibt: Von dem Einflusse der Erziehung auf die Glückseligkeit des Staats. Eine Rede zum Eingange seiner Vorlesungen über die Erziehungskunst gehalten. Prag 1771.

16 Vgl. Státní oblastní archiv (SOA) v Třeboni [Staatliches Gebietsarchiv in Třeboň]. Familienarchiv Buquoy. Karton 128. Collegia litteraria (1764). Vgl. Ivo Cerman: Secular Moral Philosophy in Prague: Karl Heinrich Seibt. In: Ders., Rita Krueger, Susan Reynolds (Hg): The Enlightenment in Bohemia. Religion, Morality and Multiculturalism. Oxford 2011 (Studies on Voltaire and the Eighteenth Century 2011/7), S. 147 – 168, hier S. 150 f.

stand. Die Aufgabe der öffentlichen Erziehung sei es, die Bürger über ihre Pflichten zu unterrichten, zu Tugenden anzuleiten und somit bürgerliche Eintracht zu gewährleisten. Insgesamt hatte diese Rede jedoch noch wenig mit Pädagogik zu tun. Es ging eher um Aufklärung der Erwachsenen durch Kunst, nicht um Erziehung der Kinder in öffentlichen Schulen. Die Methoden der Reformpädagogik wurden hier auch kaum angesprochen.

Es scheint, dass die eigentlichen Vorlesungen über Pädagogik erst im Jahre 1775 begannen, als die Schulreformen bereits in vollem Gang waren. Aus diesem Jahr stammen nämlich die ältesten überlieferten Nachschriften. Seibt behauptete allerdings später in dem Verhörprotokoll zu seinem Prozess, dass er die Unterlagen zu seinen Vorlesungen bereits 1771 geschrieben habe.[17] Auf jeden Fall beteiligte sich Seibt persönlich an der Umsetzung der Schulreform. Zur praktischen Durchführung der Reform wurde 1775 eine Kommission für Normalschulen in Prag eingesetzt, deren Vorsitz Graf Karl Clary-Aldringen hatte. Mitglieder waren Matthias Josef Smittmer, Bischof Johann Kaiser und als Referenten wirkten Ferdinand Kindermann für Grundschulen und Seibt für Gymnasien.[18] Seibts Kompetenzbereich war jedoch ziemlich begrenzt, weil die piaristischen Gymnasien ausgenommen blieben. Trotzdem bemühte er sich, die restlichen Gymnasien zu modernisieren und den Schülern die Bildungsinhalte der deutschen Aufklärung näher zu bringen. Davon zeugen seine Berichte, in denen er den traurigen Zustand dieser Lehranstalten kommentierte.[19] Seine Absicht, die „sinnlichen Strafen“ im Unterricht an Gymnasien gänzlich abzuschaffen, bildet eine weitere Parallele zu Sonnenfels’ Bemühungen um die Milderung der körperlichen Strafen in der Rechtspflege. Seinem eigenen Bericht zufolge hatte Seibt die „sinnlichen Strafen“ in der sittlichen Erziehung durch Belohnungen in einem „Buch der Ehre“ und „Prämien-Austeilung“ ersetzt.[20] Im Einklang mit seiner eigenen Erziehungskunst habe er auch einmal pro Woche eine Stunde der sittlichen Erziehung eingeführt.

Im Rahmen der Schulreform wurde bereits im Jahre 1774 in der Studienhofkommission in Wien entschieden, dass Seibt „wechselweise ein Jahr die natürliche Moral, ein Jahr die schönen Wissenschaften und ein Jahr über die Erziehung“ vortragen sollte.[21] Bedauerlicherweise sind die Vorlesungsverzeichnisse der Prager Universität erst ab 1785 lückenlos überliefert, daher sind wir über den Unterricht der Erziehungskunst davor nur lückenhaft informiert. Es sind allerdings Mit- und Nachschriften von Studenten überliefert, die belegen, dass die Vorlesungen auch schon vor 1785 gehalten wurden.

17 Vgl. Národní archiv (NA) Praha [Nationalarchiv Prag]. Sbírka rukopisů Břevnovského kláštera [Handschriftensammlung des Breunauer Klosters]. Inv. Nr. 85. Causa Seibtiana, sine folio.

18 Vgl. Marie Pavlíková: Josefínská Praha [Das Josefinische Prag]. In: Pražský sborník historický 1 (1967–1968), S. 85–112, hier S. 93.

19 Veröffentlicht von Karl Wotke, Seibt (wie Anm. 2), S. 198–240.

20 Ebd., S. 199, 206.

21 Allgemeines Verwaltungsarchiv Wien. Studienhofkommission. 5 Prag Theol. Studien in genere 1752–1791. Nr. 184 ex 1774.

Zur Überlieferung und Periodisierung

Die angehängte Tabelle bietet einen Überblick über alle bekannten Handschriften und ihre gegenwärtigen Bestandsangaben. Dabei muss zwischen echten Mitschriften und Abschriften unterschieden werden, je nachdem wie sie entstanden sind. Diese Terminologie ist in der Forschung zu Kants Nachschriften geprägt worden, die belegt hat, dass Studenten im 18. Jahrhundert auch Abschriften von Notizen verwendet haben.[22] Nicht alles, was als Handschrift überliefert ist, kann man als wirkliche Vorlesungsnotizen betrachten.

Die meisten überlieferten Handschriften sind sehr ordentlich strukturiert, in Kapitel und Absätze gegliedert sowie sorgfältig geschrieben, was darauf hindeutet, dass sie nicht unmittelbar als Mitschriften entstanden sind. Nur zwei der fünf Handschriften sind nach einzelnen Vorlesungen gegliedert. Ihre Schreibart zeugt davon, dass es sich um echte Mitschriften handelt. Dagegen gibt es keine überlieferte Handschrift der Vorlesungen aus der Hand von Seibt selbst.

Wenn wir die Vorlesungsverzeichnisse, die überlieferten Handschriften und andere Quellen zusammenstellen, ergibt sich, dass Seibt seine Vorlesung über „Die Erziehungskunst" im Jahre 1775/76 hielt. Es existieren allerdings zwei unterschiedliche Handschriften aus diesem Jahr. Die abgeschriebene Nachschrift „Die theoretische Erziehungskunst" ist in Kapiteln strukturiert,[23] während „Die Erziehungskunst de anno 1775" in demselben Heft in Vorlesungen gegliedert ist und auch der Inhalt sich unterscheidet.[24] Entweder handelt es sich um zwei unterschiedliche Vorlesungen aus dem Winter- und Sommersemester oder die erste Nachschrift ist von einem handschriftlichen Lehrbuch abgeschrieben worden, welches nicht im Druck erschienen ist. Daneben existiert noch die undatierte Mitschrift „Vorlesungen über die Erziehung", deren Inhalt den Vorlesungen des Jahrs 1775 entspricht.[25]

Zur Ergänzung gibt es aus dem Jahr des Seibtprozesses 1779 noch das „Verzeichnis aller Schriften, die Hr. Professor Seibt an Grafen Wieschnik ausgeliefert hat".[26] Hier sind unter den Nummern 15 und 16 die Handschriften „Erziehungskunst, 16 Hefte" und „Zusätze zur Erziehungskunst. L. A, 1 Heft" verzeichnet. Beide Titel sind ohne Datierung eingetragen worden, so dass sich nicht feststellen lässt, ob Seibt die Vor-

---

22 Vgl. Clemens Schwaiger: Kategorische und andere Imperative. Zur Entwicklung von Kants praktischer Philosophie bis 1785. Stuttgart-Bad Canstatt 1999, S. 96 f.

23 Vgl. Národní knihovny České republiky (NK ČR) [Nationalbibliothek der Tschechischen Republik]. Oddělení rukopisů a starých tisků (ORST) [Abteilung für Handschriften und alte Drucke]. Handschrift Sign. XVI.E.100: Karl Heinrich Seibt: Die theoretische Erziehungskunst, paginae 1–140.

24 NK ČR. ORST. Handschrift Sign. XVI.E.100. Karl Heinrich Seibt: Vorlesung der Erziehungs Kunst de Anno 1775, paginae 175–507.

25 NK ČR. ORST. Handschrift Sign. XIX.C.1. Karl Heinrich Seibt: Professor von Seibts Vorlesungen über die Erziehung, fol. 1–38.

26 NA Praha. Sbírka rukopisů Břevnovského kláštera [Handschriftensammlung des Breunauer Klosters]. Inv. Nr. 85. Causa Seibtiana, sine folio.

lesung nur im Jahr 1775/76 hielt, oder ob er sie in dem Zeitraum von 1776 bis 1778 wiederholte. Im Verhörprotokoll behauptete Seibt, er habe die Handschriften über Erziehungskunst bereits 1771 abgefasst.[27]

Der Prozess gegen Seibt im Jahre 1779 unterbrach seine Lehrtätigkeit und erst im akademischen Jahr 1783/84, nach Verabschiedung einer neuen Studienordnung, veranstaltete Seibt wieder eine Vorlesungsreihe über „Erziehungs-Philosophie“. Diese ist auch durch die ‚buchartige‘ Nachschrift belegt, die Heller untersucht hat.[28] Diese Lehrtätigkeit setzte Seibt jedoch im akademischen Jahr 1785/86 nicht fort und erst im akademischen Jahr 1795/96 hielt er dienstags und donnerstags wieder unentgeltliche öffentliche Vorlesungen über „Erziehungskunst für gesittere Stände“.[29] Erst diese sind in Vorlesungsverzeichnissen nachgewiesen. Jede Vorlesung dauerte nur eine Stunde. Diese Vorlesungsreihe wurde bis zum Schuljahr 1798/99 fortgesetzt.[30] Sie ist durch eine Mitschrift des Studenten Josef Jungmann belegt, welche in Jungmanns Nachlass im Literarischen Archiv in Prag überliefert ist.[31]

Die Entwicklung von Seibts Erziehungskunst lässt sich also in zwei Zeitabschnitte gliedern. Zunächst gab es die Periode vor dem Prozess (1771/1775 – 1778), dann erfolgten im Jahre 1779 der Prozess und die Verhöre und danach folgte die Periode von 1784 bis 1799, in der Seibt seine Ansichten schon einigermaßen verändert hatte. Diese zwei Phasen gliedern auch die folgende Darstellung.

Die frühen Vorlesungen (1771/1775 – 1778)

Seibts pädagogische Philosophie ging immer von der Grundannahme aus, dass es möglich sei, den sittlichen Charakter des Menschen durch Erziehung aktiv zu gestalten und dadurch den Gesetzen und der öffentlichen Ordnung zu ihrer Durchsetzung zu verhelfen.

In den Vorlesungen kam diese Grundüberzeugung stets durch seine Auseinandersetzung mit Montesquieus ‚Klimaansatz‘ zum Ausdruck. Im Einklang mit seinem Relativismus hatte Montesquieu in seinem Hauptwerk *De l’esprit des lois* behauptet,

---

27 Siehe unten.

28 Vgl. NK ČR. ORST. Handschrift Sign. XVI.F.107. Karl Heinrichs Seibts Erziehungs-Philosophie. Erster Theil. Im Jahre 1784. Von dem F.F.P., S. 1 – 199.

29 Vgl. Archiv univerzity Karlovy [Archiv der Karlsuniversität]. Akademický senát. Seznamy přednášek 1785 – 1825 [Akademischer Senat. Vorlesungsverzeichnisse 1785 – 1825]. Verzeichnis der ordentlichen und außerordentlichen Vorlesungen an der Universität Prag 1784/85 und 1796/97.

30 Vgl. ebd. Verzeichnis der ordentlichen und außerordentlichen Vorlesungen an der Universität Prag 1798/99.

31 Literární archiv Památníku národního písemnictví (LA PNP) [Literarisches Archiv zum Gedächtnis des nationalen Schrifttums]. Nachlass Josef Jungmann. Sign. 14/F/3. Erziehungskunst für gesittere Stände vorgetragen Hr. Pr. Karl Heinrich Seibt Ritt von Schulenberg im Jahre 1795/6 Jungmann Joseph, Hörer der Rechte ins 1 Jahre, 328 fol.; fol. 1 – 399 (durch Irrtum des Schreibers, der S. 227 irrtümlich als 337 und die folgenden Seiten entsprechend paginierte; der Anfang und das Ende sind nicht paginiert).

dass die Erziehung stets dem Grundansatz des jeweiligen Regierungstyps angepasst werden müsse – sie müsse zur *honneur* in einer Monarchie, zur *crainte* in einer Despotie und zur *vertu* in einer Republik führen.[32] Für Seibt bedeutete dieser Ansatz, dass es demnach nicht möglich wäre, allgemeine Prinzipien für die Erziehung aufzustellen – eine wissenschaftliche Behandlung der Pädagogik wäre damit unmöglich. Bezüglich der Frage, ob sich die Sitten eines Volkes verändern lassen, stellte Montesquieu die These auf, dass dies nicht durch Gesetze angeordnet werden könne, weil Sitten durch Gewohnheiten (*usages*) geprägt seien.[33] Nicht einmal eine bewusste Erziehungspolitik könne diese Gewohnheiten ändern, denn sie seien durch das Klima bestimmt, das die stärkste Kraft sei, die den Charakter eines Volkes präge. Für Seibt repräsentierte Montesquieu alle Ansätze, die den Charakter für etwas Naturgegebenes hielten und jede Möglichkeit einer aktiven Gestaltung der Sitten ausschlossen. Aus diesem Grunde musste er den Klimaansatz bekämpfen:

„Montesquieu ein Franzose giebt dem Clima schöpferische Kraft und sagt dass der sittliche Charakter und die Vollkommenheit von der moralischen Natur von dem Clima abhänge", monierte Seibt in seinen Vorlesungen.[34] Seibt vertrat dagegen die Meinung, dass die Richtung der Erziehung von unserer Willkür abhänge und die Möglichkeit, sich selbst und andere Menschen zu bilden, sogar eine Art Kompensation für die mangelnden Schutzorgane des Menschen als ‚Mängelwesen' darstelle.[35] Im Gegensatz zu Tieren seien die Menschen schwach und schutzlos erschaffen. Die schöpferische Kraft des Klimas sei zwar bei den Pflanzen zu sehen, so Seibt, aber nicht bei Völkern. Während eine Pflanze sich verändere, wenn sie von einem Klima in ein anderes übertragen werde, bleibe ein Franzose immer französisch, selbst wenn er nach Lappland umziehe.

Die Geschichte belege, meinte Seibt, dass der Charakter der Völker durch ihre Regierungsform bestimmt werde. Beispiele von großen Reichen wie das Römische Reich und China zeigten, dass die ursprüngliche Regierungsform prägend sei und den Charakter der Völker auch nach dem Zerfall solcher riesigen Reiche weiter bestimme, wenn sie nicht durch „Revoluzionen" in ihren Nachfolgestaaten verändert werde. Diese ursprüngliche Regierungsform müsse jedoch nicht die Form formaler Gesetze haben, es könne sich auch um wechselseitige Anpassungen der Menschen aneinander handeln, die sich miteinander verbinden, um zusammen zu leben. Solche Menschen hätten dann durch „Geselligkeit" auf ihre „natürliche Freyheit" verzichtet.[36] Die freiwillige Geselligkeit spielt bei Seibt die Rolle eines Gesellschaftsvertrags. Während

32 Vgl. Charles-Louis de Secondat, baron de Brède et de Montesquieu: De l'esprit des lois (1748). Paris 1979, livre IV, chapitres 1–5.
33 Vgl. ebd., livre XIX, chapitre 14.
34 Seibt, Die theoretische Erziehungskunst (1775) (wie Anm. 23), S. 4.
35 Vgl. ebd., S. 1.
36 Ebd., S. 10 f.

die Geschichte diese Wahrheiten überall bestätige, so Seibt, werde der prägende Einfluss von Luft, Hitze und Kälte auf die Moralität der Völker nirgendwo belegt.[37]

Als ein weiteres Hindernis für die Aufstellung von allgemeinen Regeln galt die Ungleichheit der menschlichen Fähigkeiten. Seibt versuchte zu beweisen, dass es sich nur um Ungleichheit in unseren körperlichen Fähigkeiten handele, aber jeder Geist die gleiche Fähigkeit besitze, gebildet zu werden. Den Ausgangspunkt zu diesem Schluss formulierte er jedoch in der metaphysischen Frage, ob Gott alle Menschen mit den gleichen Fähigkeiten erschaffen habe. Damit näherte er sich der gefährlichen Frage der Theodizee an, was er noch mit einem Kommentar zu den Eigenschaften Gottes zuspitzte: „Er hat allen Seelen die gleichen Fähigkeiten geben können, aber nicht gekönnt? Das erstere streittet wider die Macht Gottes, das letztere gibt Gott Eigensinn zu."[38] Seibts Antwort war, dass die Schöpfung individueller Menschen nicht ein reines Werk Gottes sei, weil

> „Gott nicht der unmittelbare Schöpfer der Körper ist, sondern nur der mittelbare, weil Er selbe durch die Natur hervorbringt; daher giebt auch die Natur etwas von dem ihrigen bey der Hervorbringung diser Körper zu; die Constitution der Körper hängt von den natürlichen Umstanden ab, zB von den Saamen der Vater udg."[39]

Die Natur als der „Mittler der Schöpfung" steht bei ihm stellvertretend für partikuläre Umstände, welche die Entwicklung konkreter Menschen beeinflussen, sei es im Sinne von äußeren sozialen Bedingungen oder im Sinne vererbter Begabungen, die Seibt durch die väterlichen Samen illustriert.

Die äußeren Umstände, welche die gemeinsame Erziehung und Sozialisierung beeinflussen, bezeichnet Seibt mit dem Sammelbegriff „Zufälle". Diese betrachtet er als Störfaktoren, welche den Ablauf der intendierten Erziehung in eine unerwünschte Richtung lenken können. Sogar Kinder, die von demselben Hofmeister zusammen erzogen würden, könnten unterschiedliche Manieren bei den Domestiken wahrnehmen, welche andere Kinder derselben Gruppe nicht sähen. Am Ende könnten sie sich Gewohnheiten aneignen, welche ihre Mitschüler nicht ausbildeten.[40] Solche Zufälle, und nicht Gott, seien dafür mitverantwortlich, dass die Ergebnisse der Erziehung unterschiedlich ausfielen. Die Bedeutung der Zufälle belegt Seibt durch historische Beispiele aus dem Leben von Galileo, Newton oder Malebranche, die beweisen sollen, dass Zufälle auch eine positive Wirkung haben können.

Seibt stimmt jedoch mit der Ansicht „moderner Phylosophen" überein, dass die Natur als Mittler auch die Möglichkeiten der Selbstbildung und Erziehung der Menschen begrenze, weil wir alle Begriffe durch die Sinne erlangen. Eine alternative Ansicht habe Platon vertreten, der geglaubt habe, dass die Seelen der Menschen alle

---

37 Vgl. ebd., S. 13.
38 Ebd., S. 29.
39 Ebd.
40 Vgl. ebd., S. 32.

Begriffe vom Schöpfer „in sich“ hätten, diese aber beim Eintritt in den menschlichen Körper betäubt würden. Im Prozess der Erziehung erinnere sich die Seele an diese angeborenen Begriffe.[41] Dieser Lehre, die Descartes übernommen habe, stimmte Seibt nicht zu. Er scheint aber diese Frage erörtert zu haben, um die Bedeutung der körperlichen Übungen zu verteidigen. Der Körper sollte nach Seibt nämlich nicht unterschätzt werden, weil er das einzige Instrument der Seele sei. Seibt verglich die Seele mit einem Musiker, der ein schlechtes Instrument spielen müsse und daher nicht alle seine Fähigkeiten ausspielen könne.[42] Der Körper sei das Werkzeug der Seele, und selbst, wenn wir nur die Seele entfalten wollten, müssten wir den Körper erziehen.

Da Seibt versuchte, seinen Ansatz von der Allmächtigkeit zielgerichteter Erziehung zu verteidigen, musste er auch die Vermutung widerlegen, dass größeres Einbildungsvermögen oder besseres Gedächtnis einen Menschen auch sittlich besser machen würden. Denn dies würde bedeuten, dass die Ergebnisse der Erziehung durch natürliche Faktoren vorgegeben seien. Er stellte also fest, dass weder Einbildungskraft noch Gedächtnis noch die Intensität der Aufmerksamkeit mit der „Vervollkommnung des Geistes“ oder dem „sittlichen Charakter“ etwas zu tun hätten.[43] Von Bedeutung seien dagegen die „Beweggründe“, also die Motivation. Es müsse sich um „edle“, d. h. sittlich gute Beweggründe handeln. Als „unedle und lasterhafte Beweggründe“ betrachtete er dagegen: „1. gelehrte Wollust, 2. Ehrgeiz, 3. wenn man studiert, um bey anderen Neid und Verwunderung zu erwecken.“[44] In diesem Zusammenhang kommentierte er auch einen verbotenen Autor, nämlich Claude Adrien Helvétius, welcher behauptet hatte, dass der Mensch so faul sei, dass er zur Aktivität durch Leidenschaften und „unedle Zwecke“ bewogen werden müsse. Diese Meinung sei falsch, so Seibt, weil die Aktivität natürlich für den Menschen sei. Die Ursachen der Faulheit lägen im Zufälligen, nicht im Natürlichen.[45]

Der andere Grund für Seibts Beschäftigung mit dem Zufälligen war seine Überzeugung, dass die Erziehung so früh wie möglich beginnen müsse. Die frühe Erziehung sollte den Schäden, welche die Zufälle anrichten würden, vorbeugen. Diese Überzeugung stellte den zweiten Grundsatz seiner Erziehungsphilosophie dar, dem er sein ganzes Leben lang treu blieb. Der Mensch ist seiner Meinung nach wie ein Baum, der sich vom Gärtner gestalten lässt, solange er noch ein kleines Bäumchen ist, aber nicht mehr, wenn er bereits in einen starken Baum aufkeimt.[46] Seibt glaubte zwar, dass die Erziehungskunst ein lebenslanges Geschäft sei, aber die entscheidende Periode sei die Kindheit. Er unterteilte das menschliche Leben in die „Periode der Entwicklung“, in der das Kind und der Jüngling ihre Kräfte aufkeimen ließen, in die „Periode der Anwendung dieser Kräfte auf das Leben“ und schließlich in die „Periode des Alters“,

41 Ebd., S. 36 f.
42 Vgl. ebd., S. 38.
43 Ebd., S. 42–56.
44 Ebd., S. 59.
45 Ebd., S. 60 f.
46 Vgl. Seibt, Vorlesung (1775) (wie Anm. 24), S. 198.

in der die Sinne beschwichtigt würden und der Mensch Weisheit erlange, weil ihn der Körper nicht mehr störe. Nur in der ersten Periode sei der Mensch weich wie Wachs, der sich gestalten lasse.

Diese Erziehung müsse jedoch mit der Erziehung des Körpers anfangen, wie es auch Jean Jacques Rousseau empfohlen hatte.[47] In der ‚buchartigen' Abschrift über die theoretische Erziehungskunst aus dem Jahr 1775 gibt Seibt jedoch keinen direkten Hinweis darauf, dass der verbotene Autor die Quelle seiner Inspiration gewesen wäre, und er versteht die Erziehung des Körpers auch in einem anderen Sinne als Rousseau. Seibt behandelt in diesem Zusammenhang zuerst die Sorge um das Denkvermögen. Er spricht von der Übung des erhaltenden und reflektierenden Gedächtnisses, von der Stärkung der Einbildungskraft, des praktischen Verstandes und der Vernunft.[48] Auf die wirkliche Erziehung des tierischen Körpers geht er in den Vorlesungen des Jahres 1775 erst ein, nachdem er die Fehler der historischen Völker im Altertum behandelt hat. In diesem Zusammenhang spricht er tatsächlich von der Abhärtung des Körpers und von Leibesübungen.[49] Seibt war sich sicher, dass Jungtiere weniger häufig stürben als menschliche Kinder, und unter diesen wiederum am häufigsten die Kinder der vornehmen Stände. Die Ursache dafür sah er in der Verwöhnung der Menschen, die sich nicht mehr so abhärteten wie die Tiere. Die Sterberate der Kinder aus vornehmen Familien sei so hoch, weil die Kinder zu viel gepflegt würden.[50]

Trotzdem folgte Seibt nicht Rousseaus Pädagogik, weil er die Grundannahme der naturgemäßen Erziehung ablehnte. Sie war mit seiner Auffassung der aktiven sittlichen Erziehung nicht zu vereinbaren. Über Rousseau sagte er: „Oh, schreit ein menschenffreundlicher und miltzsichtiger Ruseau, last sie [d. h. die Natur] gehen, plagt sie nicht mit der Erziehung."[51] Seibt glaubte dagegen, dass die freie Natur eine falsche Führerin wäre. Sie lege nur das Material vor, das dann durch den Erzieher und die Zufälle gestaltet werde: „Die Natur sorgt nur für den Stoff, die Sorge um den Stoff überlässt sie ihrer Schwester, der Kunst der Erziehung und dem Zufalle."[52] Er war davon überzeugt, dass die ursprüngliche Natur des Menschen nicht so rein und gut sei, wie Rousseau dies annahm:

47 Vgl. Jean Jacques Rousseau, citoyen de Genève, à Christoph de Beaumont, archevèque de Paris. In: Jean-Jacques Rousseau: Oeuvres complètes. Bd. 4: Émile. Éducation, morale, botanique. Paris 1969, S. 927–1009. Zu Rousseaus sittlicher Erziehung vgl. Martin Rang: Rousseaus Lehre vom Menschen. Göttingen 1959; Ivo Cerman: Habsburgischer Adel und Aufklärung. Bildungsverhalten des Wiener Hofadels im 18. Jahrhundert. Stuttgart 2010, S. 50–64.
48 Vgl. Seibt, Die theoretische Erziehungskunst (1775) (wie Anm. 23), S. 73–102.
49 Vgl. Seibt, Vorlesung (1775) (wie Anm. 24), S. 199–206.
50 Vgl. ebd., S. 204–206.
51 Ebd., S. 182.
52 Ebd., S. 181.

> Kinder haben Neigung zum Bösen, dann die Religion und die Vernunft sagen uns, dass sich ein Verderbnis in die menschliche Natur eingeschlichen hat, und desentwegen soll man sie nicht zu sich selbst überlassen, man soll diese Neigung auszurotten suchen; man soll böse Neigungen durch moralische Mittel zu verbessern suchen.[53]

Diese Ausrottung der bösen Neigungen sollte die Aufgabe der sittlichen Erziehung sein, die deswegen so früh wie möglich anfangen müsse. Der Erzieher sollte den Zögling zu guten Handlungen „durch Anlegung guter Neigungen und durch Ausrottung der bösen“ führen.[54] In der zarten Kindheit seien die guten und bösen Neigungen im Gleichgewicht und daher stimmte Seibt mit Rousseau darin überein, dass die neugeborenen Kinder weder gut noch böse seien. Sie hätten Anlagen, welche sich in jedwede Richtung entwickeln ließen.

Im Unterschied zu Rousseau glaubte er, dass die Spaltung zwischen der Erziehung des Menschen und der des Bürgers nicht durch naturgemäße Erziehung, sondern durch christlichen Glauben überwunden werden könne. Dies versuchte er in der Vorlesung des Jahres 1775 durch einen historischen Überblick über die Erziehung bei den Persern, bei den Spartanern, bei den Athenern und bei den Römern zu belegen. Obwohl er bei den Athenern und bei den Römern etwas Gutes in ihrer philosophischen Erziehung sah, glaubte er, dass alle falsch darin gelegen hätten, dass sie nur Bürger, aber keine Menschen erzogen hätten. Die Erziehung durch Eltern sei bei den alten Völkern vernachlässigt worden und die republikanische Verfassung habe bei den Athenern dazu geführt, dass jeder Bürger sich selbst überschätzt habe. Die hochentwickelte Kultur habe die Athener und Römer verwöhnt und ihre Sitten verdorben, die abgehärteten Spartaner dagegen leiteten ihre Kinder zu Lastern und das sei auch ein schlechter Weg zur Aneignung von Tugenden gewesen. Die wichtigste Lehre der Geschichte sei, dass die Alten sich alle geirrt hätten, weil sie das christliche Gebot der Liebe zum Nächsten und den richtigen Gott noch nicht gekannt hätten. Das einzige, was wir von ihnen übernehmen dürften, sei „die Cultur des Geschmacks in der Jugend von Atheniensern und Römern, von beiden die Übung des Leibes […] und freyzeitige Beibringung der Landes Gesetze“.[55]

Anders als die Alten, die nach Seibts Meinung nur den Bürger, aber nicht den Menschen erzogen hätten, mahne die christliche Religion dazu, die beiden Ziele miteinander zu verbinden. Als Christen wüssten wir, dass wir nicht nur den Verstand, sondern auch das Herz pflegen müssten. Seibt zog daraus die Schlussfolgerung:

53 Ebd.
54 Ebd.
55 Ebd., S. 196.

> Viele schränken die Erziehung nur auf die Übung des Körpers und des Verstandes ein, und sehen auf den Willen, oder die Moralität, auf den Inbegriff der Begierden, auf das Herz nicht. [...] Denn ein guter Menschen Körper, und Verstand, wenn er einen schlechten moralischen Charakter niemet, ist ein gekünstelter Bösewicht, ein sehr gefahrlicher Mensch.[56]

Mit dieser Einstellung brauchte Seibt keine naturgemäße Erziehung, es genügte, wenn sie sich an der christlichen Religion orientierte.

Der Seibtprozess (1779)

Im Jahr 1779 kam es zu dem großen Prozess, in dem Karl Heinrich Seibt angeklagt wurde, unsittliche Ansichten unter den Jugendlichen in Prag zu verbreiten. Er musste die Handschriften seiner Vorlesungen dem Präsidenten des Appellationsgerichts Franz Xaver Graf Wieschnik zur Prüfung vorlegen. Zugleich wurden die Nachschriften seiner Studenten untersucht. Der wichtigste Grund für die Anklage war zwar seine Diskussion über die Existenz Gottes, welche er in seine Vorlesungen über die Moralphilosophie eingegliedert hatte,[57] aber auch seine Vorlesungen über die Erziehungskunst wurden untersucht. Dem Verhörprotokoll ist zu entnehmen, dass die Grundlage für den Verdacht die Kolleghefte eines Studenten namens Elßner bildeten, die mit der Handschrift XVI.E.100 in der Nationalbibliothek in Prag identisch sein könnten.[58]

Das Verhörprotokoll trägt den Titel *Puncta, über welche Herr Professor Seibt sich zu erklären hat*. Es informiert uns darüber, welche Themen als schädlich angesehen wurden und was Seibt auf die Fragen antwortete.[59] Unter den 91 Fragen, die das Dokument enthält, wird die Erziehungskunst in den Fragen 72 bis 91 diskutiert. Die Antworten enthüllen auch etwas über den Sinn und Inhalt der Vorlesungen der 1770er Jahre. Seibt erklärt etwa überraschend, dass „meine Erziehungskunst nicht die öffentliche, sondern die Privat- oder häusliche Erziehung zum Gegenstand habe."[60] Der Text seiner Vorlesungen lässt eigentlich beide Auslegungen zu, aber ihr Sinn dürfte doch gewesen sein, Lehrer für öffentliche Schulen vorzubereiten. Seibt behauptet jedoch auch, dass, „als ich meine Schriften im Jahr 1771 verfasste, noch keine Normalschule errichtet war."[61] Damit bestätigt er eine sehr frühe Datierung seiner Vorträge, mit denen er demnach bereits 1771 begonnen haben soll.

---

56 Ebd., S. 200.

57 Vgl. Jaroslav Prokeš: Aféra Seibtova roku 1779 [Die Seibtaffäre im Jahr 1779]. In: Otakar Odložilík, Jaroslav Prokeš, Rudolf Urbánek (Hg.): Českou minulostí [Über tschechische Vergangenheit]. Praha 1929, S. 317–330; Cerman, Secular Moral Philosophy (wie Anm. 16), S. 162–167.

58 Vgl. die Tabelle im Anhang.

59 NA Praha. Sbírka rukopisů Břevnovského kláštera [Handschriftensammlung des Breunauer Klosters]. Inv. Nr. 85. Causa Seibtiana [nicht paginiert]. Puncta, über welche Herr Professor Seibt sich zu erklären hat.

60 Ebd., Punkt 72.

61 Ebd.

Den Ermittlern musste er auch Auskunft über die Quellen seiner Ansichten zur Pädagogik geben. Er wurde nämlich auch angeklagt, dass er die Schüler mit verderblichen und verbotenen Büchern bekannt mache.[62] Seibt polemisierte mit dem Sinn der Phrase „bekannt machen" und fürchtete, dass ihm unterstellt würde, dass er die „Lesung solcher verderblicher Bücher angerathen habe". Es wurde ihm auch unterstellt, „einen Lucrez und einen Spinoza als richtige Nachamer des epicureischen Systems" empfohlen zu haben.[63] Er gab zu, diese Philosophen als Epikureer bezeichnet zu haben, aber verneinte, dass er sie empfohlen habe. In Bezug auf die Reformpädagogen und aufgeklärten Philosophen wurde Seibt vorgeworfen, die Rousseau'sche Lehre verbreitet zu haben. Er habe behauptet, dass „alles an einem neugebohrenen Kind gut sey" und zur Bestätigung dieser Meinung habe er sich auf Rousseaus verbotenes Werk berufen.[64] Seibt erklärte, dass er auch in diesem Fall die Schüler mit den schädlichen Ansichten der Freidenker bekannt machen wollte, um sie zu widerlegen. Er fügte jedoch hinzu: „Auch wird man wohl nicht behaupten wollen, daß in den Werken des Rousseau, oder Voltaire u.d.g. schlechterdings alles ohne die geringste Ausnahme verwerflich, gottlos, und der Religion, und den Sitten nachtheilig sey."[65]

Die Ermittler warfen Seibt vor, dass er auch aus „verbotenen Werken des Müllers, des Basedows, des Bonnets, und aus dem Werk *Système de la nature* und des Shaftesbury" zitiert habe.[66] Es wurde auch erkannt, dass er sein historisches Beispiel aus dem Leben des schwedischen Königs Gustav Adolph aus dem verbotenen Buch *De l'esprit* des Helvétius entnommen hatte. Seibt wehrte sich, dass er Müller, Basedow, Bonnet und Shaftesbury zwar genannt habe, aber nur, um sie zu widerlegen, oder um „ganz orthodoxe, und richtige Erziehungsmaximen" anzuführen. Das historische Beispiel habe er zwar aus dem Buch des Helvétius entnommen, den Autor aber nicht namentlich zitiert. Das gottlose *Système de la nature* habe er in seinen Vorlesungen mehrmals widerlegt und davor gewarnt.

Dem Vorwurf, er habe seine Schüler dazu ermuntert, ihre Vorurteile gegen Hobbes, Voltaire und Machiavelli aufzugeben,[67] begegnete Seibt damit, dass er von diesen Autoren lediglich gesagt habe, dass sie „in den Tempel der Wahrheit" nicht aufgenommen würden. Paradoxerweise wurde ihm zugleich vorgeworfen, dass er Philosophie, Moral und Metaphysik lächerlich mache.[68] Seibt erklärte, dass er nur gegen solche Philosophen geredet habe, „die da glauben, es könne und müsse alles demonstriert werden, und welche solche Scheindemonstrationen für wahr ausgeben."[69]

62 Vgl. ebd., Punkt 82.
63 Ebd., Punkt 83.
64 Ebd., Punkt 84.
65 Ebd.
66 Ebd., Punkt 85.
67 Vgl. ebd., Punkt 86 – 87.
68 Vgl. ebd., Punkt 89.
69 Ebd.

Die Ermittler hatten jedoch auch einige verdächtige Meinungen in Seibts Vorlesungen entdeckt. Als erste fragwürdige Stelle galt ihnen Seibts Frage, ob alle Menschen mit den gleichen Fähigkeiten erschaffen worden seien.[70] Seibt erwiderte, dass diese Frage noch von keinem Konzil und keinem Theologen endgültig gelöst worden sei, und berief sich dabei auf Lehrbücher der Pneumatologie, auf die Bibel und sogar auf den Talmud.

Weit größeres Aufsehen erregten seine optimistischen Ansichten über die Natur des Kindes. Er habe behauptet, dass „alle Kräften und Arten des natürlichen Vermögens, und Bestrebung der Seele an sich gut sind, wenigstens metaphysisch."[71] Diese Meinung widerspreche „der Lehre Christi und der Kirche von dem durch die Erbsünde dem ganzen menschlichen Geschlecht angebornen bösen Hang, von deren Neigungen, von der Schwachheit des Fleisches und der verderbten Natur."[72] Diese Meinungen habe Seibt auf das Kind bezogen, indem er angeblich gesagt habe: „Alles ist an einem Kind gut, und es mögen die Theologen von einem angebornen Hange zum Bösen, um die Gütte und Gerechtigkeit Gottes zu retten, und die Erbsünde zu erklären, ersinnen, was sie wollen."[73] Er habe nämlich seinen Schülern erklärt, dass die Kinder unmöglich „sittlich böse" handeln könnten, wenn sie noch keinen Begriff von dem Bösen hätten. Um sittlich böse zu handeln, müsse man den Begriff des Bösen kennen.[74] Zudem habe Seibt seinen Studenten geraten, „dass man üble Neigungen mit sinnlichen Vergnügungen verdrängen sollte".[75]

Seibt verteidigte sich hauptsächlich mit dem Argument, dass er solche Fragen philosophisch und nicht theologisch behandelt habe. Er bat um Respekt für die Grenzen der beiden Disziplinen. Die Lehre von der Erbsünde sei in keiner Moraltheologie auf menschliche Fähigkeiten bezogen. Auf die Frage nach dem Begriff des Bösen erwiderte er ausführlich:

> Soll eine Handlung sittlich bös, und imputabel seyn, es muß sie unstreitig die Erkänntnis des guten und bösen und eine freye Wahl des Bösen voraussetzen, folglich einen Begriff des Bösen. Die Erbsünde hat den Hang zum Bösen nach sich gezogen, aber den Unterschied zwischen guten und bösen Handlungen, zwischen wissentlichen und unwissentlichen Vergehungen nicht aufgehoben.[76]

Er erklärte auch, wie dieser Gedanke seine Ausführungen über die Unschuld der Kinder begründe:

70 Vgl. ebd., Punkt 72.
71 Ebd., Punkt 74.
72 Ebd., Punkt 75.
73 Ebd., Punkt 79.
74 Ebd., Punkt 77.
75 Ebd., Punkt 81.
76 Ebd., Punkt 77.

> Solang das Kind noch keinen Begriff vom sittlich Guten und Bösen hat, kann es zwar zornig, neidisch, ungehorsam seyn, aber nicht so aus eigener, als aus der Schuld derer, die es erziehen; denn in dieser Voraussetzung sind diese Unvollkommenheiten, und Gebrechen des Kindes blosse, durch Verwahrlosung seiner Erziehung angenommene Unarten, noch keine wirkliche Laster.[77]

Die letzten Punkte, die Empörung erregten, waren seine Ansichten über Frauen. Seibt habe den Studenten Platons Fabel über die urgeschichtlichen Androgyne erzählt. Zudem sollte er behauptet haben, dass es in Athen philosophische Frauen gegeben habe, die sogar Männer lehrten.[78] Es wurde auch als ungehörig empfunden, dass er den Jünglingen über das Säugen der Kinder und über die Hebammenkunde erzählt habe.[79] All diese Auskünfte über das Leben der Frauen hätten die Einbildungskraft der unreifen Jünglinge erregen können und seien deswegen für Vorlesungen gänzlich ungeeignet. Seibt erklärte, dass die Erzählungen eines Platon bloße Allegorien seien. Die Belehrung über die Hebammenkunde sei dagegen wichtig als eine Art empirische Grundlage seiner Erziehungskunst.

Der Seibtprozess wurde bekanntlich von Maria Theresia unterbrochen, die Seibt begnadigte, weil sie Angst vor einer internationalen Blamage hatte. Der Prozess wurde bereits in Schlözers zeitgenössischer Zeitschrift *Briefwechsel*[80] kommentiert und die Herrscherin fürchtete, dass eine Verurteilung Seibts das negative Bild der Habsburgermonarchie festigen würde. Seibt wurde allerdings ermahnt, dass er vor den jungen Studenten behutsamer reden solle.

Die zweite Schaffensperiode (1784–1799)

Seibts Rolle bei der Umsetzung der Schulreform wurde in dem Prozess nicht in Frage gestellt und im akademischen Jahr 1783/84 kehrte er auch zu den außerordentlichen Vorlesungen über die Erziehungskunst zurück. Diese Vorlesungen wurden jedoch nicht zu Ende gebracht, weil Seibt im Jahre 1785 mit neuen Aufgaben betraut wurde. Erst im Jahre 1795/96 konnte er diese Vorlesungen wieder aufnehmen. Inhaltlich stellen die Vorlesungen aus dieser Zeit eine kohärente Einheit dar.

Seine in den Vorlesungen zum Ausdruck kommenden Grundauffassungen hatte Seibt eigentlich nicht sehr stark verändert. Die Grundlage seiner Lehre stellte auch weiterhin die Auseinandersetzung mit der Position des natürlichen Determinismus dar. Eine Veränderung nahm er dagegen in taktischer Hinsicht vor. Denn während all diese Fragen sozusagen in den Hintergrund gedrängt wurden, bildete nun der Gegensatz zwischen „Naturverbesserern" und „Entwicklern" den neuen Ausgangspunkt

77 Ebd., Punkt 78.
78 Vgl. ebd., Punkt 80.
79 Vgl. ebd., Punkt 90.
80 Vgl. Ludwig August Schlözer: Bücher Inquisition in Prag. In: Ders.: Briefwechsel, meist historischen und politischen Inhalts 5/25 (1779), S. 51–68 u. 6/32 (1780), S. 87–101.

seiner Vorträge.[81] Seibt selbst plädierte für einen Mittelweg zwischen diesen Extremen. Die „Naturverbesserer“ seien dabei diejenigen, die die naturgemäße Erziehung nicht respektierten. Nach Seibts Worten glaubten sie, „das Geschäft der Erziehung bestehe in der Veränderung der Natur, sie sehen den Menschen wie ein Baum an, den die Natur blos in Misswachs und Unrath erschaffen“ habe.[82] Die „Entwickler“ dagegen seien Anhänger der naturgemäßen Erziehung, die glaubten, „es liege schon ein gewisser Keim schon in der Natur, der nur blos zu entwicklen wäre.“[83] Die Ersten stellten als das Ziel der Erziehung ein Ideal auf, dem der Zögling angepasst werden müsse. Die Anderen glaubten, „der Mensch werde weder gut noch böse von Natur“.[84] Sie arbeiteten zwar nicht gegen das Gesetz der Natur, aber meinten, dass die Natur mehr in uns angelegt habe. Ihrer Meinung nach sollte die Erziehung von der Natur geleitet werden, der man nichts in den Weg stellen dürfe. Nach Seibts Meinung lagen beide Richtungen falsch und es sei nötig, von beiden etwas Gutes zu nehmen und einen Mittelweg einzuschlagen. Seibt empfahl den zukünftigen Lehrern durchaus, ein Erziehungsideal aufzustellen. Aber die Mittel, die sie zu dessen Erreichen wählten, sollten die Natur des Zöglings nicht vergewaltigen. In Seibts Worten sollte dies „ohne Zwang“ geschehen, denn „die Natur leidet keinen Zwang“.[85]

Hinter dieser Fassade versteckten sich Seibts alte Auffassungen mit nur kleinen Veränderungen. Auch werden in der Nachschrift von 1784 die Ausführungen über Wahrnehmung, Einbildungskraft, Verstand und Vernunft wiederholt, nach denen Seibt zur körperlichen Erziehung übergeht. Auch dieser Abschnitt enthält wieder einen historischen Überblick, der jedoch nun mit den Ägyptern anfängt. Danach folgt die geistige Erziehung, in der sich Seibt mit Spielen, mit der Entfaltung der Aufmerksamkeit und mit der Verbesserung der Konzentration beschäftigt.[86] Vieles wird stillschweigend von Rousseau übernommen, dieser selbst aber einer scharfen Kritik unterzogen.[87] Seibt erklärte seinen Schülern, dass Rousseau die Erziehung am Kind orientieren wolle, bezeichnete aber diese Ansicht als „menschenfeindlich“. Rousseau habe ausgerufen: „O lasst sie gehen die Kinder! Jahre und Erfahrung werden sie schon lehren, Zeit wird sie schon vorsichtiger machen!“[88] Nach dieser extremen Interpretation wollte Rousseau, dass sich die Kinder sozusagen selbst erziehen. Seibt behauptete, dass Rousseaus Pädagogik beinahe vollkommen von François Fénélons *Télémaque (Telemachus)* abgeschrieben worden sei. Er habe auch gewollt, dass seine Titelfigur im *Émile* bis zum fünfzehnten Jahr nichts lerne. Solche extremen Ansichten lehnte Seibt ab und suchte die Erklärung für Rousseaus Ansichten in seiner Biogra-

81 Vgl. Seibt, Erziehungs-Philosophie (1784) (wie Anm. 28).
82 Ebd., S. 2.
83 Ebd., S. 3.
84 Ebd.
85 Ebd., S. 76.
86 Vgl. Heller, Seibt (wie Anm. 3), S. 249 f.
87 Vgl. ebd., S. 154 – 158.
88 Ebd., S. 154.

phie. Seine Ausführungen über dessen Leben stützten sich offensichtlich auf die *Confessions*, die inzwischen erschienen waren.[89]

Da dieser Kurs unterbrochen wurde, ist auch die Nachschrift der Vorlesungen aus dem Jahr 1784 nicht vollständig. Zudem ist sie nicht komplett überliefert. Noch in den 1920er Jahren, als Jindřich Heller seinen Aufsatz schrieb, enthielt die Nachschrift von 1784 auch den zweiten Teil über die geistige Erziehung, der heute verschollen ist.[90] Eine vollständige Fassung der Vorlesungen der zweiten Schaffensperiode bietet eigentlich erst die Nachschrift des Studenten Josef Jungmann aus dem Jahr 1796.[91] Obwohl sie zur Zeit der Revolutionskriege abgefasst wurde, zeigt sie keinerlei Reaktionen auf die Französische Revolution. In der Einleitung lobt Seibt das Jahrhundert, „das sich von dem verflossenen am meisten dadurch auszeichnet, das es auf gute Erziehung der Kinder sein Augenmerk richtet."[92] Seibt hoffte, dass diese positive Neubewertung der Erziehung viel Gutes für das Menschengeschlecht der Zukunft bringen würde.

In dieser späten Fassung, die zugleich eine echte Mitschrift aus den Vorlesungen ist, zeigt sich, dass Seibt sein Interesse für praktische Aspekte der Erziehung und Gesundheitspflege vertieft hatte. Die philosophischen Überlegungen nehmen nun nur noch einen verhältnismäßig kleinen Teil des Textes ein. Kurz nach dem obligatorischen philosophischen Abschnitt, der seinen älteren Vorlesungen ähnelt, wendet er sich solchen praktischen Fragen zu, die mit Beispielen, historischen Argumenten und vorbildhaften Gesprächen untermauert sind.

Die Handschrift gliedert sich in zwei Teile. Im ersten Teil behandelt Seibt zwei der insgesamt drei von ihm unterschiedenen Arten der Erziehung: die „natürliche oder physische Erziehung" und die „intellectuele oder scientivische Erziehung".[93] In diesem Abschnitt machte Seibt seine Schüler mit den Regeln der Hygiene bekannt und behandelte Gesundheits- und Ernährungsfragen. Er warnte vor schädlichen Getränken wie Kaffee und vor gefährlichen Handlungen, welche zum Beispiel das Kind ersticken könnten. Er diskutierte auch über die Blattern und propagierte Impfungen. Seine Vorlesungen enthielten eine lange Darstellung der Geschichte des Impfens in England und statistische Angaben über die Bedrohung der Kinder durch diese Krankheit, an der 1791 mehr als 4.000 Kinder allein in Prag gestorben seien.[94]

In der eigentlichen Erziehung empfahl Seibt eine annähernd naturgemäße Methode, indem er betonte, dass „die Natur keinen Zwang leidet".[95] Im Einklang mit Rousseau, der aber nicht genannt wird, legte er großen Wert auf die Erziehung des Körpers im zarten Alter und betonte, dass Kinder viel Bewegung bräuchten. Den

---

89 Vgl. ebd., S. 156. Hier nennt Seibt den Titel *Geständnisse*.
90 Vgl. Heller, Seibt (wie Anm. 3), S. 249 f.
91 Seibt, Erziehungskunst für gesittere Stände (1796) (wie Anm. 29).
92 Ebd., unpaginierte Vorrede.
93 Ebd., S. 30.
94 Vgl. Ebd., S. 195 – 198.
95 Ebd., S. 76.

breitesten Raum widmete er allerdings dem Spielen. In jungen Jahren sollte man mit den Kindern spielen, um ihre Sinne zu entfalten, im Jünglingsalter, um ihre Denkfähigkeit zu verbessern. Als Leitfaden zur frühen Erziehung entwarf Seibt eine „Skizze der Lehrgegenstände, die die Kinder lernen müssen bis ins 6 oder 7 Jahr".[96] Danach sollte das Kind seine Sinne gebrauchen lernen (Sehen, Hören, Schmecken, Riechen und Fühlen), Zeichen mit Begriffen verbinden und allgemeine Eigenschaften der Körper benennen können. Den Höhepunkt stellt die Fähigkeit dar, abstrakte Begriffe zu bilden, was der Hofmeister durch Konversation einüben solle.

Die älteren Kinder sollten sich dagegen mehr reflektierenden Spielen widmen.[97] Der Hofmeister sollte zum Beispiel den Zögling zu sich rufen und fragen, welche Gegenstände im Zimmer rot oder grün oder aus Eisen seien. Dann sollte der Zögling erraten, was sich im Zimmer verändert habe. In einem anderen Spiel schneidet der Lehrer Figuren aus Papier, mischt sie untereinander und der Zögling übt dann seine Aufmerksamkeit und das Gedächtnis. Das Ziel solcher Spiele lag darin, das Reflexionsvermögen zu üben. Für Gruppen mit mehreren Kindern empfahl Seibt Gesellschaftsspiele nach Johann Bernhard Basedows *Elementarwerk*.[98] Ein Beispiel war das sogenannte „Commandier-Spiel", in dem eine Gruppe von sechs bis zehn Knaben einem Kommandanten gehorcht, der ihnen verschiedene Übungen befiehlt. Ein Pfänderspiel, in dem die Spieler entscheiden sollten, was mit dem Pfand getan werden solle, wurde aus Christian Felix Weißes Zeitschrift *Der Kinderfreund* entnommen.[99] Diese Gruppenspiele übten neben Aufmerksamkeit auch Gefühle und gaben Anlass zur Bewegung. Eine große Bedeutung maß Seibt Gesprächen bei Spaziergängen bei und beschrieb eine Reihe solcher Vorbildgespräche zwischen dem Hofmeister und dem Zögling.[100]

Im zweiten Abschnitt über die moralische Erziehung versuchte Seibt jedem Temperament eine entsprechende Erziehungsmethode zuzuschreiben. Die Grundlage dieser Methode bildete eine genaue Einschätzung des Zöglings, den der Hofmeister insgeheim beobachten sollte.[101] Die Untersuchung des Charakters des Zöglings sollte sich auf zehn Rubriken stützen, die der Hofmeister auf einem Bogen aufschreiben und ausfüllen sollte.[102] Die erste Rubrik lautete „Leibesbeschaffenheit" und bezog sich auf den Gesundheitszustand des Zöglings. Darauf folgten „Physiognomie oder Gesichtsbildung" und „Sinnliches Empfindungsvermögen", wobei der Lehrer untersuchen sollte, ob das Kind schnell, lebhaft oder langsam sei. In der Rubrik „Inneres Emp-

96 Ebd., S. 85 – 90.
97 Vgl. Übersicht der empfohlenen Spiele, ebd., S. 125 – 131.
98 Vgl. ebd., S. 126. Diese Spiele wurden bereits im verschollenen zweiten Teil der Nachschrift von 1784 angeführt. Vgl. Heller, Seibt (wie Anm. 3), S. 249. Vgl. Das Basedowsche Elementarwerk. Ein Vorrath der besten Erkenntnisse zum Lernen, Lehren, Wiederholen und Nachdenken. 3 Bde. Leipzig 1774.
99 Vgl. ebd., S. 130. Vgl. Der Kinderfreund. Ein Wochenblatt. 24 Bde. Leipzig 1775 – 1782.
100 Vgl. ebd., S. 134 – 147.
101 Vgl. ebd., S. 226.
102 Vgl. ebd., S. 337– 339.

findungsvermögen“ sollte dagegen bestimmt werden, ob das Kind ästhetisches Gefühl besitze. Dann sollte unter „Geistesfähigkeit“ eingeschätzt werden, inwieweit das Kind aufmerksam, witzig oder tiefdenkend sei. Unter der Rubrik „Herz“ sollte eingestuft werden, ob das Kind gut oder lügenhaft sei. In der siebten und achten Rubrik ging es um die Einbildungskraft, insbesondere um Reaktionen auf Beispiele. In der neunten sollte das Verhältnis zu den Eltern diagnostiziert werden. Zuletzt sollte sich der Lehrer der Rubrik „Hoffnung“ widmen, in der er die Ziele und entsprechenden Erziehungsmaximen bestimmen sollte. Erst danach dürfe der Erzieher einen Erziehungsplan entwerfen.

Aus diesen Beispielen wird deutlich, dass die Vorlesungen auch in der zweiten Schaffensperiode nur die private Erziehung zum Gegenstand hatten. Seibt ergänzte zwar eine kurze Betrachtung über populäre Vorstellungen von der Erziehung,[103] sprach aber ansonsten nach wie vor von der privaten Erziehung einzelner Zöglinge oder kleiner Gruppen von sechs bis zehn Kindern. Das Ziel der Vorlesungen war es, zukünftige Hofmeister für adlige oder bürgerliche Familien und nicht Lehrer für öffentliche Schulen auszubilden. Es ist auch belegt, dass er adligen Familien Präzeptoren aus den Reihen seiner Schüler empfohlen hat.[104] Das Beispiel von Josef Jungmann zeugt allerdings davon, dass auch Lehrer der öffentlichen Schulen seine Vorlesungen hörten. Zu seinen Schülern gehörten nicht nur dieser bekannte Gymnasiallehrer und Vertreter der tschechischen nationalen Wiedergeburt,[105] sondern auch der Schullehrer Josef Miloslav Rautenkranc[106] und eine Reihe weiterer Lehrer der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.[107]

Fazit

Von 1771 bis 1799 hielt der Aufklärer Karl Heinrich Seibt Vorlesungen über Erziehungskunst an der Universität in Prag. Es wurde lange angenommen, dass er nur allgemeine Erbauungsreden vorgetragen habe. Aufgrund der früher unbekannten Nachschriften seiner Vorlesungen können nun jedoch seine pädagogischen Auffassungen rekonstruiert werden, die sich in zwei Phasen entwickelten:

In der ersten Phase von 1771 bzw. 1775 bis 1778 befasste er sich vorwiegend mit der philosophischen Bekämpfung der deterministischen Ansichten Montesquieus, um zu beweisen, dass die Sitten durch Erziehung positiv gestaltet werden könnten. Er war

103 Vgl. ebd., S. 19.

104 Vgl. Ivo Cerman: Šlechtická kultura v 18. století. Filozofové, mystici, politici [Adelskultur im 18. Jahrhundert. Philosophen, Mystiker und Politiker]. Praha 2011, S. 258.

105 Vgl. Robert Sak: Josef Jungmann. Život obrozence [Josef Jungmann. Das Leben eines Vertreters der nationalen Wiedergeburt]. Praha 2007.

106 Vgl. Antonín Rybička: Přední křisitelé národa českého [Die vornehmsten Erwecker der tschechischen Nation]. Praha 1883, S. 66 – 88.

107 Vgl. Heller, Seibt (wie Anm. 3), S. 306.

dabei der Meinung, dass die Sitten durch die ursprüngliche politische Verfassung eines Volkes bestimmt seien. Während des Prozesses gegen ihn im Jahr 1779 wurde ihm vorgeworfen, dass er sich zu sehr mit Rousseau befasse und unter dessen Einfluss die Natur des Kinds zu positiv sähe.

In der zweiten Schaffensperiode von 1784 bis 1799 entwickelte Seibt ein Konzept, das er als Mittelweg zwischen Rousseau'schen „Entwicklern" und ihren Widersachern verstand. Er favorisierte dabei eine Pädagogik, welche versuchte, das Kind zu einem vorausgesetzten Ziel („Ideal") zu bringen, ohne dabei aber seine Natur zu vergewaltigen („ohne Zwang"). Unter dem Einfluss deutscher reformpädagogischer Werke von Basedow und Weiß empfahl er insbesondere den Einsatz von Spielen, welche die sinnlichen und intellektuellen Fähigkeiten der Kinder entfalten sollten. Über den gesamten Zeitraum befasste er sich dabei ausschließlich mit der Vorbereitung privater Hofmeister, nicht aber mit der von Lehrern für öffentliche Schulen.

Beilage 1: Tabelle der Handschriften

Jahr	Abschrift	Mitschrift	Verzeichnis der Vorlesungen
1775	Die theoretische Erziehungskunst, NKČR XVI.E.100, paginae 1 – 140		Vacat
1775		Vorlesung der Erziehungs Kunst de Anno 1775 NKČR XVI.E.100, paginae 175 – 507	Vacat
??		Vorlesungen über die Erziehung, NKČR Sign. XIX.C.1	
1784	Karl Heinrichs Seibts Erziehungs Philosophie. Erster Theil. NKČR Sign. XVI.F.107		Vacat für das Akademische Jahr 1783/84; nicht verzeichnet im Vorlesungsverzeichnis für das akademische Jahr 1785/86.
1796		Erziehungskunst für gesittere Stände vorgetragen Hr. Pr. Karl Heinrich Seibt Ritt. von Schulenberg im Jahre 1795/6 Jungmann Joseph, Hörer der Rechte ins 1 Jahre. LA PNP, Bestand Josef Jungmann, Sign. 14/F/3.	Akademisches Jahr 1795/96, 1796/97 und 1798/99 Philosophische, öffentliche, außerordentliche Vorlesungen. Unentgeltliche Vorlesungen über die Erziehungskunst. Dienstags und Donnerstags von 3 bis 4 Uhr.

Armin Langer

Educating the Jews to Become Germans

Naftali Herz Homberg's 'Civilizing Mission' to the Jewish Community of Galicia

Abstract: The isolation of Jews in the German states and territories began decreasing in the late eighteenth and early nineteenth centuries. At the same time, Jews started to represent a 'problem' for the enlightened concept of a modern society with its uncompromising demand for cultural homogeneity. Philosophers of the Enlightenment, such as Kant, implied that Jewish religious observance stood for a separatist interpretation of religion and wanted to 'educate' the Jews to be Germans. This 'education' was also promoted by enlightened Jews, such as the Austro-Bohemian educator Naftali Herz Homberg (1749 – 1841), who was the superintendent of German-Jewish schools of Galicia. In my paper, I analyze Homberg's magnum opus *Bne-Zion* which was meant to function as a catechism for the enlightened Jewish youth. The intention of this paper is to add a new sociological perspective to the Homberg bibliography, with an emphasis on intergroup relations between the Jewish minority and the non-Jewish majority. I look into the assimilationist policies of the German Enlightenment and the Austrian Empire, and try to show how these were internalized by Homberg in his work.

Keywords: Acculturation; Enlightenment, Austria; Galicia; Education

Zusammenfassung: Ab dem Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts nahm die Isolation der Juden in den deutschen Ländern ab. Gleichzeitig stellten sie in den Vorstellungen der Aufklärung über eine moderne Gesellschaft mit ihrer kompromisslosen Forderung nach kultureller Homogenität ein ‚Problem' dar. Philosophen wie Kant meinten, dass jüdische religiöse Praxis für eine separatistische Interpretation der Religion stehe, und wollten deshalb die Juden zu Deutschen ‚erziehen'. Diese ‚Erziehung' wurde auch von aufgeklärten Juden gefördert, wie zum Beispiel von dem österreichisch-böhmischen Pädagogen Naftali Herz Homberg (1749 – 1841), der Superintendent der deutsch-jüdischen Schulen in Galizien war. Der Aufsatz behandelt Hombergs Opus magnum *Bne-Zion*, das als Katechismus für die aufgeklärte jüdische Jugend dienen sollte. Der Homberg-Forschung soll damit eine neue, soziologische Perspektive hinzugefügt werden, wobei der Schwerpunkt auf den Beziehungen zwischen der jüdischen Minderheit und der nichtjüdischen Mehrheit liegt. Insbesondere steht die assimilatorische Politik der deutschen Aufklärung und des österreichischen Staates im Mittelpunkt. Es wird gezeigt, wie Homberg diese Agenda in seinem Buch reproduzierte.

Schlagwörter: Akkulturation; Aufklärung; Österreich; Galizien; Erziehung

Armin Langer, M.A., Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Sozialwissenschaften, langerar@hu-berlin.de

https://doi.org/10.1515/9783110671827-010

Introduction

Jews have lived apart from Christians in Europe, including the Austrian territories, for centuries.[1] As with other ethnic groups in society, they possessed corporate status having their own privileges and obligations. Their communities enjoyed judicial autonomy, enabling rabbinical courts to enforce Jewish law. Interaction with the non-Jewish world was minimal. This all changed at the beginning of the late eighteenth and early nineteenth centuries when, as a consequence of the Enlightenment, the isolation of Jews began to decrease. Austrian Emperor Joseph II's 1782 Edict of Tolerance, which promised freedom of worship and unity, was a major step towards their formal equality. It was initially implemented in the province of Lower Austria, and subsequently extended to other parts of the Empire.[2] The edict declared:

> Von Antretung Unserer Regierung an haben Wir es einen Unserer vorzüglichsten Augenmerke seyn lassen, daß alle Unsere Unterthanen ohne Unterschied der Nazion und Religion, sobald sie in Unseren Staaten aufgenommen und geduldet sind, an dem öffentlichen Wohlstande, den Wir durch Unsere Sorgfalt zu vergrößern wünschen, gemeinschaftlichen Antheil nehmen, eine gesetzmäßige Freyheit genießen und auf jedem ehrbaren Wege zu Erwerbung ihres Unterhalts und Vergrößerung der allgemeinen Aemsigkeit kein Hindernis finden sollten.[3]

Enlightened absolutism, as practiced by late eighteenth-century Austrian rulers, did not believe in civil or religious equality in the modern sense. Nevertheless, Joseph II's edict extended privileges enjoyed by other subjects to the Jews. This was achieved by granting the Jews advances in their legal status through administrative reforms. The Emperor wanted to integrate them into the state's social and economic systems; in other words to turn them into 'useful subjects'.[4]

Legal advances did not come with social acceptance, however, Jews, and their social status, had been a matter of public discussion since the beginning of the Enlightenment. They constituted a 'problem' in the concept of an enlightened society with its demand for cultural homogeneity. Kant, Fichte, Herder and others implied that Jewish religious observances stood for disintegration. Kant sought to deprive Judaism of its

---

1 I would like to thank my supervisor, Prof. Dr. Naika Foroutan (Humboldt University of Berlin), and Prof. Dr. Michael Laurence Miller (Central European University) who provided insight that assisted the research, although they may not agree with all of the interpretations of the paper.

2 Cf. Mordechai Eliav: Jüdische Erziehung in Deutschland im Zeitalter der Aufklärung und der Emanzipation. Münster 2001, 235.

3 Toleranzpatent für die Juden in Wien und in Niederösterreich. Wien, 2. Januar 1782. In: Harm Klueting (Ed.): Der Josephinismus. Ausgewählte Quellen zur Geschichte der theresianisch-josephinischen Reformen. Darmstadt 1995 (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte der Neuzeit 12a), 275–279, here 275.

4 Cf. Israel Bartal: The Jews of Eastern Europe, 1772–1881. Philadelphia/PA 2005, 73; Hamish M. Scott: Reform in the Habsburg Monarchy, 1740–90. In: Idem (Ed.): Enlightened Absolutism. Reform and Reformers in Later Eighteenth-Century Europe. New York 1990, 170.

status as a religion and claimed that, due to its "statutarischer Gesetze" – that is, expressions of religious identity such as rituals – it was just a political organization: "Der jüdische Glaube [...] ist eigentlich gar keine Religion, sondern bloß Vereinigung einer Menge Menschen, die, da sie zu einem besonderen Stamm gehörten, sich zu einem gemeinen Wesen unter bloß politischen Gesetzen, mithin nicht zu einer Kirche formten."[5] In order to become 'useful' citizens, the German Enlightenment demanded that the Jews assimilate, leave their cultural and religious traits and values behind[6] and, ideally, convert to Christianity.[7] As Jacob Katz put it,[8] it was not the missionaries anymore who tried to convince Jews of the Christian truth, but enlightened philosophers and lawmakers who promoted this hierarchical order as the only way to social participation.[9]

Joseph II also introduced his reforms in conjunction with this assimilationist agenda, that is, an agenda expecting Jews to become like members of the dominant society.[10] Jews were required to take German surnames instead of their traditional patronymic names. They had to abandon their traditional dress and wear contemporary garments, had to provide a quota of conscripts to the army and give up the authority of the Jewish community courts.[11] Joseph II believed that if the royal subjects were enlightened, i.e. educated, it was to the advantage of the state apparatus. For enlightened absolutist rulers like him, education was the key to promoting Jewish assimilation into the non-Jewish majority society, assuming that the latter was more advanced. We can also see this paternalistic attitude towards the Jews, and their norms, in the 1782 Edict of Tolerance:

> Da nun mit dieser Unserer gnädigsten Absicht die gegen die jüdische Nazion überhaupt in Unseren Erbländern und insbesondere zu Wien und in Niederösterreich bestehenden Gesetze und sogenannten Judenordnungen nicht durchaus zu vereinbaren sind, so wollen Wir dieselben kraft gegenwärtigen Patents insofern abändern, als es die Verschiedenheit der Zeit und Umstände nöthig machen. [...] Da Wir die jüdische Nazion hauptsächlich durch bessere Unterrichtung und Aufklärung ihrer Jugend und durch Verwendung auf Wissenschaften, Künste und Handwerke dem Staate nützlicher und brauchbarer zu machen, zum Ziele nehmen, so erlauben und befeh-

---

5 Immanuel Kant: Die Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft. In: Idem: Werke in zehn Bänden. Ed. by Wilhelm Weischedel. Vol. 7: Schriften zur Ethik und Religionsphilosophie. Zweiter Teil. Sonderausgabe. Darmstadt 1983, 645 – 879, here 789 f.

6 Cf. John W. Berry: Immigration, Acculturation, and Adaptation. In: Applied Psychology: An International Review 46/1 (1997), 5 – 68, here 10.

7 Cf. Armin Langer: Vergeblich integriert? Rabbiner Samson Raphael Hirsch und die jüdische Akkulturation im 19. Jahrhundert. Berlin 2019, 23.

8 Cf. Jakob Katz: Zur Assimilation und Emanzipation der Juden. Ausgewählte Schriften. Darmstadt 1982, 94.

9 Cf. Jonathan M. Hess: Germans, Jews and the Claims of Modernity. New Haven/CT-London 2002, 148, 157.

10 Cf. Berry, Immigration, Acculturation, and Adaptation (cf. n. 6), 11.

11 Cf. Bartal, The Jews of Eastern Europe (cf. n. 4), 73 f.

> len Wir gnädigst, den tolerierten Juden in jenen Orten, wo sie keine eignen deutschen Schulen haben, ihre Kinder in die christlichen Normal und Realschulen zu schicken [...].[12]

The school was considered to be a key element in transferring values of enlightened absolutist rulers and in maintaining societal hierarchies. This process had already begun with Joseph II's mother, Empress and Queen Maria Theresa, who had centralized education and made it the state's responsibility, rather than that of religious institutions. She was the first to introduce compulsory education, for boys and girls alike, in 1774. It was under Maria Theresa's rule that the first general school textbook, a sort of state catechism, was published in the Austrian territories under the title *Lesebuch für die Schüler der deutschen Schulen in den k. k. Staaten*. It was written by Johann Ignaz Felbiger, a pedagogue whose work concentrated on moral principles. Under Joseph II, further textbooks were developed and extended the duties of subjects towards their rulers.[13] According to Louis Althusser, the ruling class – in our case the Austrian feudal order – could not "hold state power over a long period without at the same time exercising its hegemony over and over again in the Ideological State Apparatuses." Althusser named several carriers of these Ideological State Apparatuses, namely: family, legal structures and culture. But he emphasized that "no other Ideological State Apparatus [...] has a captive audience of all the children [...] for as many years as the schools do, eight hours a day, six days out of seven." Schools were and have been of key importance in turning citizens into "useful" subjects.[14]

Joseph II's educational reforms were embraced not only by proponents of the German Enlightenment but also by members of the Haskalah, a Jewish intellectual movement that developed in the late eighteenth century around the Berlin philosopher Moses Mendelssohn. Followers of this movement, who were also known as 'maskilim', encouraged Jews to acculturate into European culture. This acculturation ranged from clothing and everyday manners to the presentation of one's loyalty to the sovereign. The maskilim advocated rational thinking and encouraged Jews to study traditionally non-Jewish subjects, engage in historically non-Jewish spaces and learn non-Jewish European languages. They established new Jewish schools, which incorporated secular education, in Berlin and elsewhere; and founded new Hebrew periodicals, such as the *Ha-Measef*, to broaden Jewish cultural horizons. While Mendelssohn himself advocated only cultural adaptation and not religious reforms of Judaism, this soon became a

---

12 Toleranzpatent (cf. n. 3), 275, 277.

13 Cf. Rachel Manekin: The Moral Education of Jewish Youth. The Case of Bne Zion. In: Ivo Cerman, Rita Krueger, Susan Reynolds (Ed.): The Enlightenment in Bohemia. Religion, Morality and Multiculturalism. Oxford 2011, 273–294, here 274 f.; Helmut Seel: Die österreichische Schule am Ende der "Moderne". In: Oskar Achs, Rupert Corazza, Wolfgang Gröpel, Eva Tesar (Ed.): Bildung – Promotor von Gleichheit oder Ungleichheit? Wien 2006, 25–38, here 29.

14 Louis Althusser: On the Reproduction of Capitalism. Ideology and Ideological State Apparatus. London 2014, 146, 243–245. See also the article by Benedikt Stimmer in this issue.

bone of contention between moderate and radical maskilim. Joseph II's court turned to one of these radical maskilim to help implement the reforms: Naftali Herz Homberg.[15]

Herz Homberg and the Haskalah movement

Herz Homberg (1749 – 1831) was born in the village of Lieben (Libeň), Bohemia in the Austrian Empire, which today is part of Prague, Czechia. At the age of ten he was already a rabbinical student at Yechezkel Landau's yeshivah, Landau being an influential Prague-based authority in Jewish law. As a stringent traditional Jew, Landau condemned the emerging Haskalah movement in his public sermons.[16] Homberg also came from a traditional Jewish family, only learning to write in German at the age of eighteen.[17] However, his life took a different turn after he got to know maskilim in Breslau (Wrocław), Hamburg and Berlin. Homberg passed from Jewish traditionalism to the Haskalah. He even contributed to Mendelssohn's famous annotated German translation of the Torah.[18] As the Berlin philosopher's grandson, the geographer Georg Benjamin Mendelssohn, stated: Homberg worked in the family's house for three years as a private tutor of Moses Mendelssohn's son and Georg's father, Joseph. During this time he also learned from Moses Mendelssohn himself, although he ended up being one of the most radical maskilim, unlike the moderate Mendelssohn.[19] According to other sources, Homberg lived for four or five years with the Mendelssohns.[20] Georg Mendelssohn might have downplayed Homberg's time in his grandfather's house because of his ambivalent feelings towards Homberg; he even stressed that Moses Mendelssohn was dissatisfied with Homberg's Torah commentaries.[21]

15 Cf. Bartal, The Jews of Eastern Europe (cf. n. 4), 74; Michael A. Meyer: Response to Modernity. A history of the Reform Movement in Judaism. Detroit/MI 1988, 16; Nancy Sinkoff: Out of the Shtetl. Making Jews Modern in the Polish Borderlands. Providence/RI 2004, 223.

16 Cf. Olga Litvak: Haskalah. The Romantic Movement in Judaism. New Brunswick/NJ-London 2012, 103.

17 Cf. Meyer, Response to Modernity (cf. n. 15), 152; Helmut Teufel: Ein Schüler Mendelssohns. Herz Homberg als jüdischer Propagandist der josephinischen Aufklärung. In: Gerhard Ammerer, Hanns Haas (Ed.): Ambivalenzen der Aufklärung. Festschrift für Ernst Wangerman. Wien-München 1997, 187– 204, here 187.

18 Cf. Majer Balaban: Herz Homberg in Galizien. Historische Studie. In: Jahrbuch für jüdische Geschichte und Literatur 19 (1916), 189 – 221, here 199; Georg Benjamin Mendelssohn: Einleitung in Moses Mendelssohn's Übersetzung der fünf Bücher Mose. In: Idem (Ed.): Moses Mendelssohn's gesammelte Schriften. Vol. 7. Leipzig 1845, XVII–LV, here XXXIX.

19 Cf. Georg Benjamin Mendelssohn: Moses Mendelssohn's Briefe an Herz Homberg. In: Idem (Ed.): Moses Mendelssohn's gesammelte Schriften. Vol. 5. Leipzig 1844, 653 – 655, here 653.

20 Cf. Balaban, Herz Homberg in Galizien (cf. n. 18), 199; Kurt Schubert: Die Geschichte des österreichischen Judentums. Wien 2008, 68; Teufel, Ein Schüler Mendelssohns (cf. n. 17), 188.

21 Cf. Mendelssohn, Einleitung (cf. n. 18), XXXIXf.



Fig. 1: Portrait of Herz Homberg (Österreichische Nationalbibliothek. Porträtsammlung. Inv.-Nr. PORT_00137939_01).

After the *Edict of Tolerance* was announced, Homberg moved back to the Habsburg Empire, to Vienna. He initially taught in a Jewish school in the port city of Triest (Trieste), then became the first Jew in Austria to pass the teachers' examination in philosophy and began to lecture at the University of Prague. However, when he applied to become a professor, he was turned down by the Emperor for being Jewish.[22] Despite this, he did not lose his faith in Joseph II and his reforms. When German schools were to be introduced into the Jewish communities in the Austrian territories, there was hardly anyone more qualified than Homberg to organize these establishments. Galicia, which was annexed by the Habsburg monarchy in the 1772 Partition of Poland, was of special interest because of its considerable Jewish population which, at the time, was the continent's largest. With Galicia's annexation, the Empire's Jewish population doubled to around 400,000.[23] Moses Mendelssohn himself

22 Cf. Balaban, Herz Homberg in Galizien (cf. n. 18), 200.
23 Cf. Joshua Shanes: Diaspora Nationalism and Jewish Identity in Habsburg Galicia. Cambridge 2012, 20; Sinkoff, Out of the Shtetl (cf. n. 15), 227 f.

recommended that Homberg be appointed in 1787[24] – according to other sources, in 1784[25] – to be the superintendent of the German-Jewish language schools in Galicia and assistant censor of Jewish books. In the same year, Homberg moved to the Galician capital of Lemberg (L'viv, Lwów). In his new role he founded 107 schools in the southern Polish territory as well as the Lemberg teachers' seminary, bringing in maskil teachers from Bohemia.

As well as the aforementioned economic considerations, the Austrian court also viewed Jews as potential 'Germanizing agents' in an overwhelmingly Slavic province.[26] Homberg played along believing that God decided to educate the Jews so they can become a role model for other peoples:

> Als Gott sah, daß die Israeliten (so nennt man diese Nation nach ihrem Erzvater Jakob, der auch den Namen Israel führte,) gut, gesittet und tugendhaft blieben, beschloß er, sie von der drückenden Sklaverei zu befreien, und durch weise und nützliche Gesetze zum Muster und Vorbilde für andere Völker auszubilden, d. i. durch neue und gründliche Lehren besser und vollkommener zu machen.[27]

For centuries Galician Jews had lived in isolation according to the norms and laws of halacha. In this context it was rabbis, community elders and lay judges who executed authority. With the exception of Yiddish and some basic mathematical calculations, schools provided solely religious education. Analphabetism was practically non-existent, although most Jews could write in Hebrew only. When Mendelssohn's German translation of the Torah was first printed, it was burned in public in Kasimir (Kazimierz in Kraków). Here the traditional Jews' fear of the Haskalah managed to unite the competing Hassidic and Mitnagdic streams of Judaism. No wonder that Homberg's arrival was met with skepticism by local Jews. As Nancy Sinkoff explains, "Homberg embodied the state's modernizing bureaucracy: he was cleanshaven, university-educated, and critical of local privilege that was an obstacle to centralization."[28] Because of his 'modern' appearance – most notably, his wig and culottes and his high German pronunciation – the Galician Jews were reluctant to let him lodge in their houses in the ghetto, even though the Austrian authorities insisted that he lived there – Jews were not permitted to live outside of the ghetto. Homberg believed he was on a 'cleansing mission' which did not do anything to make him more accepted in the eyes of the

---

24 Cf. Balaban, Homberg in Galizien (cf. n. 18), 196; Schubert, Geschichte des österreichischen Judentums (cf. n. 20), 69.

25 Cf. Mendelssohn, Moses Mendelssohn's Briefe an Herz Homberg (cf. n. 19), 654; Teufel, Ein Schüler Mendelssohns (cf. n. 17), 188 f.

26 Cf. Balaban, Homberg in Galizien (cf. n. 18), 190 – 194, 200; William O. McCagg Jr.: The History of Habsburg Jews, 1670 – 1919. Bloomington-Indianapolis/IN 1989, 111; Shanes, Diaspora Nationalism and Jewish Identity (cf. n. 23), 22; Sinkoff, Out of the Shtetl (cf. n. 15), 223.

27 Naftali Herz Homberg: Bne-Zion. Ein religiös-moralisches Lehrbuch für die Jugend israelitischer Nation. Augsburg 1812, 48 (available online at Bayerische Staatsbibliothek: URL: http://mdz-nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb11254771-6 [03.03.2020]).

28 Sinkoff, Out of the Shtetl (cf. n. 15), 223.

locals. However, he did not mind his unpopularity and saw to it that the Police enforced the attendance of the Jewish children at his schools.[29] One could also compare Homberg's – or, rather, the Austrian state's – activities in Galicia to those Western colonizers who did not simply govern over indigenous peoples, whom they perceived as backward, but also attempted to 'Westernize' them. This 'civilizing mission' was a rationale for Western interventions and colonization from the fifteenth through to the twentieth century. This led Jonathan M. Hess to regard the German states' attempts to 'civilize' Jews as being those of "internal colonization", which functioned "symbolically as a form of surrogate colonialism."[30]

Next to his role as a 'civilizer', Homberg was also collecting the so-called candle tax that required married Jewish women to pay a weekly fee for candles. He was eventually charged by the Galician Jews of misappropriating the tax funds, and in 1802 left the Polish territories, returning to Vienna.[31] According to another source Homberg was recalled in 1806 by Joseph II's nephew, Emperor Francis I, who believed that the Jewish educator might have been a French spy for circulating a pamphlet against the Grand Sanhedrin, a new Jewish high court convened by Napoleon.[32] According to a third source, Homberg fled to Vienna after the upheaval following the accusations of tax fraud and there he was suspected by the authorities to be a French spy.[33] Either way, Homberg never returned to Galicia.

Homberg submitted the German translation of a Hebrew-language manuscript to the Court Study and Revision Commission for teaching moral principles in Jewish German schools in 1796. Following years of internal discussions, the commission decided, in 1807, to commission Homberg to be author of a textbook on religious morality. All agreed that Homberg was the right person to execute the state requirement of elevating the Jews' *Bildung*. However, they required him to write a new monograph in German and to omit any particulars of the Jewish religion. The result was *Bne-Zion, ein religiös-moralisches Lehrbuch für die Jugend israelitischer Nation* which was, as Rachel Manekin remarks, similar in its subjects and approach to the general structure of other Austrian catechisms. *Bne-Zion* was introduced in 1811 in the schools of Galicia, and published in 1812 in Augsburg and Vienna. The two copies were identical but the Augsburg edition presented the author as "Herz Homberg, einem Schüler Mendelssohns", while the Vienna variant omitted the author's name on the title page and said instead: "Mit sr. kais. Königl. Apost. Majestät allergnädigster Druckfreyheit". The commission recognized Homberg's unpopularity among Galician Jews and decid-

29 Cf. Balaban, Homberg in Galizien (cf. n. 18), 190 – 194, 200; McCagg, The History of Habsburg Jews (cf. n. 26), 111.
30 Hess, Germans, Jews (cf. n. 9), 44.
31 Cf. Sinkoff, Out of the Shtetl (cf. n. 15), 224.
32 Cf. McCagg, The History of Habsburg Jews (cf. n. 26), 111.
33 Cf. Balaban, Homberg in Galizien (cf. n. 18), 213.

ed to omit his name.[34] Homberg's textbook was a compulsory element of the Jewish schools' curricula in the Empire and, for instance, after 1813 prospective brides and grooms were required to pass an examination in the book before receiving a marriage license.[35] This was difficult for many Galician Jews who could not speak German and were not able to read Homberg's *Bne-Zion*. Consequently most of them decided not to be married by the civil registrar, but only by rabbis, even though this was no longer accepted by the Austrian authorities.[36] Nonetheless, the caveat remained in the book until 1918.[37]

Homberg's career is a great example of individual mobility, that is, of an individual's ability to move from a lower-status group to a higher-status one. Homberg came from a traditional Jewish family without any knowledge of German and ended up as one of the Austrian court's most trusted Jewish educators. But, as social psychologists Henri Tajfel and John Turner underline, individual mobility does not change social hierarchies and, despite their efforts, those who experience such mobility can also be affected by the prejudices their group of origin faces. Moreover, they are often perceived by the rest of their group of origin to be 'traitors' for disassociating themselves from their original social status.[38] This was certainly true for Homberg who suffered not only from structural discrimination but became the subject of anti-Jewish conspiracy theories – and of continuous intra-Jewish critiques both during and after his life.

Homberg's life and works have been discussed by several Jewish studies scholars, for example by Israel Bartal, Michael A. Meyer or Nancy Sinkoff who analyzed Homberg within a framework of early modern (Eastern-)European Jewry and the Haskalah. I will also refer to scholars of Eastern European Jewry Rachel Manekin and Helmut Teufel, and their publications on *Bne-Zion*. Coming from the social sciences, I intend to add a new perspective to the Homberg bibliography with an emphasis on intergroup relations between the Jewish minority and the non-Jewish majority. I will look into the German Enlightenment and the Austrian Empire's assimilationist policies and try to show how these were internalized by Homberg. In order to illustrate this I will draw on the reproduction of these ideals in Homberg's *Bne-Zion*.

---

34 Cf. Manekin, The Moral Education (cf. n. 13), 273, 282–284, 289; Schubert, Geschichte des österreichischen Judentums (cf. n. 20), 67.

35 Cf. Hillel J. Kieval: Languages of Community. The Jewish Experience in the Czech lands. Berkeley-Los Angeles/CA-London 2000, 60.

36 Cf. Balaban, Homberg in Galizien (cf. n. 18), 216 f.

37 Cf. Sinkoff, Out of the Shtetl (cf. n. 15), 224.

38 Cf. Henri Tajfel, John C. Turner: The Social Identity Theory of Intergroup Behavior. In: William G. Austin, Stephen Worchel (Ed.): Psychology of Intergroup Relations. Chicago/IL 1986, 7–24, here 8–10.

A Jew for the Emperor and the Empire

Bne-Zion opens with a decree by the *k. u. k.* ("Imperial and Royal" – referring to Imperial Austria and Royal Hungary's) Court Commission on Education from 1810. The decree stated that the Emperor was interested in the welfare of its subjects, but without "gute Sitten" this was not possible. To achieve this, the Emperor ordered the publication of a religious-moral reader for Jews in the territories of the Austrian crown. He emphasized that these teachings were not only results of rational thinking, but also derived from "den heiligen Büchern der Israeliten". The decree stated that the Emperor was content with the work and ordered that the book be used in all Jewish schools of the "deutschen Erbstaaten" as a state-required teaching material. In addition, according to the order, all brides and grooms were to be examined by authorities based on this reader.[39] The book also includes a two-page-long approbation from 1810 by Moravian chief rabbi Marcus Benedikt, also known as Mordecai Benet. The Hungarian-born rabbi was a declared traditionalist, so Helmut Teufel wonders why he recommended Homberg's book.[40] I believe that this is because Benedikt tried to prevent a full-fledged break with non-Orthodox Jews.[41]

Homberg's *Bne-Zion* fulfilled royal expectations. This is not surprising knowing that, as Nancy Sinkoff wrote, "[u]ncritical support of Habsburg cameralism distinguished Homberg's worldview."[42] Helmut Teufel characterized Homberg simply as "jüdischer Propagandist der josephinischen Aufklärung."[43] In my opinion, we might argue that Homberg can be regarded as a 'native informant'. As Gayatri Chakravorty Spivak suggested, a native informant's role is to provide information on their group of origin, but they are also exploited in order to consolidate Western theories, since Westerners "take for granted that the 'European' is the human norm and offer us descriptions and/or prescriptions." Spivak also noted that "there is the self-marginalizing and self-consolidating migrant or postcolonial masquerading as 'native informant'."[44] Just like native informants today, Homberg also profited from his native informant status in his role as assistant censor of Jewish books. In memoranda and government conferences, he proposed the prohibition of several Jewish books including that of the traditional prayer book, seeing that it contained prayers for the end of

39 Homberg, Bne-Zion (cf. n. 27), if.

40 Cf. Teufel, Ein Schüler Mendelssohns (cf. n. 17), 190 f.

41 Cf. Adam S. Ferziger: Mordekhai ben Avraham Banet. In: YIVO Encyclopedia of Jews in Eastern Europe (02.06.2010). URL: https://yivoencyclopedia.org/article.aspx/Banet_Mordekhai_ben_Avraham (24.02.2020); Manekin, The Moral Education (cf. n. 13), 273.

42 Sinkoff, Out of the Shtetl (cf. n. 15), 223.

43 Teufel, Ein Schüler Mendelssohns (cf. n. 17), 187.

44 Gayatri Chakravorty Spivak: A Critique of Postcolonial Reason. Towards a History of the Vanishing Present. Cambridge/MA 1999, 6.


Bne-Zion.

Ein
religiös-moralisches Lehrbuch
für
die Jugend
israelitischer Nation.

Von
Herz Homberg,
einem Schüler Mendelsohns.

Augsburg,
in Matthias Riegers seel. Buchhandlung.
1812.

Fig. 2: Titlepage of Homberg's *Bne Zion* (Staats- und Stadtbibliothek Augsburg, Jud 245, http://mdz-nbn-resolving.de/urn:nbn:de:bvb:12-bsb11254771–6).

the Jews' exile and their return to the Holy Land. These messianic aspirations were not compatible with Homberg's loyalty to the throne.[45]

Homberg blamed the rabbinate for this situation, which he wished to replace with modern Jewish educators who would completely re-educate the 'backward' Jews, even if it be against their will. Other maskilim also shared anti-rabbinic sentiments and preferred 'preachers' to be leaders of the Jewish religious community who did not perform the ritual tasks like traditional rabbis.[46] No wonder that in Homberg's list of teachers who educate in matters of religion, rabbis come last after school teachers, nursery teachers, headmasters and college teachers.[47] Homberg feared that Jews would rather obey rabbis and the Jewish law than sovereigns and

45 Cf. Meyer, Response to Modernity (cf. n. 15), 152; Sinkoff, Out of the Shtetl (cf. n. 15), 223.
46 Cf. Meyer, Response to Modernity (cf. n. 15), 100.
47 Cf. Homberg, Bne-Zion (cf. n. 27), 164.

their legislative power. This fear was shared by other enlightened non-Jewish thinkers and statesmen too. In 1785, Joseph II abolished rabbinical courts and the rabbis' authority to adjudicate civil cases among Jews, and deprived the communities of their juridical powers.[48] Restrictions of rabbinical autonomy were also made in other German-speaking territories, for example in Mainz, where the Prince-Elector's 1784 order made rabbis present their school syllabi for approval.[49] Homberg repeatedly highlighted the importance of Jewish loyalty to the sovereign which we can also understand as a manifestation of his role as a native informant:

> Aus diesem […] allgemein angenommenen Lehrsatze folget, daß wir Israeliten verpflichtet sind, den Landesgesetzen christlicher Regenten strengen Gehorsam zu leisten; weil sie uns in dem nämlichen Grade verbinden, als ob sie israelitische Staatsgesetze wären. Es folgt daraus, daß wir die bürgerliche Verfassung, in welcher wir leben, hochschätzen, ihre Unterordnungen willig befolgen, die christliche Obrigkeit, Räthe, Richter und Beamten so verehren sollen, als wenn sie israelitische Vorgesetzte wären.[50]

Jewish demonstration of support for non-Jewish rulers has been around for over a millennium, but it became especially relevant in the Haskalah period, Moses Mendelssohn himself expressed his devout Prussian patriotism in his writings.[51] In *Bne-Zion*, Homberg compared the Austrian royals to God on several occasions. For example, while discussing the prohibition of uttering God's name in vain, he compared it to respect for the wordily sovereign and stated that they are not called by their names either, but by their title.[52] Furthermore, he wrote that the highest temporal power was a reflection of spiritual power; and one should follow the human rulers and act according to their (wordily) orders, just like one looks up to God and God's (religious) commandments. Besides this comparison, Homberg claimed that sovereigns were instituted by God to lead people according to divine will with justice, tolerance and love, and to foster happiness in society.[53] Homberg encouraged Jews to pray for their non-Jewish sovereigns, referring to Jeremiah 29:7 ("Seek the peace and prosperity of the city where I lead you to in exile, and pray to the Lord for it, for the city's peace is your peace"):

> Es ist daher unsre Schuldigkeit, für das Wohlergehen des Landesfürsten, seines Hauses, seiner Minister und Räthe fleißig zu Gott zu bethen, und von ihm Ruhe, Sicherheit und Wohlfahrt des Staates zu erflehen. […] Unsere Rabbinen haben daher verordnet, am Sabbathe und an Feiertagen in den Synagogen folgendes Gebeth zu verrichten: O Gott! Der du den Königen dein Heil,

48 Cf. Hieronymus von Scari: Systematische Darstellung der in Betreff der Juden in Mähren und im k. k. Antheile Schlesiens erlassenen Gesetze und Verordnungen. Brünn 1835, 160; Balaban, Homberg in Galizien (cf. n. 18), 195.

49 Cf. Eliav, Jüdische Erziehung in Deutschland (cf. n. 2), 236.

50 Homberg, Bne-Zion (cf. n. 27), 177.

51 Cf. Meyer, Response to Modernity (cf. n. 15), 34, 59.

52 Cf. Homberg, Bne-Zion (cf. n. 27), 71 f.

53 Cf. ibid., 175, 179 f.

> den Fürsten Herrschergewalt verleihest [...], behüte und bewahre, erhöhe und segne unsern Landesherrn (oder Landesfrau). O, König aller Könige! Erhalte ihn (sie) lange beim höchsten Wohlsein; behüte ihn (sie) vor Schaden, Kummer und Trübsal; erhebe den Glanz seiner (ihrer) Krone, daß Völker seiner (ihrer) Leitung sich willig unterwerfen; die Feinde aber zu seinen (ihren) Füßen hinstürzen.[54]

Reading Jeremiah 29:7 as a source of Jewish support for the sovereign was common among nineteenth-century Jewish intellectuals and rabbis in German-speaking countries and beyond.[55] However, it was not only the sovereign to whom Jews pledged allegiance, but also their respective countries of residence. Homberg emphasized that Jews have to be loyal to the leader and mean it seriously when say "Vaterland". He compared this loyalty to that of Biblical figure Mordechai, who saved the Jewish people from extinction through his work in Persian King Achashverosh's court.[56] Homberg also justified armed conflict when the "Vaterland" is attacked by enemies.[57] He frequently used the term "Vaterland", which has no historic Hebrew equivalent,[58] but was first used with reference to individual German states. Homberg explained "Vaterland" as the state of all those who were born and raised there, and also of those who settled down in the country and enjoyed all its rights and duties.[59] If necessary, one has to defend the home country by the sword:

> Wir sollen unser Vaterland lieben, d. i. seine Verfassung, Gesetze, Einrichtung, Sitten und Gebräuche über alle andere hochschätzen [...]. Daher sollen auch Diejenigen, welche aufgefordert warden, das Vaterland gegen feindliche Angriffe zu vertheidigen, diese große Pflicht willig übernehmen und getreu erfüllen. [...] Man kann aus dieser Welt auf keine edlere Art scheiden, als durch den Heldentod im Gefecht für Mitbürger und gesetzliche Freyheit.[60]

For Homberg, however, being ready to sacrifice one's life for the "Vaterland" was not sufficient. He demanded that soldiers obey their superiors without any second thought – even if they did not understand the point of the orders – and be satisfied with the salary. The soldier's understanding was considered too limited to fully comprehend the necessity of all the orders passed down by the authorities.[61] Homberg did not challenge the – to use the Marxist term – "reproduction of the relations of production" of his time.[62] Rather, he reassured servants in their servant-ness and

54 Ibid, 180 f.
55 Cf. Michael Brenner, Stefi Jersch-Wenzel, Michael A. Meyer: Deutsch-jüdische Geschichte in der Neuzeit. Vol. 2: Emanzipation und Akkulturation 1780–1871. München 2000, 268; Langer, Vergeblich integriert? (cf. n. 7), 49.
56 Cf. Homberg, Bne-Zion (cf. n. 27), 181 f.
57 Cf. ibid., 148.
58 Cf. Langer, Vergeblich integriert? (cf. n. 7), 61.
59 Cf. Homberg, Bne-Zion (cf. n. 27), 171.
60 Ibid., 175 f.
61 Cf. ibid., 176 f.
62 Althusser, On the Reproduction of Capitalism (cf. n. 14), 3.

masters in their master-ness; encouraged the rich to enjoy their richness, and recommended the poor not to envy the rich but rather to trust in God.[63]

Homberg also proved his patriotism in the treatise on special relationships between humans. In his list of people with whom one has close relationships, Homberg did not only list relatives but also fellow citizens.[64] One is obliged to love them like members of one's own family, according to Homberg. To express the Jews' belonging to the national collective, he refrained from using the terms "Jude" or "jüdisch", instead preferring the words "Israelit" and "israelitisch" throughout his work. At the time "Israelite" was preferred to accentuate the idea that Judaism was not an ethnicity or nationality, but rather a confession within German nationhood. "Israelite", and other new self-designations like "Mosaist", was meant to underline Judaism's compatibility with Germanness.[65] In the words of nineteenth-century liberal Jewish leader Levi Lazar Hellwitz: "Der Israelit ist nicht mehr Mitglied einer israelischen Nation, sondern nur eines israelitischen Glaubens."[66]

The Germanization of Judaism

The 1782 Edict of Tolerance granted Jews in Lower Austria, and later in other provinces of the Empire, civil rights for the first time in their history. However, this edict had several restrictions, especially regarding the Jews' status as ethnic and religious minority in the multi-ethnic and multi-religious Habsburg empire. The edict decreed that Jews would not be allowed to worship in public or to establish their own press for the printing of prayer books and other Hebrew publications. If they wished to import Jewish books from abroad, which was in general forbidden, they were obligated to apply for permission and submit imported books to the censor. Moreover, the edict prohibited the public usage of Hebrew and Yiddish ("die […] hebräisch mit deutsch vermengte, sogenannte jüdische Sprache") 'to maintain common confidence'.[67] This prohibition also affected schools, including those in Galicia after the edict was extended in 1789 to the former Polish kingdom.[68]

However, none of these reforms served the Jews' integration. As social psychologist John Berry explains, one can speak of integration only if mutual accommodation is present; if both dominant and non-dominant groups accept the right of everyone to

---

63 Cf. Homberg, Bne-Zion (cf. n. 27), 166 – 168.

64 Cf. ibid., 156.

65 Cf. Michael A. Meyer: The Origins of the Modern Jew. Jewish Identity and European Culture in Germany, 1749 – 1824. Detroit/MI 1972, 127, 152, 197; Meyer, Response to Modernity (cf. n. 15), 30.

66 L. L. Hellwitz: Der Organisation der Israeliten in Deutschland. Magdeburg 1819, 62. According to Michael A. Meyer, Hellwitz is not the real author of the book where this quote is from, but historian Leopold Zunz. See Meyer, The Origins (cf. n. 65), 214.

67 Toleranzpatent (cf. n. 3), 278.

68 Cf. Sinkoff, Out of the Shtetl (cf. n. 15), 220.

live as culturally different peoples. Integration requires the minorities to adopt the values of the majority, while at the same time requiring the majority to be prepared to adapt national institutions to meet the needs of all groups living together in a plural society.[69] However, instead of integrating expressions of Jewish cultural and religious identity into Austrian society, the Josephinian reforms promoted Jewish assimilation and their 'Germanization'. Education was the gateway to the Jews' 'integration' into enlightened society. In his attempt to affirm the importance of education, Homberg explained that the eagerness to learn belongs to the natural characteristics of the soul[70] and highlighted the state's role in supporting this:

> Auch muß der Staat Sorge tragen, die jungen Bürger und Bürgerinnen in der Religion, Moral und andern nützlichen Kenntnissen gehörig unterrichten zu lassen, und deshalb Schulen anzulegen; für Künste und Wissenschaften aber, als Gottesgelehrtheit, Weltweisheit, Naturlehre, Meßkunde, Mechanik, Baukunst, Rechtgelehrsamkeit, Arzneiwissenschaften, Geschichte, Geographie, Länderkunde u. a. mehr wissenswürdige Gegenstände in den Hauptstädten hohe Schulen zu errichten und Lehrer von geprüfter Geschicklichkeit [...] zu ernennen.[71]

Homberg called the child's first responsibility to pay attention to teachers, parents and "vernünftigen Personen", because only a person engaging in serious learning can acquire ways of rational thinking. The sooner one reaches the level of *Vernunft*, the clearer and brighter one will understand God's words and will.[72] Rational thinking is inherently connected to religiosity and leads to the religion of reason, to the Kantian *Vernunftreligion*. For Homberg, the need to strive for higher knowledge and arrange one's life following rational thinking (*Vernunft*) was the reason for human existence.[73] In his commitment to promoting this *Vernunftreligion*, Homberg repeated several times that God cannot have a body. For instance, in his exposition on the prohibition of graven images, he indicated that God disliked being perceived as a bodily being.[74] Once more this is a statement in complete accordance with Kant, who praised the Biblical prohibition of images: "Vielleicht gibt es keine erhabenere Stelle im Gesetzbuche der Juden, als das Gebot: Du sollst dir kein Bildnis machen [...]. Eben dasselbe gilt auch von der Vorstellung des moralischen Gesetzes und der Anlage zur Moralität in uns."[75]

---

69 Cf. Berry, Immigration, Acculturation, and Adaptation (cf. n. 6), 10 f.
70 Cf. Homberg, Bne-Zion (cf. n. 27), 8.
71 Ibid.,173.
72 Cf. ibid., 93 f.
73 Cf. ibid., 11.
74 Cf. ibid., 60.
75 Immanuel Kant: Kritik der Urteilskraft. In: Idem: Werke in zehn Bänden. Ed. by Wilhelm Weischedel. Vol. 8: Kritik der Urteilskraft und Schriften zur Naturphilosophie. Sonderausgabe. Darmstadt 1983, 233–620, here 365.

Homberg's philosophy of religion can be summarized in the following sentence: "*Gott durch das Licht der Vernunft erkennen.*"[76] He believed that by observing nature and its changes one could not arrive at a different logical conclusion than faith, and anything that would obscure this *Licht der Vernunft*, such as superstitions, was to be censored.[77] Indeed, superstitions are prohibited by normative Judaism. However, Homberg's long essay against superstition might have been a reaction to the new, charismatic (Hassidic) Jewish streams which put a focus on mysticism, especially the kabbalah. Many of these Hassidic sects originated in Hungarian and Polish territories which belonged to the Austrian Empire. As censor Homberg put several Kabbalistic works on his list of prohibited books.[78]

The process of the Jews' 'Germanization' did not only affect the Jews' education, but also their contribution to the state's economic development. Homberg put an emphasis on labour. He argued that Jews do not receive 'manna from heaven' anymore, that the Talmudic sages were working themselves and that one should not feel ashamed of working.[79] This commitment to employment can also be interpreted as a reaction to the anti-Jewish stereotype of Jews not doing 'proper work', but rather being engaged as merchants and peddlers. Homberg claimed that many young Jewish men chose this path since they wanted to become instantly rich.[80] He spoke of them with great pity. They were, according to him, not investing their youthful energies in useful work, but rather carrying around old worn clothes and selling their sad products with much noise. Homberg warned that the high percentage of Jews amongst the merchant class would awake anti-Jewish stereotypes:

> Dieser herrschende Hang zum Handeln, und besonders das unselige Hausiren, hat unsere Nation in den sehr nachtheiligen Verdacht gebracht, als ob es ihr an gutem Willen fehle, sich auf anderen Wegen außer der Handlung dem Staate nützlich zu machen. Jeder Verdacht [...] schadet, so lang er nicht widerlegt wird. Es ist also unsere Pflicht, denselben dadurch zu vernichten, daß viele junge Leute sich dem Ackerbaue, der Landwirtschaft, der Gärtnerei und dergleichen wiedmen [...].[81]

Homberg also mentioned another anti-Jewish stereotype, namely that Jews would demand higher interests than allowed. He condemned these speculators and wrote that the only thing that makes the usurer different from a thief is that the former is nonviolent.[82] At the same time, he neglected to recount anti-Jewish laws which had prohibited Jews to practice physical labour for centuries. European states did not allow

76 Homberg, Bne-Zion (cf. n. 27), 25.
77 Cf. ibid., 65.
78 Cf. Sinkoff, Out of the Shtetl (cf. n. 15), 223.
79 Cf. Homberg, Bne-Zion (cf. n. 27), 101 f., 127 f.
80 Cf. ibid., 128 f.
81 Ibid., 132.
82 Cf. ibid., 133 f.

many employment opportunities for Jews other than to be involved in trade.[83] Even though Homberg made a short reference to legal hurdles, he asserted that these times were gone, especially in Austria, where a mild government let Jews earn their daily bread in different ways.[84] His silence on structural discrimination is especially visible in the chapter on the citizens' rights and duties. So despite his detailed treatise on human dignity and equality, he failed to note that in the European empires of his time, including in Austria, not all citizens were equal; and not all humans were citizens. He spoke about the importance of judges but did not mention that only Christian men were appointed to this position. He praised the royal army officers but did not acknowledge that Jews could not become army officers; this was first allowed in Austria-Hungary in 1867. He described the hierarchy of the state officials without explaining that Jews had to convert if they wanted to be clerks or other state representatives. This is particularly disappointing given that Homberg had his application to become a professor turned down on account of his Jewishness. The only discriminatory measures he mentioned were the special taxes Jews had to pay in feudal societies, and even then he did not question their legitimacy. On the contrary, he pointed to that part of the Talmud which demanded Jews pay their taxes.[85]

Homberg blamed the Jews above everyone else for their own oppression, and did not address the authorities' role in it. One could speak in Homberg's case of 'victim-blaming' which occurs when victims of a wrongful act are held responsible for the harm that befell them. The ideology of blaming the victim – according to social psychologist William Ryan – is a "systematically motivated, but unintended" distortion of reality which is "rooted in a class-based interest in maintaining the status quo". Ryan held that the so-called victim-blamers are essentializing the minorities in question instead of looking at the core of the problem which is, according Ryan, economic inequality.[86] In particular those who believe in a just society, where people get what they deserve and deserve what they get, tend to blame the victims in order to protect their belief that the world is a just place.[87]

83 Cf. Nina Rowe: The Jew, the Cathedral, and the Medieval City. Synagoga and Ecclesia in the Thirteenth Century. Cambridge 2011, 35.
84 Cf. Homberg, Bne-Zion (cf. n. 27), 135.
85 Cf. ibid., 178 f.
86 William Ryan: Blaming the Victim. New York 1976, 11.
87 Cf. Lauren D. Appelbaum, Mary Clare Lennon, J. Lawrence Aber: When Effort is Threatening. The Influence of the Belief in a Just World on Americans' Attitudes toward Antipoverty Policy. In: Political Psychology 27/3 (2006), 387–402, here 390 f.

The Christianization of Judaism

In the Age of Emancipation, becoming German did not only affect the realms of education, employment and national identity, but also the realm of religion. Liberal Judaism, which emerged from the Haskalah, was heavily oriented around Christian role models. Newly built synagogues were constructed along the lines of Christian churches. Moreover, they were called *Tempel*, since those who attended were no longer praying for the rebuilding of the Jerusalem Temple and the return to Zion, because the German states were now regarded as their Zion. German became the language of the liturgy, and prayer-books were now read from left to right. Congregants no longer wore black skullcaps, coming to temple bareheaded. Rabbis dressed in priest-like robes and held sermons that followed the structure of Schleiermacher's homiletic teachings. Instead of the traditional Jewish coming-of-age ceremonies of bar mitzvah and bat mitzvah, Reform temples introduced confirmation for children. Protestant Christianity was regarded as an example not only in an aesthetic, but also in a theological and ideological sense.[88] This is manifested, for example, in a Liberal Jewish critique and through the abandonment of the Talmud, which had been a target of Christian polemics since the early Middle Ages. According to this critique, the backwardness of the Jews was mainly due to their alleged abandonment of the Bible and stubborn insistence on the Talmud. Several maskilim – such as historian Heinrich Graetz or liberal rabbis Zacharias Frankel and Abraham Geiger – doubted the divine nature of the Talmud and omitted references to rabbinical literature. Rabbis who espoused radical reform, such as Samuel Holdheim, denied all authority to the Talmud.[89]

Homberg was also affected by this anti-Talmudic tendency. For instance, the Talmud was condemned as "un-enlightened" and "un-European" in the Lemberg teachers' seminary.[90] In *Bne-Zion*, too, there is an emphasis on the Hebrew Bible to the cost of rabbinical literature. According to my calculations he quoted from the Torah 83 times and from the Psalms 48 times. Other Biblical sources included the prophets – such as Isaiah (10), Jeremiah (5) and Ezekiel (2) – and other texts – such as Proverbs (28), Ecclesiastes (7) and Daniel (2). The books of Isaiah and Jeremiah were especially popular among maskilim for drawing attention to moral teachings above those of ritual observances. So despite the Talmud having equal status to the Bible in normative Judaism, Homberg cited the former only 17 times. Moreover, he did not mention specific tractates and chapters when it came to the Talmud, in stark

88 Cf. Brenner/Jersch-Wenzel/Meyer, Deutsch-jüdische Geschichte. Bd. 2 (cf. n. 55), 199; Langer, Vergeblich integriert? (cf. n. 7), 99 f.; Meyer, Response to Modernity (cf. n. 15), 129.

89 Cf. Langer, Vergeblich integriert? (cf. n. 7), 101; Michael A. Meyer: "Scripture or Spirit?": The Revelation Question in German-Jewish Thought of the Nineteenth Century. In: Idem: Judaism within Modernity. Essays on Jewish History and Religion. Detroit/MI 2001, 111–126, here 117; Idem, Response to Modernity (cf. n. 15), 81, 113.

90 Cf. Sinkoff, Out of the Shtetl (cf. n. 15), 223.

contrast to his use of Biblical sources. Homberg also quoted 17 times from the Mishnaic tractate Avot (literally: Fathers), also known as 'Ethics of the Fathers'. The high number of quotes from this short tractate might be because of the ethical focus of the text, Avot is the sole Mishnaic tractate to contain little or no halachic rulings.

Parallel to these practical changes, nineteenth-century Jewish intellectuals who were disturbed by Jewish particularism promoted the reform of Jewish religious philosophy. "Reine Vernunft ist für sich allein praktisch, und gibt (dem Menschen) ein allgemeines Gesetz, welches wir das Sittengesetz nennnen", wrote Kant, claiming that only that set of laws can be considered a good set of laws, whose laws apply for all. For him a true religion cannot be particularistic.[91] For this reason, Kant endorsed the abandonment of expressions of Jewish religious identity, such as ritual practices, as an initial step; to be followed by conversion to Christianity at a later time: "Die Euthanasie des Judentums ist die reine moralische Religion, mit Verlassung aller alten Satzungslehren."[92] He taught that the best option for Jews to become useful members of the German society was to publicly accept Jesus and the Gospels. Amid this assimilationist pressure liberal Jewish thinkers, for whom ethics was the heart of Judaism, tried to show that universalism and morality reflected in Jewish tradition did not fall beneath that of Christianity.[93] Homberg, too, presented Judaism as a universalistic religion that would fit into the enlightened world view. This can be seen in the way that Homberg's book does not mention 'Jews', he preferred 'humans', in any of its chapter titles; even though the work's goal was to educate Jews. He did not discuss how Jews should act according to normative Judaism setting out chapter titles such as "Von dem, was der Mensch gegen sich selbst zu beobachten schuldig ist", "Von der Abhängigkeit der Menschen von einander, und der daraus entstehenden Pflichten" and "Von den Pflichten des Menschen als Bürger".[94] This universalism is typical of the whole work, which often reads as a general introduction to ethics rather than a schoolbook for Jewish children.

Homberg also offered a universalistic take on explicitly Jewish topics. For instance, in his explanation of the Shabbat, Homberg did not mention any halachic precepts connected to the day, but interpreted the Shabbat as an opportunity to think about the reason for one's existence.[95] He was not the first maskil to 'de-judify' the Shabbat since some radical reformers had even suggested it be moved to a

91 Immanuel Kant: Kritik der praktischen Vernunft. In: Idem: Werke in zehn Bänden. Ed. by Wilhelm Weischedel. Vol. 6: Schriften zur Ethik und Religionsphilosophie. Erster Teil. Sonderausgabe. Darmstadt 1983, 103–302, here 142.

92 Idem, Der Streit der Facultäten. In: Idem: Werke in zehn Bänden. Ed. by Wilhelm Weischedel. Vol. 9: Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik. Erster Teil. Sonderausgabe. Darmstadt 1983, 261–393, here 321.

93 Cf. Meyer, Response to Modernity (cf. n. 15), 204.

94 Homberg, Bne-Zion (cf. n. 27), vi.

95 Cf. ibid. 72–75.

Sunday.[96] Homberg emphasized that this day was simply “der wöchentliche Ruhetag”, holy for all educated nations in remembering creation through a total pause of all work. Homberg made the Sabbath a universal holiday encouraging good will towards all creation, especially humans.[97] He also considered the ten commandments to be universalistic:

> Bei keinem dieser [...] Gebothe findet man die geringste Spur, als ob sie nur gegen Israeliten, nicht aber gegen Menschen von einer anderen Religion und Abkunft beobachtet werden müßten. Die Schrift verbietet Morden, Unzucht treiben und Stehlen, ohne auf die Person zu sehen, an welcher solche oder andere Verbrechen verübt werden. Bei Gott sind alle Menschen gleich; so verschieden sie in ihren Glaubensmeinungen sind.[98]

In terms of the Biblical commandment of ‘loving one’s neighbour as oneself’, Leviticus 19:18, Homberg explained that *all* humans are the Jews’ neighbours, especially those they live with in the same state and under the same laws; even if they may have different religious opinions. In his reading the term “neighbour” (“Nächster”) refers to all peoples, religions and colours. He disregarded the centuries-old rabbinic debate on what ‘neighbour’ and ‘love’ means. Moreover, when it came to explicitly particularistic laws, Homberg taught that while this kind of separation was necessary in the past, such as in the Mosaic constitution, this was not longer the case. Back then the Israelite nation had to separate itself through its laws from the ‘sinful’ peoples who lived at that time.[99] He believed that religious rituals were not applicable anymore and did not observe the halacha – in the spirit of the Kantian “Euthanasie des Judentums”.[100] Indeed, four of Homberg’s sons converted to Christianity and thereby realized the second step of the Kantian program.[101] This was perhaps the major difference between the Hombergian and Mendelssohnian approaches to the Haskalah. Mendelssohn, who remained halachically observant, expressed his critique in a letter to Homberg: “Über die Nothwendigkeit der Ritualgesetze sind wir nicht einerlei Meinung. Wenn auch ihre Bedeutung als Schriftart oder Zeichensprache ihren Nutzen verloren hätte, so hört doch ihre Nothwendigkeit als Band der Vereinigung nicht auf.”[102] Apparently Mendelssohn saw the sociological importance of keeping the religious commandments, and believed that their role was to keep the Jewish people together.

We can also observe a universalistic tendency in Homberg’s discussion on Jewish-Christian relations. Homberg explained that Jews have to love all humans and all peo-

96 Cf. Meyer, Response to Modernity (cf. n. 15), 139.
97 Homberg, Bne-Zion (cf. n. 27), 74.
98 Ibid., 83.
99 Cf. ibid., 87 f.
100 Cf. Meyer, Response to Modernity (cf. n. 15), 152.
101 Cf. Teufel, Ein Schüler Mendelssohns (cf. n. 17), 190.
102 Moses Mendelssohn an Herz Homberg. 22.09.1783. In: Georg Benjamin Mendelssohn (Ed.): Moses Mendelssohn‘s gesammelte Schriften. Vol. 5. Leipzig 1844, 668–670, here 669.

ples, “so wie unsre Religionsverwandten [...] weil Gott alle Menschen liebt”.[103] This should be especially valid for Christians who, as Homberg maintained, Jews should oppose the least, because many of their core religious principles, such as monotheism and the teaching of loving one’s neighbour, are holy for Jews too.[104] To indicate the similarities between Judaism and Christianity, Homberg used Christian language to describe Jewish scriptures. He restrained from using the Hebrew word ‘Torah’, and used ‘German/Christian’ names for the Mosaic books (“1 Moses”, “2 Moses”, etc.) instead of the ‘Hebrew/Jewish’ terminologies (‘Breshit’, ‘Shmot’, etc.). Homberg did the same in the case of other Biblical books. For instance, he referred to the book of ‘Kohelet’ as “Pred. Salom.” (Predigten Salomons); and referred to the Hebrew Bible – known among Jews as the ‘Tanach’ which is an abbreviation for Torah (Ta), Prophets (Na) and other writings (Ch) – as “heilige Schrift”, “Schrift” or simply “Bibel”. While these names for the Hebrew Bible are not incorrect, they can be described as a Christian-influenced terminology.[105]

Assimilation in vain? Homberg and the Jews in the German-speaking territories

Despite Homberg’s commitment to the cause of the Josephinian reforms and the Enlightenment, his legacy is ambivalent. As Israel Bartal wrote, “Homberg played a Janus-faced role: he represented the intentions of the government to ‘civilize’ the ‘native’ population, the same population of which he was part, although he had moved into a new Jewish cultural elite”.[106] The Galician Jews did not trust Homberg’s schools and the Austrian authorities did not derive any satisfaction either. By 1806 the schools that had been established by Homberg in Galicia were more or less all dysfunctional as *Jewish* schools and were eventually closed by imperial decree. Despite the authority’s measures, local Jews refused to send their children to Homberg’s school. The Emperor even published announcements in Galician synagogues expressing dissatisfaction with the community and Homberg’s schools were eventually integrated into the federal school system.[107] Homberg returned to work as a censor and an author in Vienna until 1814, when he moved back to Prague after his residence permit for Austria was not extended. After that he initially tried to establish an ‘enlightened’ rabbinical seminary in Prague. However, this failed due to resistance from the local Jewish community.[108] In 1818, he was assigned to be an instructor in

103 Homberg, Bne-Zion (cf. n. 27), 143.
104 Cf. ibid., 142–145.
105 Ibid., 50, 68, 72, 100, etc.
106 Bartal, The Jews of Eastern Europe (cf. n. 4), 75.
107 Cf. ibid., 75 f.; Balaban, Homberg in Galizien (cf. n. 18), 201 f.; Teufel, Ein Schüler Mendelssohns (cf. n. 17), 189.
108 Cf. Teufel, Ein Schüler Mendelssohns (cf. n. 17), 190.

religious ethics for students attending gymnasiums in Prague, where he also worked as a Jewish private tutor. His appointment was, according to Hillel J. Kieval, “a sure indication of the breadth of Enlightenment indoctrination in the capital”.[109] Homberg served in this function till his death in 1841.[110]

In his 1783 letter to Herz Homberg, Moses Mendelssohn warned the Austro-Bohemian educator and writer of being too enthusiastic about Joseph II’s reforms. The Berlin philosopher was skeptical and worried that despite promises the edict would not lead to the Jews’ liberation in the Austrian Empire.

> Von der Toleranz, welche in allen Zeitungsblättern so sehr herrscht, habe ich bei weitem noch die günstige Meinung nicht, die Sie davon zu erkennen geben. So lange noch das Vereinigungssystem im Hinterhalte lauert, scheint mir diese Toleranzgleißnerei noch gefährlicher als offene Verfolgung. Montesquieu hat schon in seinen *lettres persannes* [Persian Letters – A. L.], wo ich nicht irre, den verderblichen Gedanken gehabt, daß das beste Mittel zur Bekehrung nicht Härte und Verfolgung, sondern Sanftmuth und Duldung sei; und mir kommt es vor, als wenn dieses eigentlich, und nicht Weisheit und Menschenliebe, jetzt das herrschende Principium sein wolle.[111]

Mendelssohn understood as early as 1783, that the Enlightenment’s promises of tolerance and Jewish assimilation were not the answer to the Jews’ endangered situation. The Berlin philosopher saw that keeping its own religious identity were key to Judaism’s survival. Nevertheless, almost the whole Jewish population changed its norms amid the Enlightenment’s assimilationist pressure. Naftali Herz Homberg was just one of the many who contributed to Judaism’s Germanization and Christianization, with a view to them being accepted within majoritarian society. As we learn from later developments in Central and Eastern European history though, neither assimilation nor other acculturation strategies saved the Jews from being treated as ‘the other’.

109 Kieval, Languages of Community (cf. n. 35), 60.
110 Cf. Mendelssohn, Moses Mendelssohn’s Briefe an Herz Homberg (cf. n. 19), 654.
111 Moses Mendelssohn an Herz Homberg. 01.03.1784. In: Georg Benjamin Mendelssohn (Ed.): Moses Mendelssohn‘s gesammelte Schriften. Vol. 5. Leipzig 1844, 675–678, here 676 f.

Benedikt Stimmer

‚Zivilisierung' durch Sprache?

Die Verbreitung des Deutschen im Rahmen der habsburgischen Schulpolitik in Galizien 1772 – 1790

Zusammenfassung: Mit Galizien fiel 1772 ein großes und bevölkerungsreiches Gebiet an die Habsburgermonarchie, das den staatlichen Beamten von Beginn an als ‚innere Kolonie' erschien. Vor dem Hintergrund der Vorstellung einer imperialen Zivilisierungsmission muss auch die Sprachenpolitik betrachtet werden, die sich in der neuen Provinz schon unter Maria Theresia eng mit schulpolitischen Fragen verband und auf eine öffentliche Durchsetzung des als Kultursprache verstandenen Deutschen gegenüber dem Polnischen abzielte. Unter Joseph II. berührte die kulturmissionarisch wie utilitaristisch legitimierte Expansion der deutschen Sprache noch stärker als zuvor den Elementarschulbereich. Eine besondere Ausprägung erfuhr diese volksaufklärerisch motivierte Politik im Bereich des jüdischen Schulwesens, in dem sich die Verbreitung des Deutschen explizit mit dem Wunsch nach einer sittlich-moralischen ‚Besserung' der galizischen Juden verband. Neben dem Widerstand der jüdischen Gemeinden verdeutlichte spätestens 1790 vor allem die Opposition des galizischen Adels, der im 19. Jahrhundert eine weitgehende Zurückdrängung des Deutschen zugunsten des Polnischen erreichte, das Scheitern der josephinischen Politik.

Schlagwörter: Galizien; Schulwesen; Sprachpolitik; deutsche Sprache; Zivilisierungsmission; Josephinismus; Habsburgermonarchie

Abstract: In 1772 the Habsburg Monarchy acquired the extensive and densely populated province of Galicia which, from the beginning, was regarded as an 'inland colony' by state officials. This understanding of a civilizing mission in the imperial East provided the discursive foundation for early Austrian language policy. It was one which generally favoured German over the vernacular Polish and was inherently linked to the establishment of Maria Theresa's new school system in the multi-ethnic region. Under Joseph II, the expansion of the German language appears to be even more strongly connected to the development of elementary schools in Galicia. This interrelation, motivated by the Emperor's desire for popular Enlightenment as well as the consolidation of power, manifested itself most forcefully within the public Jewish school system, where Germanisation was managed as a means of civilization towards Galicia's Jewish population. The failure of these language policies was evident at latest by 1790, when the Polish nobility openly resisted the dissemination of German in the province and were able to enforce a process of Polonization over the course of the 19th century.

Keywords: Galicia; school system; language policy; German language; civilizing mission; Josephinism; Habsburg Monarchy

Benedikt Stimmer, M. A., Aslangasse 2/4/6, 1190 Wien, Österreich, benedikt.stimmer@yahoo.de

https://doi.org/10.1515/9783110671827-011

Eine habsburgische *mission civilisatrice*

Von ‚Zivilisierungsmissionen' ist traditionell meist im kolonialen Kontext die Rede, vor allem im Zusammenhang mit dem Imperialismus des 19. Jahrhunderts. Dass gerade die Teilungen Polens, bei denen große, in Westeuropa oft als rückständig geltende Gebiete Ostmitteleuropas unter österreichische, preußische und russische Herrschaft gerieten, bislang fast ausnahmslos von jenen historiographischen Diskursen ausgeklammert wurden, bietet Anlass zur Verwunderung. Immerhin handelte es sich bei der Integration der neuen Provinzen vor allem im Fall der Habsburgermonarchie und Preußens um Zivilisierungsmissionen *par excellence*, da sich deren Monarchen als aufgeklärte Herrscher mit zivilisatorischem Sendungsbewusstsein begriffen und die Teilungen zudem schon von den Zeitgenossen vielfach unter diesem Gesichtspunkt wahrgenommen wurden. So war insbesondere die erste Aufteilung der von weiten Kreisen der aufgeklärt-bürgerlichen Gesellschaft als anarchisch und reformbedürftig angesehenen *Rzeczpospolita* für Johann Gottfried Seume etwa „unstreitig zur Wohltat für die Menschheit",[1] und auch Voltaire lobte 1772 das Teilungsprojekt („ce grand projet") als „noble" und „utile".[2]

Ausgehend von diesen Überlegungen wird im Folgenden die habsburgische Regierungspraxis in Galizien bis zum Tod Kaiser Josephs II. 1790 in den Blick genommen – in jenem Gebiet also, das für die kaiserliche Bürokratie unter Zuhilfenahme kolonialer Raumanalogien ein österreichisches ‚Sibirien' darstellte und in der imperialen Wahrnehmung von Beginn an als periphere, unterentwickelte Region konstituiert wurde.[3] Indem die habsburgische *mission civilisatrice* in Galizien unter einem sprachpolitischen Gesichtspunkt betrachtet wird, soll im Speziellen danach gefragt werden, inwieweit sich die Verbreitung der deutschen Sprache im Rahmen des neuen staatlichen Schulwesens als Ausdruck einer ‚aufgeklärt-absolutistischen' Kulturmission werten lässt. In Anlehnung an Almut Steinbach, die einen ähnlichen Ansatz bereits im Zusammenhang mit der

---

1 Johann Gottfried Seume: Über das Leben und den Karakter der Kaiserin von Russland Katharina II. In: Ders.: Werke. Hg. v. Jörg Drews. Bd. 2. Frankfurt/M. 1993, S. 229 – 327, hier S. 259. Seume, der an den Verhandlungen selbst beteiligt war, diente die Auffassung der Teilungen als Zivilisierungsmission nicht zuletzt auch zur Selbstlegitimation. Vgl. Hans-Jürgen Bömelburg, Andreas Gestrich, Helga Schnabel-Schüle: Die Teilungen Polen-Litauens als Zäsur einer europäischen Strukturgeschichte. Komparative Überlegungen jenseits der Nationalgeschichtsschreibung. In: Dies. (Hg.): Die Teilungen Polen-Litauens. Inklusions- und Exklusionsmechanismen – Traditionsbildung – Vergleichsebenen. Osnabrück 2013, S. 9 – 35, hier S. 20 f.

2 Voltaire to Catherine II, empress of Russia. Ferney, 29.05.1772. In: Ders.: Correspondence and Related Documents. Hg. v. Theodore Besterman. Bd. 38: July 1771–July 1772. Oxford 2013 (The Complete Works of Voltaire 122), S. 401 – 403, hier S. 402.

3 Vgl. Klemens Kaps: Kulturelle Trennlinien und wirtschaftliche Konkurrenz. Galizische Modernisierungsdiskurse zwischen Subalternität und Dominanz in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In: Alexander Kratochvil, Renata Makarska, Katharina Schwitin, Annette Werberger (Hg.): Kulturgrenzen in postimperialen Räumen. Bosnien und Westukraine als transkulturelle Regionen. Bielefeld 2013 (Edition Kulturwissenschaft 11), S. 33 – 60, hier S. 34.

Verbreitung des Englischen im 19. Jahrhundert in Ceylon und den Protected Malay States verfolgt hat, geht es also auch hier um die Sichtbarmachung von Sprache „als eine derjenigen Dimensionen von Kultur, die für die Zivilisierungsmission [...] instrumentalisiert wurden"[4] – schließlich muss imperiale Sprachpolitik nach dem Motto ‚cuius regio, eius lingua' immer als Ausdruck von Machtverhältnissen begriffen werden.[5]

Um die Hintergründe und Überlegungen zur Expansion des Deutschen im galizischen Schulwesen seit Maria Theresia nachzuzeichnen, wird im Folgenden auf Aktenmaterial der bis 1791 bestehenden Studienhofkommission aus dem Allgemeinen Verwaltungsarchiv in Wien zurückgegriffen. In den meisten Fällen handelt es sich dabei um Korrespondenzen zwischen dem Gubernium in Lemberg (L'viv, Lwów) und der Wiener Zentralbehörde. Da aus der Fragestellung nahezu zwangsläufig eine Methodik hervorgeht, die sich der Identifikation nicht unmittelbar einsichtiger Diskurse verschreibt – immerhin kann davon ausgegangen werden, dass Zivilisierungsdiskurse in den meisten Fällen als dialogisierender Hintergrund der jeweiligen Quellen präsent sind –, wird bei der Analyse auf Anregungen der Historischen sowie vor allem auch der Kritischen Diskursanalyse zurückgegriffen.

Die ‚Revindikation' Galiziens

1772 fiel rund ein Drittel des polnischen Staatsgebiets an die drei Teilungsmächte, wobei die Habsburgermonarchie mit Galizien den bevölkerungsreichsten Anteil erhielt.[6] Die Zahl der Einwohner, die sich hauptsächlich aus unierten Ruthenen, katholischen Polen sowie einer bedeutenden jüdischen Minderheit zusammensetzten, betrug Mitte der 1770er Jahre gut zweieinhalb Millionen und stieg bis 1790 bereits auf deutlich über drei Millionen an.[7] Neben der „militärische[n] Festigung des Grenzgebietes" war das wichtigste Ziel der neuen Administration die „Anhebung des Lebensstandards der Bevölkerung im aufklärerischen Geist und mit politischen Hinterabsichten", namentlich einer „Bindung der Bevölkerung an das neue Herrscherhaus".[8] Dass dies kein einfaches Unterfangen war, bemerkte schon 1772 der erste Provinz-

4 Almut Steinbach: Sprachpolitik und Zivilisierungsmission im Britischen Empire. Die Verbreitung der englischen Sprache im 19. Jahrhundert in Ceylon und den Protected Malay States. In: Boris Barth (Hg.): Zivilisierungsmissionen. Imperiale Weltverbesserung seit dem 18. Jahrhundert. Konstanz 2005 (Historische Kulturwissenschaft 6), S. 149–168, hier S. 152.

5 Vgl. Florian Coulmas: Sprache und Staat. Studien zur Sprachplanung und Sprachpolitik. Berlin-New York 1985 (Sammlung Göschen 2501), S. 114 f.

6 Vgl. Michael G. Müller: Die Teilungen Polens 1772 – 1793 – 1795. München 1984, S. 39.

7 Vgl. Rudolf A. Mark: Galizien unter österreichischer Herrschaft. Verwaltung – Kirche – Bevölkerung. Marburg 1994 (Historische und landeskundliche Ostmitteleuropa-Studien 13), S. 53–63.

8 Hans-Christian Maner: Galizien. Eine Grenzregion im Kalkül der Donaumonarchie im 18. und 19. Jahrhundert. München 2007 (Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Wissenschaftliche Reihe Geschichte und Zeitgeschichte 111), S. 35.

gouverneur Graf von Pergen, für den sich der „sehr schlecht[e]“ Zustand des Landes „der Einführung einer guten Regierung auf allen Seiten entgegen[stellte]“.[9] Sein Vorschlag einer graduellen administrativen Eingliederung, die auf lokale Gegebenheiten Rücksicht nehmen sollte, stieß bei Maria Theresia und mehr noch bei ihrem Sohn Joseph jedoch auf wenig Gegenliebe – schließlich erschien dem Kaiser das Land „in the light of his own Josephine sense of imperial mission“.[10] Pergens rasche Absetzung änderte allerdings wenig an der langsamen Angleichung der galizischen Verhältnisse an jene in der restlichen Monarchie, lag diese doch primär darin begründet, dass die neue Provinz „keine Tradition als einheitliche Geschichtsregion besaß“, also eine künstlich geschaffene politische Einheit war.[11]

An dieser Künstlichkeit vermochte auch der habsburgische Legitimismus nichts zu ändern, der sich durch die historisch nicht begründete Grenzziehung sowie die Zuweisung der galizischen Angelegenheiten an die Böhmisch-Österreichische Hofkanzlei[12] und trotz der Ansprüche, die von der ungarischen Königstitulatur abgeleitet wurden, selbst unterminierte. Vor allem das Verhältnis zum polnischen Adel musste sich in dieser Hinsicht konfliktträchtig gestalten, gründete sich die legitimistische Haltung Wiens doch auf das ‚ius postliminii‘, das ‚Rückkehrerrecht‘, das man für älter als die Privilegien der im Gesellschafts- und Wirtschaftsleben dominierenden *Szlachta* erachtete.[13] Laut Hans-Jürgen Bömelburg stellte sich dieser Elitenkonflikt zwischen dem „barock erzogenen, von republikanischen und widerständigen Traditionen des Sarmatismus durchtränkten“ Adel und einer landfremden Beamtenschaft, „die nüchterne Staatsräson, Gehorsam und zweckmäßig-utilitaristisches Denken verinnerlicht hatte“,[14] einer erfolgreichen Integration Galiziens in den Gesamtstaat entgegen und schuf in weiterer Folge Bedingungen, in denen „ein neues, national verortetes Begriffssystem an Gewicht gewann“.[15]

Im Zusammenhang mit der ‚Revindikation‘ Galiziens konstatiert Hans-Christian Maner beiden Monarchen einen deutlichen missionarischen Impetus. Schon bei Maria Theresia bestand das „Bild einer ehrerbietigen Provinz [...], deren Bewohner das aufklärerische Programm des Kaisers in sich aufgesogen hatten und sich regelrecht da-

9 Österreichisches Staatsarchiv, Allgemeines Verwaltungsarchiv (ÖStA, AVA). Hofkanzlei. Kt. 229: Pro Nota des Grafen von Pergen. 30.08.1772.

10 Larry Wolff: The Idea of Galicia. History and Fantasy in Habsburg Political Culture. Stanford 2010, S. 16.

11 Maner, Galizien (wie Anm. 8), S. 40.

12 Vgl. Horst Glassl: Das österreichische Einrichtungswerk in Galizien 1772–1790. München 1975, S. 87.

13 Vgl. Maner, Galizien (wie Anm. 8), S. 39–41. Darüber hinaus bestand auch eine grundsätzlich abschätzige Wahrnehmung des Adels und seiner ‚polnischen Wirtschaft‘. Vgl. Hubert Orłowski: „Polnische Wirtschaft“. Zum deutschen Polendiskurs in der Neuzeit. Wiesbaden 1996, S. 48.

14 Hans-Jürgen Bömelburg: Inklusion und Exklusion nach der Ersten Teilung Polen-Litauens. Die österreichische, preußische und russländische Regierungspraxis in Galizien, Westpreußen und den weißrussischen Gouvernements Polack und Mahilëŭ im Vergleich (1772–1806/07). In: Ders./Gestrich/Schnabel-Schüle (Hg.): Die Teilungen Polen-Litauens (wie Anm. 1), S. 171–200, hier S. 196.

15 Ebd., S. 200.

nach sehnten, ‚erzogen zu werden'".[16] Unter Josephs alleiniger Regentschaft ab 1780 erreichte diese Entwicklung ihren Höhepunkt, wollte der Kaiser Galizien doch mittels übereilter Reformen zur Musterprovinz umgestalten, wobei ihm laut Horst Glassl „der nüchterne Blick für das politisch Mögliche und das historisch Gewachsene" fehlte.[17] Während es schon zu Beginn kein Verwaltungskonzept, keine Richtlinien und darüber hinaus unklare Zuständigkeiten gegeben hatte, setzte sich diese uneinheitliche Entwicklung im josephinischen Jahrzehnt fort.[18] Nichtsdestoweniger vollzog sich in dieser Zeit jedoch ein Prozess, den Larry Wolff als „cultural construction of Galician provincial identity" bezeichnet.[19] Die josephinische Publizistik, die in dem neuen Randgebiet „ein[en] Raum der Appropriations- und Zivilisierungsprojekte" erkannte,[20] schuf bis etwa 1790 unter Miteinbezug tradierter Polenstereotype die Basis für jenen Galiziendiskurs, der noch bis weit ins 19. Jahrhundert die Politik in der imperialen Peripherie entscheidend prägte.

Die sprachliche Konzeption des neuen galizischen Schulwesens unter Maria Theresia

Bereits Graf Pergen bemerkte nach der Inbesitznahme Galiziens, dass das dortige „Schul-Wesen und die Seminaria [...] in dem elendesten Stande" seien, und empfahl die Einführung des in Erarbeitung befindlichen Normalschulsystems – nicht zuletzt, um der Bevölkerung „ein[en] ganz andere[n] Nationalgeist" einzuflößen.[21] Dieser Vorschlag nahm konkretere Gestalt an, als Maria Theresia die Einrichtung des galizischen Schulwesens der Studienhofkommission als oberster staatlicher Unterrichtsbehörde unterstellte und am 10. Mai 1774 deren Vorsitzenden, Baron von Kressel, anwies, die „Lage des dasigen Studien-Wesens" zu sondieren und ein Gutachten zu erstellen, wie jenes „auf den deutsch-erbländischen Fuß einzurichten seyn dörfte".[22] Am 2. Januar 1775 erhielt das Gubernium in Lemberg schließlich die im Dezember des Vorjahres publizierte, von Johann Ignaz von Felbiger erarbeitete *Allgemeine Schulordnung, für die deutschen Normal= Haupt= und Trivialschulen* mit

16 Maner, Galizien (wie Anm. 8), S. 216.
17 Glassl, Einrichtungswerk (wie Anm. 12), S. 249.
18 Vgl. Bömelburg, Inklusion und Exklusion (wie Anm. 14), S. 181.
19 Wolff, The Idea of Galicia (wie Anm. 10), S. 14.
20 Larissa Cybenko: Ad imperii marginem. Die Natur Galiziens aus der Perspektive des Reisens in der Epoche des Josephinismus. In: Harald Haslmayr, Andrei Corbea-Hoişie (Hg.): Pluralität als kulturelle Lebensform. Österreich und die Nationalkulturen Südosteuropas. Wien-Berlin 2013 (Transkulturelle Forschungen an den Österreich-Bibliotheken im Ausland 8), S. 223–254, hier S. 251 f.
21 Zit. nach Anna Maria Harbig: Die aufgezwungene Sprache. Deutsch in galizischen Schulen (1772–1848). Białystok 2016, S. 45.
22 ÖStA, AVA. Studienhofkommission (StHK). Sign. 17. Kt. 79: Schreiben Maria Theresias an Baron Kreßel. 10.05.1774.

dem Auftrag, einen entsprechenden Patententwurf für Galizien zu erarbeiten.[23] Der daraufhin vom Gubernialrat Johann Christoph von Koranda erstellte Vorschlag kann als ‚Grundlagenpapier' für die Einrichtung des staatlichen Schulwesens in der neuen Provinz gelten.

Für Koranda ergaben sich aus seinen Betrachtungen „über die Grundverfassung, Religion, und den National Charakter des Landes"[24] entscheidende Fragen nicht nur in puncto der religiös-moralischen Erziehung, sondern auch in Bezug auf die Sprachenvielfalt der neuen Provinz. Dass Sprach- und Schulpolitik zu dieser Zeit bereits als eng miteinander verwoben erscheinen, lag in den bildungspolitischen Leitprinzipien „Uniformität, Utilität und Funktionalität" begründet[25] – so galt das Wohl eines nach einheitlichen Grundsätzen verfassten habsburgischen Staatsverbandes als „übergeordnetes Leitziel".[26] Während die ‚deutschen Schulen' allen Untertanen „ein Mindestmaß an Elementarbildung" vermitteln sollten,[27] fiel dem höheren Schulwesen die Aufgabe zu, „das Deutsche als neue und unbestrittene Amts- und Kultursprache zu etablieren".[28] In seinen *Ohnmaaszgebigen Gedanken* betonte Koranda ebendiese Bedeutung des Deutschen, empfahl jedoch zugleich, nur in den größeren Städten Galiziens den deutschen Unterricht einzuführen – schließlich war dessen flächendeckende Installation finanziell wie personell undurchführbar.[29] Um diese Politik kulturell zu legitimieren, stellte Koranda in seinem Entwurf wiederholt eine zivilisatorische Rückständigkeit der neuen Provinz heraus – laut Klemens Kaps ein entscheidendes „Dispositiv des Reformdiskurses" im Josephinismus[30] – und wertete das Polnische ab. Felbigers Schulordnung folgend, hätte in den galizischen Volksschulen für die „römisch katholische Jugend"[31] – die ruthenisch-unierte Bevölkerung wurde von Koranda de facto vom staatlichen Schulwesen ausgeschlossen – nämlich zweifelsfrei polnische Sprachlehre unterrichtet werden müssen. Koranda bemühte sich jedoch, das Polnische als hierfür ungeeignet

23 Vgl. Isabel Röskau-Rydel: Kultur an der Peripherie des Habsburger Reiches. Die Geschichte des Bildungswesens und der kulturellen Einrichtungen in Lemberg von 1772–1848. Wiesbaden 1993 (Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund 15), S. 65.

24 ÖStA, AVA. StHK. Sign. 17. Kt. 79: Ohnmaaszgebige Gedanken. 1775.

25 Gerald Grimm: Expansion, Uniformisierung, Disziplinierung. Zur Sozialgeschichte der Schulerziehung in Österreich im Zeitalter des aufgeklärten Absolutismus. In: Wolfgang Schmale, Nan L. Dodde (Hg.): Revolution des Wissens? Europa und seine Schulen im Zeitalter der Aufklärung (1750–1825). Ein Handbuch zur europäischen Schulgeschichte. Bochum 1991, S. 225–254, hier S. 234.

26 Peter Haslinger: Sprachendynamik und imperiale Herrschaft in der Habsburgermonarchie 1740–1914. In: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 57/1 (2008), S. 81–111, hier S. 84 f.

27 Grimm, Sozialgeschichte der Schulerziehung (wie Anm. 25), S. 234.

28 Haslinger, Sprachendynamik (wie Anm. 26), S. 85.

29 Vgl. Harbig, Die aufgezwungene Sprache (wie Anm. 21), S. 49.

30 Klemens Kaps: Kulturelle Vorstellungswelten der Politischen Ökonomie. Bilder des habsburgischen Ostens im kameralistischen Diskurs zwischen den Wendejahren 1683 und 1815. In: Christoph Augustynowicz, Agnieszka Pufelska (Hg.): Konstruierte (Fremd-?)Bilder. Das östliche Europa im Diskurs des 18. Jahrhunderts. Berlin-Boston 2017, S. 179–199, hier S. 192.

31 Ohnmaaszgebige Gedanken (wie Anm. 24).

herauszustellen. So referierte er auf die Kultivierung und Konsolidierung der deutschen Standardsprache, wie sie seit der Jahrhundertmitte auch im katholischen Süden erfolgt war,[32] und stellte insbesondere die vermeintliche Sprachrichtigkeit und den Reichtum des Deutschen anhand seiner ‚Literaturfähigkeit‘ heraus. Demgegenüber erschien dem Schulreferenten die polnische Sprache mit ihrer angeblich starken dialektalen Gliederung als unterlegen. Indem Koranda sie „ein Gewebe von mehrerley Sprachen“ nannte,[33] sprach er das im zeitgenössischen Denken vernichtende Verdikt der ‚Mischsprache‘ aus und verweigerte ihr das zentrale ‚Gütesiegel‘ der sprachlichen ‚Reinheit‘.[34] Resümierend empfahl er daher, „die Lehrer der Normalschule mit der Sprachlehre der Muttersprache zu verschonen“.[35] Nun dürfen die *Ohnmaaszgebigen Gedanken* nicht dahingehend missverstanden werden, dass Koranda das Polnische gänzlich aus den Schulen verbannen wollte – immerhin betonte der Schulreferent explizit die Notwendigkeit von Schulbuchübersetzungen. Allerdings zielte die Weigerung zur Abfassung einer polnischen Schulgrammatik bei gleichzeitig nicht vorgesehenem Einsatz ausländischer Lehrmaterialien laut Anna Maria Harbig darauf ab, „die Muttersprache auf einfachste Kommunikation zu beschränken und deren Entfaltung als Medium des Denkens, als Träger von Kultur und Identität zu verhindern“.[36] Dafür spricht auch die Tatsache, dass in weiterer Folge hauptsächlich zweisprachige Lehrer aus Böhmen und Mähren als galizische Lehrkräfte angeworben wurden, man es also für ausreichend befand, ein dem Polnischen „verwandtes Idiom“ zu beherrschen.[37]

In Wien wurde der Patententwurf des Lemberger Schulreferenten zunächst von der Niederösterreichischen Schulkommission diskutiert, der mit Felbiger auch der Verfasser der *Allgemeinen Schulordnung* angehörte. In einer Sitzung am 15. Mai 1775 zeigte man sich mit den Vorschlägen in großen Teilen einverstanden, lediglich die Ausklammerung der ruthenischen Bevölkerung vom neuen Schulwesen hielt man für „bedenklich“.[38] Kritisiert wurde zudem die Empfehlung Korandas, „die deutsche

32 Vgl. Peter von Polenz: Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Bd. 2: 17. und 18. Jahrhundert. Berlin-New York 1994, S. 168 f.

33 Ohnmaaszgebige Gedanken (wie Anm. 24).

34 Diese Bemerkungen sind im Kontext einer aufklärerischen Sprachkritik zu lesen, die sich gegen „die als modisch-affektiert oder scheingelehrt und daher unnötig empfundene Verwendung von Fremdwörtern“ richtete. Andreas Gardt: Nation und Sprache in der Zeit der Aufklärung. In: Ders. (Hg.): Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart. Berlin-New York 2000, S. 169–198, hier S. 183.

35 Ohnmaaszgebige Gedanken (wie Anm. 24).

36 Harbig, Die aufgezwungene Sprache (wie Anm. 21), S. 56.

37 Ulrike Eder: „Auf die mehrere Ausbreitung der teutschen Sprache soll fürgedacht werden“. Deutsch als Fremd- und Zweitsprache im Unterrichtssystem der Donaumonarchie zur Regierungszeit Maria Theresias und Josephs II. Innsbruck u. a. 2006 (Österreichische Beiträge zu Deutsch als Fremdsprache B 9), S. 132.

38 ÖStA, AVA. StHK. Sign. 17. Kt. 79: Protokollsauszug der N. Ö. Schulkommission. 15.05.1775. Da Korandas diesbezügliche Vorschläge in Wien keine wesentlichen Änderungen mehr erfuhren, handelte es sich hierbei um eine folgenreiche bildungspolitische Weichenstellung.

Sprache ausser zu Lemberg und in den Gymnasien auf dem Lande nicht [zu lehren]“, musste es doch

> unstrittig zur Verbesserung und Verfeinerung der Sitten und zur Abschleifung der rauhen Gedenkensart sehr vieles beytragen, wenn die deutsche Sprache dort Landes unter den Innwohnern aller Stände mehr verbreitet wird: Selbsten in die politische Verfassung kann dieses einen starken Einfluß haben, indem es dazu beyträgt, daß diese nunmehr unter deutscher Beherrschung stehende Nation vielmehr Neigung zu solcher gewinne [...].[39]

Auffällig ist an dieser Begründung nicht bloß der klar herausgestellte Konnex zwischen Sprache und Denken sowie Sittlichkeit, sondern auch die Reihung der Argumente, erscheint doch die utilitaristische Vorstellung von der einheitlichen Staatssprache klar als zweitrangig. Man gewinnt gar den Eindruck, als wäre der Einfluss der erörterten sprachpolitischen Maßnahmen auf „die politische Verfassung“ nur ein willkommener Nebeneffekt des zivilisatorischen Sendungsbewusstseins der neuen Staatsmacht – subjektive Rechtfertigung und objektiver Zweck klaffen also merklich auseinander. Nach dieser Klarstellung, dass es sehr wohl langfristiges Ziel der staatlichen Schulpolitik sein müsste, das Deutsche auch in den ländlichen Gebieten Galiziens zu verbreiten, besann man sich letztlich jedoch auf den von Koranda geäußerten Pragmatismus, konkrete Maßnahmen vorerst nur im städtischen Raum zu treffen. Felbiger, der in einem separat eingereichten Votum Kritik an den Vorschlägen des Schulreferenten übte,[40] konnte sich mit seinem Plädoyer für das Lehrziel der polnischen Sprachlehre an den galizischen Volksschulen nicht durchsetzen.

Es sollte noch fast zwei Jahre dauern, bis die Hofkanzlei der Kaiserin den Vorschlag zur Einführung des Normalschulwesens in Galizien vorlegte. Bezeichnenderweise wurde auch 1777 Korandas Empfehlung, wonach die „Muttersprache, namlich die pohlnische derzeit nicht gelehret werden [könne], weil sie nicht in sichere Regeln gebracht wäre, und in verschiedenen Provinzen Pohlens anders gesprochen werde“, noch kommentarlos wiederholt, um zu resümieren, dass „auf die Verbesserung der polnischen Sprache kein sonderlicher Bedacht zu nehmen seyn dürfte“.[41] Was den polnischen Adel betraf, so ging die Absicht der Hofkanzlei dahin, „bey demselben vielmehr die teutsche Sprache nach und nach so viel immer thunlich gemein zu machen“, und man betonte, dass „seit der Revindication der Gebrauch der pohlnischen Sprache [...] bereits gänzlich abgestellet worden“ sei.[42] Nach dieser Bagatellisierung der Stellung des Polnischen und der Beschönigung der sprachlichen Zustände in Galizien machte die Anregung von Schulbuchübersetzungen offenkundig keinen großen Eindruck auf die Kaiserin, die unter dem Vortrag notierte:

---

39 Ebd.
40 Vgl. ÖStA, AVA. StHK. Sign. 17. Kt. 79: Votum des Saganischen Prälaten. 1775.
41 ÖStA, AVA. StHK. Sign. 17. Kt. 79: Vortrag der Hofkanzlei. Wien, 15.03.1777.
42 Ebd.

> Ich bin in allen mit diesen wohl verfasten Plan verstanden das die Sache nur keinen Auffenthalt mehr bekome. Wegen Übersetzung in die pohlnische Sprach bin nicht so pressirt das vor allen die teutsche Sprach alda solle vervielfältigt werden […].[43]

Letztlich konnte sich aber auch Maria Theresia nicht gegen diese Notwendigkeit stellen, zumal die Zeit drängte – bereits im Herbst 1775 hatte die Lemberger Normalschule ihren Betrieb aufgenommen.[44] Am 22. März 1777 wurde der Patententwurf daher nach Lemberg gesandt, wo er bis 1805 als galizische Schulordnung diente.[45] Indes stellte sich bereits bei der Gründung der Normalschule, die als ‚Musterschule' der Provinz auch zur Ausbildung weiterer Lehrer angedacht war, der eklatante Personalmangel als größtes Problem der staatlichen Schulpolitik dar. Gemäß den üblichen Schritten – „Bestellung von Schulkommissionen, Einrichtung von Normalschulen, Ausbildung von Lehrern und Ausbau des Schulnetzes"[46] – wurde auch in Galizien per Hofdekret vom 27. März 1776 eine eigene Schulkommission gegründet,[47] deren Tätigkeit aufgrund personeller Überforderung aber überschaubar war. Bis 1780 blieb die Lemberger Normalschule die einzige neu eingerichtete Schule in der ganzen Provinz,[48] und Joseph II. zeigte sich auf seiner zweiten Galizienreise im selben Jahr enttäuscht über den langsamen Aufbau des Schulwesens.[49] Als Graf von Gallenberg, der Leiter der Schulkommission, noch 1783 berichtete, dass bislang nur in Lemberg die Schulen „eine zweckmäßigere Leitung" erhalten hätten,[50] befahl der Kaiser kurzerhand die Aufhebung der „dem Schulwesen mehr schädlich als nützlich gewesenen Studien Commission".[51]

Wie bereits angeklungen, legte die theresianische Schulpolitik ihren Fokus auf den Aufbau des staatlichen Elementarschulwesens. Dieser Schwerpunkt im primären Bildungssektor muss im Kontext einer „sozial restriktive[n] Bildungspolitik" betrachtet werden, die den Wandel des Gymnasiums „von der reinen, prinzipiell allen sozialen Schichten zugänglichen Ordensinstitution […] zur staatlichen, sozial exklusiven Bildungsinstitution" vollzog.[52] In sprachpolitischer Hinsicht ist hierbei vor allem der 1775 eingeführte Lehrplan des Piaristen Gratian Marx von Bedeutung, der dem Deutschen eine Vorzugsstellung an den Gymnasien einräumte[53] und zu-

43 Ebd.
44 Vgl. Eder, Deutsch als Fremd- und Zweitsprache (wie Anm. 37), S. 128.
45 Vgl. Harbig, Die aufgezwungene Sprache (wie Anm. 21), S. 46.
46 Helmut Engelbrecht: Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs. Bd. 3: Von der frühen Aufklärung bis zum Vormärz. Wien 1984, S. 132.
47 Vgl. ÖStA, AVA. StHK. Sign. 1. Kt. 1: Dekret an das Gubernium. Wien, 27.03.1776.
48 Vgl. Glassl, Einrichtungswerk (wie Anm. 12), S. 237 f.
49 Vgl. Röskau-Rydel, Kultur an der Peripherie (wie Anm. 23), S. 66 f.
50 Zit. nach ebd., S. 66.
51 ÖStA, AVA. StHK. Sign. 1. Kt. 1: Dekret an das Gubernium. 11.12.1783. Der Begriff „Studien Commission" meint hier die galizische Schulkommission.
52 Grimm, Sozialgeschichte der Schulerziehung (wie Anm. 25), S. 236 f.
53 So sollte der Unterricht in den ersten beiden ‚Grammatical-Klassen' ausschließlich auf Deutsch stattfinden. Vgl. Harbig, Die aufgezwungene Sprache (wie Anm. 21), S. 79.

gleich den Lateinunterricht als Hauptlehrgegenstand zementierte.[54] Im Gegensatz zum kaum vorhandenen Volksschulwesen gab es 1772 in Galizien verhältnismäßig viele höhere Schulen für die Söhne der polnischen Adeligen.[55] Auch hier gewann das Deutsche anfänglich durch die Machtkonzentration hin zur neuen Regierung an Bedeutung, während zur Förderung des Polnischen keine besonderen Maßnahmen getroffen wurden – schließlich war der Unterricht in den Volkssprachen, die zur einfachen Kommunikation innerhalb der Landbevölkerung dienen sollten, nur als pragmatische Zwischenlösung konzipiert.[56]

In der Hauptstadt Lemberg sollte die Umwandlung der galizischen Gymnasien gewissermaßen als Pilotprojekt ihren Anfang nehmen, weshalb mit 1. September 1778 nach Maßgabe des Guberniums „die Humaniora [...] vollkommen deutsch und lateinisch, und nicht mehr pohlnisch lateinisch tradiret" und zudem keine Schüler ohne Normalschulzeugnis zum Gymnasium zugelassen werden sollten.[57] Neben deutschen Professoren erbat das Gubernium hierfür vom Aufklärungspädagogen Karl Heinrich Seibt auch die „Abschickung eines tüchtige[n] Lehrer[s]" aus Prag (Praha), um den Schülern durch die Vermittlung des deutschen Schreibstils und der *belles lettres* „die vornehmsten Punkte anzuzeigen, woraus sie um richtig und edel zu denken folglich auch gut zu schreiben [haben] und ihre Denkungs Art läuteren müssen".[58] Aus diesem Schreiben geht deutlich hervor, dass die ‚rohen' Landessitten der Integration Galiziens in die Gesamtmonarchie nach Meinung der aufgeklärt-bürgerlichen Beamtenschaft mindestens ebenso entgegenstanden wie die sprachliche Situation in der neuen Provinz. In Wien bremste man die Pläne des Guberniums jedoch wiederholt aus und drängte auf eine bloß „successive Besetzung der lateinischen Lehr Kanzeln mit teutschen Professoribus".[59] Dies mochte zum einen im bereits angeklungenen Lehrermangel begründet sein, zum anderen wurde aber auch die Befürchtung geäußert, dass durch die überhastete Einführung des deutschen Unterrichts „die Nation vielleicht auf den Irwahn gerathen könte, als ob man ihre Muttersprache, oder die ihnen so angenehme lateinische Sprache gänzlich ausrotten wolte".[60] Die Verbreitung des Deutschen im sekundären Bildungssektor schritt in den Folgejahren jedenfalls nur in bescheidenem Maß voran, wobei auch im Gymnasialbereich jegliche Reformbestrebungen der neuen Regierung durch den chronischen Personalmangel ausgebremst wurden – auf

54 Vgl. Grimm, Sozialgeschichte der Schulerziehung (wie Anm. 25), S. 246.
55 Vgl. Glassl, Einrichtungswerk (wie Anm. 12), S. 238.
56 Vgl. Katharina Weisswasser: Die Sprachenpolitik der Habsburger gegenüber den Polen in Galizien. In: Ewa Cwanek-Florek, Irmgard Nöbauer (Hg.): Sprachliche Wechselbeziehungen in der Habsburgermonarchie. Wien 2015 (Symposien und Seminare am Wissenschaftlichen Zentrum der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Wien 13), S. 19–40, hier S. 21.
57 ÖStA, AVA. StHK. Sign. 10. Kt. 59: Bericht des Guberniums. Lemberg, 09.12.1775. Der Elementarunterricht sollte also auf die reibungslose Einführung des deutschen Unterrichts im sekundären Bildungssektor hinarbeiten.
58 Ebd. Vgl. zu Seibt auch den Beitrag von Ivo Cerman in dieser Themenausgabe.
59 ÖStA, AVA. StHK. Sign. 10. Kt. 59: Dekret an das Gubernium. Wien, 18.05.1776.
60 Ebd.

nicht deutschsprachige Ordensgeistliche, die die galizischen Schuleinrichtungen bisher geleitet hatten, konnte man daher nie gänzlich verzichten.[61]

Verschärfter Sprachzwang und Schulausbau unter Joseph II.

Auf den Herrschaftsantritt Josephs II. in den Erblanden folgte eine radikale Unifizierungspolitik, die in der heterogenen Habsburgermonarchie naturgemäß im Bereich der Sprachenfrage ihren pointierten Ausdruck finden musste. Deutlich stärker als bei Maria Theresia spiegelte sich in der Person des aufgeklärt-absolutistisch agierenden Herrschers der „Zusammenhang zwischen imperialer Herrschaft und sprachpolitischem Gestaltungsprimat wider", wobei Joseph das Ziel verfolgte, „die Gesamtstaatlichkeit aller Teile der Habsburgermonarchie vorrangig durch eine gemeinsame Amtssprache, das Deutsche, voranzutreiben".[62] Ab 1780 überschlugen sich die zumeist zum Scheitern verurteilten Reformen, die nur das künftige Ziel vor Augen hatten, jedoch „ohne Rücksicht auf die bestehenden Verhältnisse und die finanziellen Möglichkeiten in Angriff genommen wurden".[63] Im Gegenteil wurde das Deutsche als „Sprache der Macht" vor allem in den östlichen Gebieten der Monarchie zunehmend als „Sprache der Unterdrücker" erlebt.[64] Wenngleich die in jener Zeit aufkommenden sprachnationalen Konzepte in ihrer politischen Wirkung noch marginal blieben, so kam es doch infolge der josephinischen Reformpolitik zu einer „Mobilisierung der Peripherien gegen die Dynamik kultureller, politischer und sprachlicher Normierung durch das imperiale Zentrum", wobei die Erweckung eines sprachpolitischen Bewusstseins als „nicht intendierte Folgewirkung von Sprachreform, Bildungspolitik und weitgehender Pressefreiheit" betrachtet werden muss.[65]

In Galizien verband sich das Vordringen der deutschen Sprache noch deutlicher als zuvor mit den auf bildungspolitischem Gebiet eingeleiteten Modernisierungsmaßnahmen. Während der als ‚National-Erziehung' verstandene Deutschunterricht in den Fokus rückte, verschob sich gleichzeitig das sprachpolitische Interesse immer stärker von den Gymnasien hin zu den Volksschulen.[66] Den Startschuss für die Expansion des staatlichen Elementarschulwesens bildete die 1783 erfolgte Auflösung der von Joseph für unzulänglich befundenen galizischen Schulkommission, um „demnach in diesem höchstwichtigen und zur Bildung und Umstaltung der Nation unumgänglich nöthigen Geschäfte die Zeit nicht ferner [...] unthatig zu verlieren".[67]

61 Vgl. Röskau-Rydel, Kultur an der Peripherie (wie Anm. 23), S. 149.
62 Haslinger, Sprachendynamik (wie Anm. 26), S. 87.
63 Glassl, Einrichtungswerk (wie Anm. 12), S. 249.
64 Eder, Deutsch als Fremd- und Zweitsprache (wie Anm. 37), S. 126 f.
65 Haslinger, Sprachendynamik (wie Anm. 26), S. 88 f.
66 Vgl. Harbig, Die aufgezwungene Sprache (wie Anm. 21), S. 76–78.
67 ÖStA, AVA. StHK. Sign. 17. Kt. 79: Dekret an das Gubernium. 11.12.1783.

1784 wurde Johann Nepomuk Franz Hofmann, seit 1778 Normalschuldirektor in Lemberg, vom Kaiser zum Normalschulenoberaufseher in Galizien ernannt.[68] Er trieb den Aufbau des Schulwesens in der Provinz nach Kräften voran und konnte bereits im selben Jahr Schulgründungen in einigen Kreisstädten erreichen.[69] Vorerst blieb Galizien jedoch auch weiterhin auf zugezogene Lehrer aus Böhmen und Mähren sowie Schlesien und dem Ermland angewiesen.[70] Zudem waren, wie aus einer Prüfungseinladung aus dem Jahr 1784 hervorgeht,[71] zu jenem Zeitpunkt offenbar noch immer keine offiziellen polnischen Schulbuchübersetzungen angefertigt worden, obgleich auch der böhmische Schulreformer Ferdinand Kindermann diese Notwendigkeit betonte, da sich „die Aufklärung auf das Land ausbreiten müsse".[72] Kindermann riet überdies zur besseren Ausbildung der Geistlichen, die als Landschullehrer eine Schlüsselrolle in der Reform des galizischen Schulwesens spielen müssten – noch sei nämlich die dortige Geistlichkeit „sehr wenig zu brauchen, und überhaupt bey dieser Nation ein sehr geringes Licht verbreitet".[73]

Seitens der Regierung ging man in der Folge daran, die Priesterseminare unter dem Gesichtspunkt der Volksaufklärung umzugestalten, wobei das Gubernium angewiesen wurde, den Gebrauch des Deutschen „besonders in den General Seminarien zu befördern".[74] All jene Maßnahmen mussten jedoch früher oder später an der Unzulänglichkeit des galizischen Schulfonds scheitern, die dazu führte, dass 1786 der Ausbau der ländlichen Trivialschulen zwischenzeitlich sogar abgebrochen wurde.[75] Im Rahmen einer am 28. Juni 1787 beim Gubernium zusammengetretenen Kommission, bei der schulpolitische Zielsetzungen und Probleme erörtert wurden, kritisierte der Vizepräsident Baron von Margelik den schleppenden Aufbau des Schulwesens. So bestanden in ganz Galizien erst 144 Schulen mit etwas über 7.800 Schülern, während das Gubernium die Gesamtzahl unterrichtsfähiger Kinder auf 500.000 schätzte[76] und 1789 eine Zahl von 2.500 nötigen Pfarrschulen ermittelte, um den Bedarf des Landes zu decken.[77] Offenbar schritt der Ausbau des Schulwesens nur in den verstreuten

---

68 Vgl. Röskau-Rydel, Kultur an der Peripherie (wie Anm. 23), S. 67.

69 Vgl. Glassl, Einrichtungswerk (wie Anm. 12), S. 240.

70 Vgl. Isabel Röskau-Rydel: Zwischen Akkulturation und Assimilation. Karrieren und Lebenswelten deutsch-österreichischer Beamtenfamilien in Galizien (1772–1918). München 2015 (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa 55), S. 82.

71 Vgl. ÖStA, AVA. StHK. Sign 18. Kt. 92: Einladung zur öffentlichen Prüfung. Lemberg, 1784.

72 ÖStA, AVA. StHK. Sign. 17. Kt. 79: Vortrag der Studienhofkommission. Wien, 26.01.1785. Eine erste Ausgabe des *Elementarz*, der polnischen Übersetzung des auf Felbiger zurückgehenden *Nahmenbüchleins*, ist erst für 1789 nachweisbar. Vgl. Harbig, Die aufgezwungene Sprache (wie Anm. 21), S. 237.

73 Vortrag der Studienhofkommission vom 26.01.1785 (wie Anm. 72).

74 ÖStA, AVA. StHK. Sign 17. Kt. 79: Schreiben an das Gubernium. Wien, 09.09.1787.

75 Vgl. Harbig, Die aufgezwungene Sprache (wie Anm. 21), S. 84.

76 Vgl. ÖStA, AVA. StHK. Sign 17. Kt. 79: Protokoll einer beim Gubernium abgehaltenen Kommission. 28.06.1787.

77 Vgl. ÖStA, AVA. StHK. Sign 17. Kt. 79: Protokoll einer beim Gubernium abgehaltenen Kommission. 17.01.1789.

deutschen Kolonien vergleichsweise zügig voran. Wie aus dem Protokoll vom 28. Juni 1787 hervorgeht, maß der Schulenoberaufseher Hofmann der „bessere[n] Bestellung der Kolonieschulen" wohl eine überproportional hohe Bedeutung bei.[78] Das Motiv für diese Förderung war vor dem Hintergrund einer Verbreitung des Deutschen in der Provinz evident: Schließlich könnte beim Anwerben von Lehrern „auf einige des Lesens, und Schreibens kündige deutsche Landleute der vorzügliche Bedacht genommen" werden.[79] Auch der umtriebige Gubernialrat Ernst Traugott von Kortum maß den neuen Ansiedlungen für die Verbreitung der deutschen Sprache große Bedeutung bei. Allerdings scheint die Vorstellung einer Zivilisierungsmission in Galizien 1787 schon einer gewissen Ernüchterung, respektive gar einer Angst vor dem nachteiligen Einfluss des neuen Lebensumfelds auf die geistige wie ökonomische Produktivität der Kolonisten gewichen zu sein, befürchtete Kortum doch, dass „der Deutsche sich nach und nach den Sitten, Sorglosigkeit, und der sklavischen Denkart des Nazionalen beigeselle[n]" könnte.[80] Die offensichtlichen Schwierigkeiten beim Aufbau eines auf die Verbreitung des Deutschen ausgelegten staatlichen Schulwesens begegnen in den Berichten des Guberniums während des gesamten josephinischen Jahrzehnts wiederholt. So hatte man schon 1784 beklagt,

> daß die weite Ausdehnung des Landes, die gänzliche Rohheit des gemeinen Volkes [...], die Vorurtheile der Obrigkeiten, und Herrschaften, und hundert andere diesem Lande eigenen Hinderniße das Geschäft der Schuleinrichtungen aller Art in Gallizien zu einem weit schwierigeren Gegenstand als in den übrigen deutschen Erblanden machen. In diesen ist nur zu verbeßeren und vollkommener zu machen, hier hingegen muß alles neu geschehen, und das alte zum Theil ausgerottet werden [...].[81]

Der Kaiser zeigte sich von derlei Schilderungen jedoch konsequent unbeeindruckt und kritisierte wiederholt die vermeintliche Untätigkeit seiner Beamten. Noch 1788 dekretierte er, „dass in allen Städten und auf dem Lande [...] der Unterricht in deutscher Sprache ertheilet werden solle"[82] – eine Vorgabe, die für Galizien nie umgesetzt werden konnte.

Bereits 1781 weitete Joseph II. die Normalschulpflicht auch auf die Juden aus,[83] wobei die kaiserliche Schulpolitik von Beginn an emanzipative und repressive Züge in sich vereinte und die für die sprachpolitischen Maßnahmen in Galizien so charakteristische Verschränkung von Anreiz und Repression auf die Spitze trieb. Ziel war die „sittliche Bildung und Aufklärung der Juden" durch eine Ersetzung des Hebräischen

78 Kommissionsprotokoll vom 28.06.1787 (wie Anm. 76).
79 Ebd.
80 ÖStA, AVA. StHK. Sign 17. Kt. 79: Auszug aus einem Vortrag von Hofkanzlei, Hofkammer und Bankodeputation. 10.07.1787.
81 ÖStA, AVA. StHK. Sign 10. Kt. 57: Bericht des Guberniums. Lemberg, 05.05.1784.
82 Zit. nach Harbig, Die aufgezwungene Sprache (wie Anm. 21), S. 85.
83 Vgl. Dirk Sadowski: Haskala und Lebenswelt. Herz Homberg und die jüdischen deutschen Schulen in Galizien 1782–1806. Göttingen 2010 (Schriften des Simon-Dubnow-Instituts 12), S. 68.

sowie des Jiddischen durch das Deutsche.[84] Während die Errichtung der Schulen anfangs noch in Absprache mit den jeweiligen *Kahalen*, den traditionellen jüdischen Gemeinden, erfolgte, nahm die josephinische Judenpolitik mit der Einführung des Schulzwangs ab 1785 zunehmend repressive Züge an, weshalb die in weiten Teilen konservative jüdische Bevölkerung Galiziens den neuen Schulen ablehnend gegenüberstand.[85] Auch der 1787 eigens angestellte jüdische Schulenoberaufseher Herz Homberg war nicht in der Lage, den Widerstand der orthodoxen Juden „mit psychologisch geschickt gewählten Mitteln abzubauen", und setzte stattdessen verstärkt auf die Staatsgewalt.[86] Dass der Chassidismus unter den galizischen Juden an Boden gewann, war dabei nur einer der Problemkomplexe, denen sich Homberg gegenübersah, stand doch der Großteil der Lemberger Beamtenschaft dem Schulprojekt aufgrund antijüdischer Ressentiments von Beginn an ablehnend gegenüber.

Der Unterricht an den staatlichen jüdischen Schulen unterschied sich auf den ersten Blick nur geringfügig von jenem an den christlichen Trivialschulen Galiziens. Das Spezifikum bestand offiziell lediglich darin, dass die dort für den Religionsunterricht vorgesehenen Unterrichtseinheiten in den jüdischen Schulen stattdessen zur „Übung in dem schriftlichen Aufsatze, und der Sprachlehre" verwendet werden sollten,[87] das Curriculum also stärker auf die Vermittlung deutscher Sprachkenntnisse zugeschnitten war. Allerdings rührte aus der Vorstellung von einer besonderen sittlich-moralischen ‚Verdorbenheit' der Juden „ein spezifischer Impetus des Unterrichts".[88] Im Gegensatz zum christlichen Curriculum firmierte etwa der deutsche Leseunterricht auch unter der Bezeichnung „Moralunterricht",[89] erschienen sprachliche und sittliche Erziehung also besonders stark aneinander gebunden. Dass die Verdrängung des Jiddischen als innerjüdisches Kommunikationsmittel das erklärte Unterrichtsziel darstellte, wird aus den offiziellen *Verhaltungspunkten* für die jüdischen Lehrer Galiziens deutlich, in denen sie explizit angewiesen wurden, „der jüdischen Schuljugend die ächte Aussprache der deutschen Mundart beizubringen, und die unter Juden üblichen deutschpohlnischen sprachwidrigen Redensarten anzumerken".[90] Die aus diesen Vorgaben resultierende „Herrschsucht" der Lehrer wurde denn auch unmittelbar nach dem Tod Josephs II. in einer Bittschrift der Gemeindevertreter

84 Ebd., S. 71.
85 Vgl. ebd., S. 110 – 118.
86 Wolfgang Häusler: Das galizische Judentum in der Habsburgermonarchie. Im Lichte der zeitgenössischen Publizistik und Reiseliteratur von 1772 – 1848. Wien 1979, S. 43. Vgl. zu Homberg auch den Beitrag von Armin Langer in dieser Themenausgabe.
87 ÖStA, AVA. StHK. Sign. 23. Kt. 106: Schreiben der Studienhofkommission an das Gubernium. Wien, 16.10.1787.
88 Sadowski, Haskala und Lebenswelt (wie Anm. 83), S. 167 f.
89 Ebd., S. 184.
90 ÖStA, AVA. StHK. Sign. 23. Kt. 106: Verhaltungspunkte für jüdische Schullehrer in Galizien und Lodomerien [vermutlich 1791].

an Kaiser Leopold beklagt,[91] wobei die Unzufriedenheit der jüdischen Bevölkerung mit den staatlichen Bildungseinrichtungen letztlich dazu führte, dass sie 1806 aufgelöst und mit den allgemeinen Volksschulen vereinigt wurden.[92]

Die Entwicklungen im Bereich sekundärer Bildung standen unter der Herrschaft Josephs II. ebenfalls ganz im Zeichen einer zunehmenden Vereinnahmung durch den Staat. Am bedeutsamsten erwies sich hierbei die Reduktion der galizischen Lateinschulen auf sechs und deren Umwandlung in staatliche Gymnasien. Am 11. Dezember 1783 wurde dem Gubernium die schon unter Maria Theresia erwogene Reduktion dekretiert,[93] während die Eröffnung der neuen staatlichen Gymnasien für September 1784 beschlossen wurde.[94] Da Wien zeitgleich mit dieser Umstrukturierung auch verordnete, dass „ohne besondere Erlaubniß des Guberniums kein Landeskind auf auswärtige Schulen und Universitäten geschickt werden solle,"[95] wurde der traditionelle Bildungsweg des polnischen Adels auf einen Schlag nachhaltig verändert.[96] Gerade der hohe Anteil polnischer Geistlicher am Lehrkörper sollte sich jedoch als größtes Hindernis für die Durchsetzung des neuen Lehrplans erweisen. Als das Gubernium im September 1786 nämlich nach Wien Bericht erstattete, musste man feststellen, dass mit Ausnahme des Lemberger Gymnasiums nach wie vor auf Polnisch und Lateinisch gelehrt wurde, „weil der größte Theil der Professoren Nationalisten" waren.[97] Erwartbar negativ fiel denn auch das Resümee der Studienhofkommission aus, für die der Bericht „die lang wahrgenommenen Gebrechen an den dortigen Gymnasien" bestätigte. Neben dem Problemfaktor Sprache wurden vor allem auch „Vorurtheile" kritisiert, welche die für unaufgeklärt befundenen Lehrer an die Schüler weitervermittelten, und die „sehr nachtheilige Spuren und Folgen in der künftigen Denkensart zurücklassen" müssten.[98] Die Erfolge der staatlichen Sekundarschulpolitik waren also auch im josephinischen Jahrzehnt überschaubar. Nichtsdestotrotz wurde die repressive Sprachpolitik gegen das Polnische noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts fortgesetzt.[99]

91 ÖStA, AVA. StHK. Sign. 23. Kt. 106: Schreiben der Deputierten sämtlicher Judengemeinden Galiziens an Leopold II. Wien, 03.08.1790.
92 Vgl. Röskau-Rydel, Kultur an der Peripherie (wie Anm. 23), S. 117 f.
93 Vgl. ÖStA, AVA. StHK. Sign. 10. Kt. 57: Dekret an das Gubernium. 11.12.1783.
94 Vgl. Eder, Deutsch als Fremd- und Zweitsprache (wie Anm. 37), S. 214.
95 Dekret vom 11.12.1783 (wie Anm. 93).
96 Vgl. Harbig, Die aufgezwungene Sprache (wie Anm. 21), S. 80 f.
97 ÖStA, AVA. StHK. Sign. 10. Kt. 57: Bericht des Guberniums über den Zustand der Gymnasien. Lemberg, 28.09.1786. Der Begriff ‚Nationalisten' meint hier Einheimische.
98 ÖStA, AVA. StHK. Sign. 10. Kt. 57: Vortrag der Studienhofkommission über den Zustand der Gymnasien in Galizien. Wien, 29.11.1786.
99 Vgl. Röskau-Rydel, Kultur an der Peripherie (wie Anm. 23), S. 150 f.

Die Folgen der josephinischen Sprach- und Schulpolitik in Galizien

In der Habsburgermonarchie hatte sich bereits in den letzten Regierungsjahren Josephs II. eine Krise des ‚Aufgeklärten Absolutismus' immer deutlicher abgezeichnet.[100] Die Spannungen zwischen Reformoptimismus und den Erfordernissen absolutistischer Herrschaft gingen auch an Galizien nicht spurlos vorüber und manifestierten sich unmittelbar nach dem Tod des Kaisers in zwei Memoranden des polnischen Adels, die dessen Forderungen betreffend eine Neuregelung grundlegender Fragen auch des Schulwesens sowie des öffentlichen Sprachgebrauchs zum Ausdruck brachten.[101] Die *Charta Leopoldina*, die in sprachpolitischer Hinsicht auf eine partielle Restitution des Lateinischen sowie verstärkten Gebrauch des Polnischen zulasten des Deutschen abzielte, vereinigte dabei konservative und progressive Forderungen gleichermaßen[102] und spiegelt bereits die einsetzende politische Instrumentalisierung von Sprachenfragen wider. Der Lemberger Gubernialrat Kortum, der in einer Publikation gegen den Adel polemisierte,[103] war dabei nicht der einzige, der die *Charta* als Gefahr für das habsburgische Zivilisierungsprojekt wahrnahm. Eine zu Jahresbeginn 1791 zusammengetretene Kommission sah das Problem *grosso modo* in einer misslungenen Integration des Adels in den Gesamtstaat. Dessen sprachpolitische Forderungen lehnte man durchweg ab und betonte insbesondere den Konnex zur Schulpolitik, gingen doch mit der geforderten Aufhebung der deutschen Geschäftssprache

> auch alle deutschen Schulanstalten, mithin auch alle Aufklärung zu Grunde [...]. Des Nachtheils will man gar nicht gedenken, den die Aufklärung schon dadurch litte, daß die deutsche Sprache in dem Unterrichte durch die polnische, vor welcher sie durch jede Art von Kultur so unendlich viel voraus hat, ersezt werden müßte.[104]

---

100 Vgl. Helmut Reinalter: Joseph II., der Josephinismus und die Aufklärung. In: Ders. (Hg.): Selbstbilder der Aufklärung. Innsbruck u.a. 2007 (Interdisziplinäre Forschungen 20), S. 45–55, hier S. 49–54.

101 Vgl. Wolff, The Idea of Galicia (wie Anm. 10), S. 37.

102 Vgl. Harbig, Die aufgezwungene Sprache (wie Anm. 21), S. 94–96. Bezeichnend für die Intention des adligen Verfassungsentwurfs war neben der Ablehnung des Deutschen auch die völlige Ausklammerung des Ukrainischen. Vgl. Jan Fellerer: Mehrsprachigkeit im galizischen Verwaltungswesen (1772–1914). Eine historisch-soziolinguistische Studie zum Polnischen und Ruthenischen. Köln 2005, S. 86 f.

103 Für Kortum bediente sich die *Szlachta* mit dem Lateinischen einer Sprache, „die schon vor tausend Jahren begraben, und wenige von den Begriffen auszudrüken fähig ist, die unsere erweiterten Kenntnisse, und die Entstehung einer ganz neuen Ordnung der Dinge, nothwendig gemacht haben". Ernst Traugott von Kortum: Magna Charta von Galizien oder Untersuchung der Beschwerden des galizischen Adels pohlnischer Nation über die österreichische Regierung. Jassy 1790, S. 154.

104 Zit. nach Harbig, Die aufgezwungene Sprache (wie Anm. 21), S. 100.

Trotz dieser Dramatisierungen musste die repressive Sprachpolitik an den Landschulen in den Folgejahren fallengelassen werden, während der Deutschunterricht an den städtischen Schulen wie auch die sprachliche Situation an den Gymnasien jedoch zementiert wurden. Die Bestrebungen, Galizien durch ‚Germanisierung' in die Monarchie zu integrieren, wurden noch bis Mitte der 1840er Jahre fortgeführt und von den galizischen Ständen wiederholt kritisiert.[105] Aufgrund der negativen Konnotation des Deutschen bei den polnischen Eliten und deren ungebrochenen gesellschaftlichen Einflusses war die dominierende Stellung der deutschen Sprache jedoch nur von begrenzter Dauer und eng an die einseitigen Machtverhältnisse des Vormärz gebunden.

Resümee

Bis zum Tod Maria Theresias spielten sprachpolitische Fragen primär auf einer konzeptionellen Ebene eine Rolle, während konkrete schulpolitische Maßnahmen aufgrund des schleppenden Verwaltungsaufbaus in Galizien noch rar blieben. Dennoch erfolgten in den 1770er Jahren bereits die entscheidenden Weichenstellungen für die genuin josephinische Politik ab 1780, wurde das Ziel eines öffentlichen Sprachwechsels zugunsten des als Kultursprache verstandenen Deutschen doch bereits in den Diskussionen um die Einführung der *Allgemeinen Schulordnung* explizit formuliert. Mit dem Wunsch einer Verbreitung der deutschen Sprache, die in theresianischer Zeit noch primär auf den galizischen Adel abzielte, verband sich analog eine aus dem aufklärerischen Polendiskurs sowie dem zeitgenössischen Sprachdiskurs gleichermaßen ererbte Abwertung des Polnischen, das als nicht normierte Umgangssprache auf den Bereich mündlicher Kommunikation beschränkt bleiben sollte. Die Expansion des Deutschen als ‚Sprache der Macht' im öffentlichen Leben Galiziens wurde bereits vor 1780 kulturmissionarisch legitimiert, wobei die vorgebrachten Argumente die naheliegendere Intention einer staatlichen Herrschaftssicherung in der ‚revindizierten' Provinz marginalisierten.

Mit dem Herrschaftsantritt Josephs II. setzte schließlich eine verstärkte Expansion des Deutschen als Staatssprache der in sich vielgestaltigen Habsburgermonarchie ein. Der bereits unter Maria Theresia zu beobachtende Rückbau des Sekundarschulbereichs kulminierte in der Reduktion und Verstaatlichung der galizischen Gymnasien bei gleichzeitig forciertem Ausbau der Volksschulen, wobei die aufklärerischen Maßnahmen zur Verbreitung des Deutschen kulturmissionarisch wie utilitaristisch begründet erscheinen. Ihren pointierten Ausdruck fanden die josephinischen Bestrebungen einer ‚Zivilisierung durch Sprache' im Bereich des jüdischen Normalschulwesens, verband sich doch das Ziel eines Sprachwechsels der galizischen Juden

105 Vgl. ebd., S. 118–127.

explizit mit dem Wunsch nach deren sittlich-moralischer ‚Besserung'.[106] Hauptsächlich aufgrund finanzieller wie personeller Überforderung der Schulverwaltung konnten die angestrebten Ziele jedoch nie erreicht werden. Zudem zog die repressive Sprachpolitik neben einem Widerstand jüdischerseits auch eine Widerstandshaltung seitens des polnischen Adels sowie des im Bereich der Lehrkräfte stark vertretenen Klerus nach sich. Vor diesem Hintergrund scheint der missionarische Impetus der höheren Beamtenschaft ab Mitte der 1780er Jahre einer Ernüchterung gewichen zu sein, die bereits die repressiven Maximen der späteren Politik von Kaiser Franz I. im 19. Jahrhundert einleitete.

106 Vgl. dazu auch den Beitrag von Armin Langer in dieser Themenausgabe.

Harald Heppner/Sabine Jesner

Aufklärung mittels ‚Aufklärung'

Die Rolle des habsburgischen Militärs im Donau-Karpatenraum im 18. Jahrhundert

Zusammenfassung: Der Beitrag plädiert dafür, die Vorstellung, Bildungsgeschichte im Zeitalter der Aufklärung habe nur mit Gelehrtenstuben, höfischen und bürgerlichen Salons, Briefkontakten, Büchermärkten und Schulen zu tun, zu revidieren. Am Beispiel des habsburgischen Militärs wird gezeigt, wie neues Wissen auf neuartige Weise umverteilt und angewendet wurde. Dies erfolgte im Donau- und Karpatenraum weniger mit kriegerischen Handlungen, als vielmehr im Rahmen des Umgangs mit der Zivilbevölkerung. Als exemplarische Schauplätze fungieren das Banat, die Bukowina und die Militärgrenze im Südosten der Monarchie, wo im Laufe des 18. Jahrhunderts die Armee zu einem wichtigen Bindeglied der aufklärenden Modernisierung wurde. Die Verknüpfung von Aufklärung und Militär wird auf vier Ebenen dargestellt: jener der Aufklärung im strategischen Sinn, im administrativen Sinn, im funktionalen Sinn und im Spiegel der Personalgeschichte. Am Ende des Beitrags wird danach gefragt, welche Forschungsdesiderata vorliegen und wie diese auf interdisziplinärer Ebene bearbeitet werden könnten, aber auch, wie dem vorliegenden Sujet Gegenwartsrelevanz zukommt.

Schlagwörter: Aufklärung; Wissenskultur; Militär; Habsburgermonarchie; Donau- und Karpartenraum

Abstract: This article proposes that we have to revise the image of the Enlightenment and the history of education as being exclusively linked with academic parlours, courtly and bourgeois salons, correspondence by letter, book markets and schools. Using the Habsburg army as an example, we demonstrate how newly acquired knowledge has been assessed and applied. While this could not occur during armed conflicts, we show how these developments transpired during peacetime interactions with the civil population in the Danube-Carpathian region through three sub-regional case studies: the Banat of Temeswar, the Bucovina, and the Habsburg Military Border at the southeast margins of the monarchy. The army had become an important player in these areas and was able to practice enlightened modernisation during the 18th century. Here we take a four-way approach in order to examine this nexus between the Enlightenment and the military, where the former is analysed in combination with elements of strategy, administration, function and prosopography. We finally question the extent to which research remains elusive and consider how identified gaps in the research could be solved at an interdisciplinary level, and how the subject matter continues to be relevant to the present day.

Keywords: Enlightenment; culture of knowledge; military; Habsburg Monarchy; Danube-Carpathian region

Harald Heppner, a. o. Univ. Prof. Dr. Dr. h. c. (mult.) i. R., Universität Graz, Institut für Geschichte, Mozartgasse 3, 8010 Graz, Österreich, harald.heppner@uni-graz.at
Sabine Jesner, Dr., Universität Graz, Südosteuropäische Geschichte und Anthropologie, Mozartgasse 3, 8010 Graz, Österreich, sabine.jesner@uni-graz.at

https://doi.org/10.1515/9783110671827-012

Einleitung

Die Funktion eines Heeres besteht in der Regel nicht in dessen Selbstzweck, sondern darin, staatlichen Machtträgern dienstbar zu sein, die politische Verantwortung tragen und über die Möglichkeit verfügen müssen, militärische Kräfte zu installieren, zu unterhalten und einzusetzen. Die Soldaten und der sie zusammenhaltende Armeeapparat haben die Aufgabe, Territorien und Systeme bzw. deren Repräsentanten zu schützen und hiermit die öffentliche Ordnung und Sicherheit mitzutragen. Dieser in Summe komplexe Auftrag enthält immer auch die Notwendigkeit, über aktuelles und authentisches Wissen zu verfügen – sei es, um den eigenen Handlungsspielraum überschauen, sei es, um die Bedeutung und Aktualität möglicher Feinde einschätzen zu können. Im Inland kommt Militär im Verteidigungsfall und in Bürgerkriegen zum Zug, während bei zwischenstaatlichen Kriegen die Auslandseinsätze die Norm darstellen. Daher richten sich die Erfordernisse des Wissens nicht nur auf den eigenen Bereich, d. h. wie man Truppen führt, versorgt und erfolgreich kämpfen kann, sondern auch darauf, was die Welt außerhalb einer Armee betrifft – auf das zivile Umfeld sowie auf alles, was der Kategorie ‚Ausland' zuzuordnen ist.

Die landläufige Vorstellung, wonach jenes Bündel von Prozessen, das mit dem Sammelbegriff ‚Aufklärung' betitelt wird, mit Militär wenig bis nichts zu tun, sondern zivile Wurzeln habe, ist, wie die Analyse im Folgenden belegt, irrig. Das Bild muss dahingehend korrigiert werden, dass Militär in jener Epoche eine zweifache Rolle spielte: Erstens standen viele Maßnahmen praktischer Art mit dem Militär in Verbindung (siehe unten), zweitens wurden Prinzipien der Aufklärung insbesondere in Gesellschaften, die über einen geringen Bildungsgrad verfügten, der zur Rezeption aufklärerischer Themen jedoch notwendig ist, teilweise über das Militär vermittelt. Dies bedeutet allerdings, dass es dann nicht immer nur um Verwirklichung humanitärer Ziele ging, sondern auch um die Einführung von Regeln und Werten, die fallweise die Anwendung von Gewalt und Unterordnung einschlossen. Auch wenn die namhaften Vordenker der Aufklärung keine Krieger, sondern Philosophen und Wissenschaftler waren, nimmt man deutliche Unschärfen der Erkenntnis in Kauf, wenn man beim Ansatz verbleibt, dass Aufklärung und Militär einander genuin nicht nahestehen.

Dass eine Verquickung von Aufklärung und Militär auf der Hand liegt, haben Daniel Hohrath und Klaus Gerteis im Rahmen der zwei Bände umfassenden Publikation *Die Kriegskunst im Lichte der Vernunft. Militär und Aufklärung im 18. Jahrhundert* bereits in den Jahren 1999 bzw. 2000 deutlich gemacht. Aus den beiden Bänden gehen wichtige Impulse hervor, um der vernachlässigten deutschsprachigen Forschung zumindest hinsichtlich der Themenvielfalt und der Nutzung neuer Quellengattungen Auftrieb zu verschaffen. In den einzelnen Beiträgen werden sowohl das Heer als staatliche Streitkraft als auch der singuläre Akteur, der Soldat oder der Offizier, in seinem Wirkungskreis als Teilhaber und Produzent aufklärerischer Ideen angespro-

chen.[1] Das Wissen zum Forschungsgegenstand bleibt selbst 20 Jahre nach dem verdienstvollen Vorstoß von Hohrath und Gerteis im Wesentlichen noch immer auf nur mittelbare Bezüge zur Aufklärungsforschung beschränkt, wodurch erkennbar wird, welche Potenziale in dem Thema stecken.

Jedes Militär (nicht nur im 18. Jahrhundert) kennzeichnen drei Sachverhalte, welche die Analogie zu den Prinzipien der Aufklärung aufdecken. Der erste bezieht sich auf systemisches Denken und Handeln, zwar nicht in einem holistischen Sinn, aber innerhalb des facheigenen Horizonts und hinsichtlich der Rolle der nichtmilitärischen Welt für das eigene Tun. Bei jedem Marsch- und Kampfeinsatz müssen die Führungskräfte die Lage sowohl der eigenen als auch der feindlichen Truppen kennen, um beurteilen zu können, wie vorzugehen ist. Desweiteren müssen sie ihren Auftrag kennen, um ihr Vorgehen nach den vorgegebenen Zielen auszurichten. Sie sollten sich aber auch über den Plan der Durchführung des Auftrages klar sein, damit alle einzelnen Truppenteile nach einem abgestimmten zielorientierten Plan handeln. Um dies zu gewährleisten, bedarf es auch des Wissens über die Verbindungen, d. h. über den Kontakt zwischen den benachbarten operativen Einheiten bzw. zwischen der jeweiligen Kommandoebene und den einzelnen Truppenteilen. Um den Einsatzbefehl erfolgreich ausführen zu können, kommt es auch auf die Versorgung an – nicht nur mit Munition, Waffen und sonstiger Ausrüstung, sondern auch mit Verpflegung und Unterkunft, um die Leistungskraft der Soldaten sicherzustellen. Dieses Spektrum ist äußerst vielfältig und funktional ineinander verquickt; sind im Kalkül nicht alle Elemente enthalten, ist das jeweilige operative Vorhaben grundsätzlich krisenanfällig.

Die zweite Komponente, die Aufklärung und Militär gemeinsam haben, ist das Prinzip der Empirie: So wie sich die nach wissenschaftlichen Kriterien ausgerichtete Forschung im Laufe des 18. Jahrhunderts zu verdichten begonnen hat, kann eine Armee ihrer Aufgabe nur gerecht werden, wenn ihr Planen und Handeln auf generationenübergreifender Erfahrung aufbaut. Wenn es darum geht, das Kriegsglück nicht von Zufall und Wagemut abhängig zu machen, ist es unabdingbar, aus den aus der Vergangenheit abgeleiteten Gewissheiten und Vertrautheiten heraus vorzugehen. Dieses Postulat bezieht sich nicht nur auf den eigentlichen militärischen Einsatz, sondern auch auf die Ausbildung der Soldaten.

An diesem Aspekt hängt die dritte Komponente, die die betriebliche Nähe von Militär zum Konzept der Aufklärung aufzeigt. Dabei geht es um das systemimmanente Ziel der Optimierung: Die Vordenker der Aufklärung zielten darauf ab, die Welt auf Dauer zu verbessern, d. h. die Zukunft im Großen wie im Kleinen mittels zunehmend selbstgesteuerten und rationalen Handelns zu gestalten. Der technische Fortschritt beim Militär geht immer auf Bemühungen zurück, zugunsten größerer Erfolgsgarantien im Krieg Adaptionen vorzunehmen, und auch die Analyse misslungener Feldzüge dient dem Zweck, aus Fehlern zu lernen. Hierzu gehört auch die Dokumentations-

1 Vgl. Daniel Hohrath, Klaus Gerteis (Hg.): Die Kriegskunst im Lichte der Vernunft. Militär und Aufklärung im 18. Jahrhundert. 2 Bde. Hamburg 1999/2000.

praxis kriegerischer Abläufe, die zeigt, dass das ‚Controlling' in zivilen Bereichen Maximen übernommen hat, die ursprünglich beim Militär gängig geworden waren.[2]

Der Beweis für die funktionale Verschränkung von Militär und Aufklärung wird im Folgenden am Beispiel der Habsburgermonarchie im 18. Jahrhundert vorgeführt, ohne hiermit behaupten zu wollen, dies sei das einzig denkbare Beispiel innerhalb Europas zu jener Zeit. Die funktionale Verquickung des habsburgischen Militärstandes mit den epochenprägenden Prinzipien jenes Zeitalters[3] ist auf drei Ebenen zu beobachten: Die naheliegendste steht in Verbindung mit der Kriegführung selbst, bei der die ‚Aufklärung' über Feinde und fremde Territorien zugunsten eigener Operationen zwangsläufig eine große Rolle spielte; die zweite Ebene hängt an der ersten, wenn Militärs den Auftrag erhielten, bei der Überführung eroberter Territorien in das zivile ‚Betriebssystem' behilflich zu sein; die dritte Ebene bezieht sich darauf, in die zeitgenössischen Reformmaßnahmen eingebunden zu werden, gegen die sich die ständischen Machtstrukturen sträubten, weshalb dem Militär (ebenso wie dem neuen Beamtentum) die wichtige Rolle zukam, die von der Zentralmacht ausgehende Willensbildung in den Provinzen umzusetzen.

Aufklärung im militärischen Sinn

Infolge militärischer Operationen von Truppen unter dem formellen Kommando der habsburgischen Herrscher wurden über Generationen hinweg große Territorien im Südosten Europas besetzt und in der Folge in das Staatsgebiet eingegliedert.[4] Dies trifft für den osmanisch gewesenen Teil des Königreichs Ungarn (inkl. Nebenländer) sowie für den nordwestlichen Teil des Fürstentums Moldau (Bukowina) zu, wohingegen die Einbeziehung Olteniens (Kleine Walachei), Nordserbiens und Nordostbosniens (1718–1739) sowie Dalmatiens (1797–1805) innerhalb des 18. Jahrhunderts nur befristet stattfand. Noch ehe die formelle Abtretung mittels Staatsverträgen legalisiert war, standen die jeweiligen Truppen im Land und hatten sich einerseits selbst zu versorgen und andererseits das Fremdterritorium in Augenschein zu nehmen – nicht nur aus militärisch-operativen Gründen, sondern auch aus Gründen der politischen Mission, die von oben vorgegeben war. Die zentralen Militär- und Zivilbehörden (Hofkriegsrat, Hofkammer) hatten aus strategischen Rücksichten das Bedürfnis, möglichst rasch ins Bild gesetzt zu werden, wie die Lage an der Peripherie aussieht

---

2 Vgl. exemplarisch hierzu Michael Hochedlinger: Verfassungs-, Verwaltungs- und Behördengeschichte der Frühen Neuzeit. Vorbemerkungen zur Aufgaben- und Begriffsbestimmung. In: Michael Hochedlinger, Thomas Winkelbauer (Hg.): Herrschaftsverdichtung, Staatsbildung, Bürokratisierung. Wien-Köln-Weimar 2010, S. 21–86, hier S. 49–56.

3 Aufschlussreich für den militärischen Hintergrund ist die Studie von A. Wess Mitchell: The Grand Strategy of the Habsburg Empire. Princeton-Oxford 2018, S. 82–118 sowie S. 121–158.

4 Vgl. als Überblick Michael Hochedlinger: Austria's Wars of Emergence. War, State and Society in the Habsburg Monarchy 1683–1797. London-New York 2003, S. 153–167, 194–202, 212–218, 382–386.

und welche Informationen wichtig sind, um eine nicht nur auf Kriegsgewalt aufbauende Ordnung in den jeweiligen Gebieten einführen zu können. Daher erhielten die örtlichen Heerführer den Auftrag, entsprechende Maßnahmen vorzunehmen, um die ferne Zentrale in puncto Land und Leute ‚aufklären‘ zu können. Denkschriften, wie z. B. die Landesbeschreibung der Bukowina von General Gabriel Splény von Mihâldy aus dem Jahr 1775, lassen erkennen, dass es dem jeweiligen Verfasser nicht immer bloß um eine Beschreibung des Vorgefundenen ging, sondern auch um Ratschläge, worauf zu achten sei und wie ‚man‘ fürderhin vorgehen möge, um den Regimewechsel unter den Einheimischen möglichst behutsam populär zu machen.[5] Dieses Beispiel spiegelt die Scharnierfunktion von Soldaten zugunsten staatspolitischer Maßnahmen anschaulich wider, aber auch, dass es keineswegs immer nur um Gewaltmaßnahmen ging, sondern auch um die Einsicht, was machbar und was nicht tunlich sei.

Eine zweite Variante militärisch relevanter ‚Aufklärung‘ bilden Publikationen, die direkt oder indirekt aus den Erfahrungen zuvor geführter Kriegshandlungen im Südosten erwuchsen und einerseits den Fachleuten des In- und Auslandes und andererseits dem breiteren Publikum Wissen lieferten, das zuvor nicht jedermann zugänglich war. Ein Beispiel hierfür ist die publizistische Tätigkeit von Luigi Ferdinando Conte Marsigli (1658–1730), der zuerst in den Feldzügen gegen die Türken führend beteiligt war und dann Fachbücher zur Donau und zur Osmanischen Armee herausbrachte.[6] Ein zweites Beispiel ist die von Friedrich Schwantz von Springfels 1723 publizierte Landesbeschreibung über die Kleine bzw. Kaiserliche Walachei, die als substanzielle Ergänzung zu Marsiglis Donau-Publikation anzusehen ist.[7]

Ein drittes Feld der ‚Aufklärung‘ bezieht sich auf die Kartographie. Obwohl es im ausgehenden 17. Jahrhundert eine Fülle von Karten über den Donau- und benachbarten Karpatenraum gab,[8] erwies sich das vorhandene Material als unzureichend, und zwar in puncto Genauigkeit. Auch wenn der politische Auslöser für die erste Landesaufnahme[9] unter Einarbeitung von Vermessungsdaten auf den Konflikt mit Preußen und nicht mit dem Osmanischen Reich zurückging, kam diese Maßnahme, welche die Zeit rund einer Generation in Anspruch nahm (1763–1787), dennoch auch dem Kenntnisstand über die südöstlichen Provinzen zugute. Denn nun gab es eine

---

5 Veröffentlicht in: Radu Grigorovici (Hg.): Bucovina în primele descrieri geografice, istorice, economice şi demografice [Die Bukowina in den ersten geographischen, historischen, wirtschaftlichen demographischen Aufzeichnungen]. Bucureşti 1998, S. 15–197.

6 Luigi Ferdinando Marsigli: Danubius Pannonico-Mysicus. Observationibus geographicis, astronomicis, hydrographicis, historicis, physicis. 6 Bde. Amsterdam-Den Haag 1726.

7 Vgl. die Neuedition: Friedrich Schwantz von Springfels: Descrierea Olteniei la 1723 [Die Beschreibung Olteniens im Jahr 1723]. Hg. v. Mircea-Gheorghe Abrudan. Brăila-Cluj-Napoca 2017.

8 Vgl. Volker Rödel (Hg.): Zwischen den Welten. Kriegsschauplätze des Donauraums im 17. Jahrhundert auf Karten und Plänen. Karlsruhe 2010; Josef Wolf, Wolfgang Zimmermann (Hg.): Fließende Räume. Karten des Donauraums 1650–1800. Regensburg 2017.

9 Zusammengefasst bei Gerhard Fasching: Die kartographische Erschließung des östlichen Europas. In: Der Donauraum 57/3–4 (2017). Sonderheft: Die Entwicklung des Katasterwesens im Donauraum. Hg. v. Erwin Schmidl, S. 111–130, hier S. 118–120.

große Anzahl von Kartenblättern und lokalen Datenmaterials, das sich auf die militärische Verwendbarkeit des jeweiligen Schauplatzes bezog und so authentisch war, dass die Nutznießer sich ein Bild machen konnten, ohne an Ort und Stelle gewesen sein zu müssen. Um diese Arbeit zu leisten, waren dem Geniekorps unterstellte Offiziere landauf, landab unterwegs, um das Terrain zu erkunden und Skizzen zu machen, die dann in Kartenblätter umgezeichnet wurden. Sie nahmen Vermessungen vor, um die Distanzproportionen richtig zu erfassen, und führten eine Fülle von Gesprächen mit den Einheimischen, um die Fragebögen, die es zu beantworten galt, ausfüllen zu können.

Eine vierte Variante politisch-militärischer Aufklärung von habsburgischer Seite bezog sich auf die Untere Donau, bei der es darum ging, den Flussverlauf, die Navigationsbedingungen etc. auf diskrete Weise herauszufinden und zu dokumentieren.[10] Dieses Wissen kam in weiterer Folge nicht nur dem Militär, sondern auch kommerziellen Zwecken zugute, die mit dem Sultan in Konstantinopel 1718 vertraglich geregelt wurden.[11]

Aufklärung im administrativen Sinn

Dass sich im Zuge von Kriegshandlungen militärische Herrschaftsverhältnisse zumindest temporär etablieren können und eine Armee administrative Agenden übernimmt, ist keine neue Erkenntnis. Die Organisation der Armeen des 18. Jahrhunderts war bereits so weit gediehen, dass ein möglichst hohes Maß an Effektivität als erstrebenswert galt; hierdurch kamen Prozesse und strukturierte militärische Abläufe in Gang, die einem definierten Prozedere unterlagen, wie es im Bereich der Logistik besonders augenscheinlich wird, um effizient(er) agieren zu können. Das sich daraus entwickelnde organisatorische Geschick einzelner Militärpersonen (zumeist Angehörige des Stabs) konnte daraufhin vielfach anderwärtig genutzt werden, indem ihnen in der Verwaltung von ‚Neoacquistica' (also neu erworbenen Territorien) neue Aufgabenbereiche übertragen wurden. Der Wiener Hofkriegsrat entwickelte sich so zum Dreh- und Angelpunkt für sämtliche militärische Agenden, welche eine hierarchisch konzipierte Militärverwaltung als Grundgerüst voraussetzten, um Ordnungsprozesse umsetzen zu können. Von längerfristiger Bedeutung war die Verflechtung von Administration und Militär vor allem dann, wenn eine Reduktion von Kriegshandlungen erfolgte und militärische Ressourcen und militärisches Wissen unter ruhigeren Rah-

---

10 Vgl. Harald Heppner: The Habsburgs and the Black Sea Region. A Continental Approach. In: Dominik Gutmeyr, Karl Kaser (Hg.): Europe and the Black Sea Region. A History of Early Knowlegde Exchange (1750–1850). Wien-Zürich 2018, S. 373–390, hier S. 375–378 und die dort angegebene Literatur.

11 Vgl. Maria Barămova: Translacija na mogăščestvo. Dogovorjaneto na mira meždu Habsburgite i Visokata porta, 1547–1747 godina [Der Übergang der Macht. Die Friedensverhandlung zwischen den Habsburgern und der Osmanischen Pforte, 1547–1747]. Sofia 2019, S. 97–190.

menbedingungen sowie in geschützteren Räumen und Systemen Anwendbarkeit fanden. Dabei musste der Fokus stets auf die (noch) fremde Bevölkerung gerichtet sein, der im Donau- und Karpatenraum in ihrer Inhomogenität entgegengekommen werden musste. Als Schauplätze militärisch-administrativer Zonen werden drei Fallbeispiele näher besprochen: die Habsburgische Militärgrenze, das Banat von Temeswar (1716 – 1751) und die Bukowina (1775 – 1786) .

Mit der Bereitschaft, etwas konzeptionell Neues zu wagen, gab der habsburgische Monarch Ferdinand I. (1503 – 1564) im Jahr 1535 den Startschuss für ein mehrere Jahrhunderte umspannendes Projekt, welches im Südosten der Monarchie militärischen Schutz gegen die Osmanen bieten sollte. Dies erfolgte, indem er 1535 den Sichelburger Uskoken (Flüchtlingen aus dem Osmanischen Reich) im Gegenzug für die Übernahme des Grenzschutzes Privilegien erteilte. Die Habsburgische Militärgrenze sollte bis weit ins 19. Jahrhundert hinein als spezifische Ausformung einer militärisch verwalteten Grenzzone von sicherheitspolitischem Wert sein. Aus diesen Privilegien heraus entwickelte sich das von Karl Kaser definierte Dualsystem „Freier Bauer und Soldat", welches die erbliche lehensmäßige Nutzung von Grund und Boden als Gegenleistung zum militärischen Grenzschutz im Militärgrenzterritorium zur Grundlage hatte.[12] Damit erhielten die anfänglich primär orthodoxen Siedler einen ‚freien' Status, den weite Teile der bäuerlich wirtschaftenden Bevölkerung innerhalb der Habsburgermonarchie erst viel später erlangen sollten. Unter der administrativen Oberhoheit des Wiener Hofkriegsrates kam es im 18. Jahrhundert für die Militärgrenzer innerhalb dieses Systems zu gravierenden rechtlichen und organisatorischen Einschränkungen, als es aus der Perspektive des Gesamtstaates heraus galt, die Grenzer als militärische Ressource intensiver in die Pflicht zu nehmen. Die Habsburgische Militärgrenze fungierte daher als Paradebeispiel einer frühneuzeitlichen Militärverwaltung: Abgegrenzt vom zivilen Territorium, unterlagen die Militärgrenzer mit ihren Familien in Kriegs- und Friedenszeiten militärischem Recht und militärischer Logik.[13]

Die Bedeutung von Militärverwaltungen im Donau- und Karpatenraum und deren Verzahnung mit den Prozessen von Staatsbildung und Bürokratisierung sowie ganz allgemein die Verflechtung mit der zivilen Sphäre unter Berücksichtigung personeller Fragen regte in dieser Verbindung zur vertiefenden Auseinandersetzung mit den territorialen Erweiterungen der Monarchie an. Mit dem Neuerwerb von Territorien seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert mussten sich die Wiener Zentralstellen die Frage nach einer akkuraten Verwaltung dieser räumlichen Zugewinne stellen. Dabei entwickelten sich unterschiedliche Verwaltungsmodelle, welche sich zwar an den vorherrschenden Rahmenbedingungen in den ‚Neoacquistica' orientierten, die Verwal-

12 Karl Kaser: Freier Bauer und Soldat. Die Militarisierung der agrarischen Gesellschaft an der kroatisch-slawonischen Militärgrenze 1535 – 1881. Wien-Köln-Weimar 1997 (Zur Kunde Südosteuropas 2/22).
13 Vgl. ebd.; Sabine Jesner: Habsburgische Grenzraumpolitik in der Siebenbürgischen Militärgrenze 1760 – 1830. Verteidigungs- und Präventivstrategien. Phil. Diss. Graz 2013.

tungspraxis jedoch dahingehend modifizierten, dass sich tatsächliche neue Verwaltungssysteme unter Einschluss militärischer Komponenten entwickelten.

Als nach dem Türkenkrieg (1716–1718) die vorläufige territoriale Erweiterung der Monarchie mit dem Frieden von Passarowitz (1718) ihren Abschluss fand, waren es hochrangige und zudem mit dem Schauplatz vertraute Heerführer, welche zu Leitern dieser neuen Provinzen – dem Banat von Temeswar und dem Königreich Serbien – aufstiegen oder, wie in Oltenien, zumindest Führungspositionen bekleideten. Im neu eroberten Temeswarer Banat sowie in Serbien fungierten diese Persönlichkeiten als Militärgouverneure und übernahmen neben ihren militärischen Kernaufgaben im Rahmen ihrer Funktion als Generalkommandanten auch zivile Verwaltungsagenden.[14] Im Temeswarer Banat erfolgte die Einrichtung der Temeswarer Landesadministration, ein dem Militärgouverneur unterstelltes lokales Führungsgremium in der Provinz mit militärisch-zivil gemischtem Zuschnitt. Das Gremium setzte sich aus zwei zivilen und zwei militärischen Räten (Festungskommandant, Generalkriegskommissar) zusammen. In Wien waren in erster Instanz Hofkriegsrat und Hofkammer, in zweiter Instanz die ‚Neoacquistische Subdelegation' für die neue Provinz zuständig. Bis zur verwaltungsmäßigen Reorganisation der Region ab 1751, als für das Banat eine rein zivile Verwaltung eingerichtet wurde, war militärisches Personal auf allen hierarchischen Ebenen des lokalen Beamtenapparats der Provinz verankert.[15] Die Entscheidung zur strukturellen und personellen Einbindung des Faktors ‚Militär' in den Verwaltungsaufbau fußte auf dem Motiv der Herrschaftssicherung, da die habsburgische Oberhoheit in jener Region aufgrund der geographischen Nähe zum Osmanischen Reich stets als gefährdet und umkämpft wahrgenommen wurde.

Ähnliche Beweggründe lassen sich auch für die Bukowina in den Jahren ab 1775 feststellen. Beinahe 60 Jahre nach der militärisch-zivil gemischten Einrichtung des Banats unter militärischer Leitung sollte die habsburgische Herrschaft hier auf ein rein militärisches Verwaltungssystem zurückgreifen, bis die Region 1786 im Königreich Galizien-Lodomerien aufging. Obwohl nur als eine provisorische Lösung angedacht, hielt die Militäradministration unter der Direktion des Hofkriegsrats und unter der Leitung eines lokalen Militärgouverneurs[16] elf Jahre. Ähnlich wie im Banat wurden auch hier militärische Verwaltungselemente installiert, bevor es zur formellen staatsrechtlichen Klärung – dem Verbleib dieser Provinz zwischen dem Wiener Hof

14 Ihre Raum- und Sprachkenntnisse hatten diese militärischen Akteure, welche später zu administrativen Agenden herangezogen wurden, oftmals in vergangenen Kriegszügen in der Region erlangt.

15 Vgl. Costin Feneșan: Administrație și fiscalitate în Banatul Imperial 1716–1778 [Verwaltung und Steuerwesen im kaiserlichen Banat 1716–1778]. Timișoara 1997; Sabine Jesner: The World of Work in the Habsburg Banat (1716–51/53). Early Concepts of State-Based Social and Healthcare Schemes for Imperial Staff and Relatives. In: Austrian History Yearbook 50 (2019), S. 58–77. Betreffend Serbien vgl. Johann Langer: Serbien unter kaiserlicher Regierung 1717–1739. In: Mitteilungen des k.(u.)k. Kriegsarchivs NF 3 (1889), S. 155–247; zu Oltenien vgl. Şerban Papacostea: Oltenia sub stăpînirea austriacă (1718–1739) [Oltenien unter Österreichischer Herrschaft (1718–1739)]. Bucureşti 1971.

16 Ausgefüllt wurde diese Position von General Freiherr Gabriel Splény von Miháldy (1734–1814) und von General Karl Freiherr von Enzenberg (1725–1810).

und der Hohen Pforte – kam. Während im Banat die Stände fehlten, mussten die militärischen Amtsverwalter in der Bukowina sehr wohl mit der lokalen Elite ihr Auskommen suchen. Besonders schwierig gestaltete sich der Verwaltungsaufbau in der Bukowina durch das Fehlen eines Grundbuches, durch welches die Eigentumsverhältnisse der zu verwaltenden Einheiten hätten geklärt werden können. Anders als im Banat, wo der habsburgische Landesfürst zugleich Grundherr war, mussten in der Bukowina die Eigentumsverhältnisse festgestellt und vor allem berücksichtigt werden. Bereits 1777 wurde dem Hofkriegsrat eine militärisch-kartographische Erfassung der Provinz übergeben, doch erfolgte die ökonomische Landesaufnahme erst im Jahr 1789.[17]

Stellt man das Banat der Bukowina gegenüber, lässt sich festhalten, dass in beiden Provinzen, besonders in den ersten Jahren nach dem Herrschaftswechsel, viele Maßnahmen an den Topos der Modernisierung von außen im Sinne eines extern herbeigeführten Fortschritts gekoppelt waren. Im Banat waren unter Claudius Florimund Graf Mercy (1666 – 1734) der Aufbau der Infrastrukturen bzw. die Ansiedlung landfremder Bevölkerung zur Förderung der Wirtschaft Kernelemente der Politik des Militärgouverneurs.[18] Dagegen zielte im Kontext der Bukowina die Politik auf die Verankerung rechtsstaatlicher Prinzipien sowie auf die Erhöhung des Ertrages durch die Einrichtung eines Steuerkatasters auf der Basis der ökonomischen Landesaufnahme ab.[19] In beiden Fällen übernahm das Militär die Rolle des gestalterischen Akteurs, wobei im Bereich des Infrastrukturmanagements beim Bau von Land- und Wasserstraßen, des Festungs(aus)baus oder infolge kartografischer Erhebungen zur besseren Administration der Provinzen militärisch-technisches Know-How eine entscheidende Rolle spielte. In die Zeit der Militärverwaltung in der Bukowina fallen zudem wesentliche aufklärerisch gesteuerte Änderungen, z. B. das Toleranzpatent (1781) oder die Aufhebung der Leibeigenschaft (1782), welche in der Geschichte der Habsburgermonarchie als Leuchttürme des aufgeklärten Absolutismus gelten. Die Einführung von österreichischem Recht sowie die Übertragung der Verhandlungen von Streitigkeiten zwischen Grundherren und Untertanen an das Kreisamt lassen sich als direktes Produkt aufklärerischer Denkmuster festmachen und führten zur Verbesserung der individuellen Rechtslage in der Bukowina in der Zeit der Militärverwaltung.[20]

17 Vgl. Mihai-Ştefan Ceauşu: Bucovina Habsburgică de la anexare la Congresul de la Viena. Josefinism şi postjosefinism 1774 – 1815 [Die habsburgische Bukowina von der Annexion bis zum Wiener Kongreß. Josephinismus und Postjosephinismus]. Iaşi 1998; Kurt Scharr: Die Landschaft Bukowina. Das Werden einer Region an der Peripherie 1771 – 1918. Wien-Köln-Weimar 2010, S. 143 – 161, 179 – 192.

18 Vgl. Sonja Jordan: Die kaiserliche Wirtschaftspolitik im Banat im 18. Jahrhundert. München 1967.

19 Vgl. Kurt Scharr: Die innere Verwaltungsentwicklung der Bukowina 1775 – 1918. Beharrlichkeit alter und Heranwachsen neuer politischer Strukturen. In: Jahrbücher für Geschichte Osteuropas NF 55/2 (2007), S. 179 – 182.

20 Vgl. Scharr, Verwaltungsentwicklung (wie Anm. 19), S. 182.

Aufklärung im Spiegel der Personalgeschichte

Betrachtet man die führenden Militärs, die im Laufe des 18. Jahrhunderts am südosteuropäischen Schauplatz Wirksamkeit erlangten, sind sie im Hinblick auf die Wirkungsgeschichte der Aufklärung in vier Generationen zu staffeln: Die erste Generation wurde noch im 17. Jahrhundert geboren und hatte eine Lebenszeit, die in das erste Drittel des 18. Jahrhunderts hineinreichte. Die nächste Generation aus dem frühen 18. Jahrhundert baute auf dem zeitgenössischen Wandel bereits auf, ohne von den Effekten jener Bewegung stark betroffen zu sein. Die dritte Generation war den Folgen des komplexen Innovationsprozesses bereits voll ausgesetzt, während die im ausgehenden 18. Jahrhundert geborene Generation zur Irreversibilität der Aufklärung keine sinnvolle Option mehr besaß.

Ein frühes Beispiel des Bemühens, aus tradierten Normen auszubrechen und systematisch über ‚Militärwissenschaft' nachzudenken sowie diesbezügliche Ergebnisse zu veröffentlichen, ist Raimund Graf Montecuccoli (1609–1680), ein gebürtiger Italiener, der im Dienst der Habsburgermonarchie u. a. in Ungarn (1663/64) zum Einsatz gekommen war. Er kombinierte in seinem Werk *Mémoires ou Principes de l'art militaire*, das posthum 1712 erschien, seine Kriegserinnerungen (Empirie) mit dem Ansatz der Optimierung.[21] Das vermutlich bekannteste Beispiel eines mit den Donau- und Balkanschauplätzen vertrauten Feldherrn mit Affinität zur Aufklärung war Prinz Eugen von Savoyen (1663–1736), der, aus Frankreich kommend und hochgebildet, nicht nur über Jahrzehnte sehr viele militärische Erfahrungen sammeln konnte, sondern auch als Staatsmann in den führenden politischen Kreisen Eingang fand und dank seiner Begabung, seines Einkommens und seiner vielen internationalen gleichwie interdisziplinären Kontakte ein breites Interesse an Kunst und Philosophie entwickelte.[22]

Welche Rolle über die gesellschaftliche Abkunft und das militärische Renommée auch die Bildung bei führenden Militärs spielte, spiegelt sich z. B. im Wirken Karl Alexanders von Württemberg (1684 – 1737) wider, der als kaiserlicher General das Königreich Serbien als 1717/18 gewonnene Provinz zu leiten hatte, wofür juristische, ökonomische und administrative Kenntnisse zwingend waren.[23] Einen analogen Fall stellt Baron Gideon Ernest von Laudon (1717–1790) dar, der nicht nur eine steile militärische Karriere machte, sondern wie Eugen von Savoyen an den zeitgenössischen

21 Vgl. die Neuedition Raimund Graf Montecuccoli: Mémoires ou Principes de l'art militaire 1712. Hg. v. Ferenc Tóth. Budapest 2017.

22 Vgl. Marie-Louise von Plessen: Prinz Eugen. Feldherr, Philosoph und Kunstfreund. Der edle Ritter als europäischer Kulturheros. In: Dies., Agnes Husslein-Arco (Hg.): Prinz Eugen. Feldherr, Philosoph und Kunstfreund. Ausst.-Kat. Österreichische Galerie Belvedere Wien. Wien 2010, S. 17–21.

23 Vgl. Márta Fata: Karl Alexander von Württemberg. Kaiserlicher General und Statthalter von Serbien. In: Wolfgang Zimmermann, Josef Wolf (Hg.): Die Türkenkriege des 18. Jahrhunderts. Wahrnehmen – Wissen – Erinnern. Regensburg 2017, S. 43–71.

kulturellen Strömungen regen Anteil nahm.[24] Als Angehöriger der vierten Generation sei auf Anton Graf von Prokesch-Osten verwiesen (1795–1876), der nach seinen militärischen und diplomatischen Erfahrungen in napoleonischer und nachnapoleonischer Zeit für die ‚Aufklärung‘ der Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel auch schriftstellerisch und wissenschaftlich tätig wurde.[25]

Den genannten Persönlichkeiten ist gemeinsam, dass sie führende Funktionen innehatten, hiermit ein hohes Maß an Verantwortung trugen und jeweils in ein dichtes Netz von Informationen eingebettet waren. Ihre Aufgaben brachten mit sich, dass sie zwischen Wien und den jeweiligen Schauplätzen ihres Dienstes in ‚West‘ und ‚Ost‘ pendelten und daher große Ortskenntnisse und Erfahrungen an der Schnittstelle zwischen Militaria und Civilia sammeln konnten. Ein weiterer Faktor für ihr Berufsprofil ergibt sich aus den Kontakten mit ‚aufgeklärten‘ Personen bei Hofe sowie an den jeweiligen Dienstorten zu jenen Zeiten, in denen die Betreffenden nicht im Felde standen, sondern zivil-administrative Funktionen auszufüllen hatten (im Banat, in Siebenbürgen, im Königreich Serbien, in Oltenien und in der Bukowina). Dazu kam noch der innermilitärische Diskurs zur Optimierung der Organisation der Militärbehörden und des Ausbildungsbetriebes.[26]

Aufklärung im funktionalen Sinn

Wendet man sich den militärischen Wirkungsweisen einer aufgeklärten Kriegspraxis zu, wird schnell deutlich, dass es bei dieser Dimension um eine funktionale Erweiterung des militärischen Aufgabenspektrums geht.[27] Im Fokus steht dabei die praktische Anwendbarkeit von neu errungenem Wissen u. a. zugunsten der Bevölkerung im Donau- und Karpatenraum, bei dem technisch-wissenschaftliche, pädagogische und gesundheitspolitische Kategorien zum Tragen kommen. Das Militär durchbricht sein funktionales Aufgabenfeld als Inhaber des territorialen Gewaltmonopols, und unter den Parametern Rationalität, Effizienz und Professionalisierung kommt es zur Übernahme neuer Aufgaben, verortet im soziokulturellen Kontext und eng an der gesellschaftlichen Wirklichkeit in gänzlich anderen Feldern.

24 Vgl. Filip Krčmar: Laudonova Regimenta. Istorija 29. carskog i kraljevskog pešadijskog puka „Baron von Laudon“[Das Laudon’sche Regiment. Geschichte des 29. Kaiserlich-Königlichen Infanterie-Regiments „Baron von Laudon“]. Zrenjanin 2015, S. 77–82.

25 Vgl. jüngst dazu Karl Peitler, Elisabeth Triunkl (Hg.): Anton Prokesch von Osten. Sammler, Gelehrter und Vermittler zwischen den Kulturen. Graz 2019.

26 Vgl Grundlegendes bei Oskar Regele: Generalstabschefs aus 4 Jahrhunderten. Das Amt des Chefs des Generalstabes in der Donaumonarchie. Seine Träger und Organe von 1529 bis 1918. Wien 1966, S. 71–74.

27 Zur Entwicklung des Militärs in Verbindung mit dem Ansatz der ‚Military Revolution‘ siehe Clifford J. Rogers (Hg.): The Military Revolution Debate. Readings on the Military Transformation of Early Modern Europe. Boulder-San Francisco-Oxford 1995.

Die Bedeutung der Kartographie wurde bereits oben angerissen. Die Historikerin Madalina Valeria Veres hat mit ihrer Dissertation *Constructing Imperial Spaces* exemplarisch gezeigt, wie sich die Herstellung und Zirkulation von Karten im Rahmen der topographischen Erfassung von Provinzen, aber auch Grenzen und Grenzräumen in den österreichischen Niederlanden, der Lombardei und in Siebenbürgen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts darstellt.[28] Hierbei wird deutlich, dass die am Anfang des Jahrhunderts erst zögerlich begonnenen Ansätze zur Etablierung der Kartographie[29] sich hin zu einem professionellen militärischen Ingenieurswesen im Kontext der Ausbildung von Militäringenieuren und Institutionen bewegt haben[30] – eine Entwicklung, die durch die wohlbekannte ‚Josephinische Landesaufnahme' evident wird.[31]

Besonders gut lassen sich diese Fortschritte im Rahmen der Ansiedlung von Invaliden und zivilen Bevölkerungsgruppen in der Banater Militärgrenze nachverfolgen. Hierbei übernahmen Militärgrenzoffiziere die Regie, wenn es darum ging, neue Wohnstätten für die Ansiedler zu konzipieren und zu bauen. Im Einverständnis mit dem Hofkriegsrat entstanden umfassende Bau- und Flurpläne zur Gestaltung der Ansiedlerdörfer. Dabei wurde ausführlich über die bestmöglichen Grundrisstypen und die Architektur des Ansiedlerhauses sowie über die dazugehörige Infrastruktur im Dorf beratschlagt. Diese Pläne berücksichtigten in einem hohen Ausmaß die Bedürfnisse der Bewohner hinsichtlich ihrer Lebens- und Wirtschaftsweise im Deutsch-Banater Militärgrenzbezirk. Dabei flossen in die Überlegungen neben der fachgerechten Evaluation der Größe einer Wohnstätte auch Fragen über die zufriedenstellende Bodengüte oder die ausreichende Wasserversorgung mit ein.[32]

---

28 Vgl. Madalina Valeria Veres: Constructing Imperial Spaces. Habsburg Cartography in the Age of Enlightenment. Phil. Diss. Pittsburgh 2015. URL: http://d-scholarship.pitt.edu/25241/ (20.03.2020).

29 Vgl. Géza Pálffy: Die Anfänge der Militärkartographie in der Habsburgermonarchie. Die regelmäßige kartographische Tätigkeit der Burgbaumeisterfamilie Angielini an den kroatisch-slavonischen und den ungarischen Grenzen in den Jahren 1560 – 1570. Budapest 2011.

30 Zur Entwicklung des Militäringenieurwesen siehe Michael Hochedlinger: Das Stehende Heer. In: Ders., Petr Mat'a, Thomas Winkelbauer (Hg.): Verwaltungsgeschichte der Habsburgermonarchie in der Frühen Neuzeit. Bd. 1: Hof und Dynastie, Kaiser und Reich, Zentralverwaltungen, Kriegswesen und landesfürstliches Finanzwesen. Wien 2019, S. 655 – 766, hier S. 718 – 721.

31 Vgl. im Kontext der internationalen Forschung zur aufgeklärten Kriegswissenschaft im Allgemeinen Ken Alder: Engineering the Revolution. Arms and Enlightenment in France 1763 – 1818. Chicago-Princeton 1997; Brett D. Steele, Tamera Dorland (Hg.): The Heirs of Archimedes. Science and the Art of War through the Age of Enlightenment. Cambridge-London 2005; Janis Langins: Conserving the Enlightenment. French Military Engineering from Vauban to the Revolution. Cambridge-London 2003. Für die Habsburgermonarchie mit Fokus auf Südosteuropa vgl. Harald Heppner, Wolfgang Schmale (Hg.): Festung und Innovation. Bochum 2005 (Das Achtzehnte Jahrhundert und Österreich 20); Harald Heppner, Zsuzsa Barbarics-Hermanik (Hg.): Türkenangst und Festungsbau. Wirklichkeit und Mythos. Frankfurt/M. 2009.

32 Vgl. Erik Roth: Die planmäßig angelegten Siedlungen im Deutsch-Banater Militärgrenzbezirk 1765 – 1821. München 1988 (Buchreihe der Südostdeutschen Historischen Kommission 33).

In der Habsburgischen Militärgrenze konnten nach den strukturellen Änderungen im 18. Jahrhundert aufklärerische Ideen rascher umgesetzt werden und die Grenzer wurden, der militärischen Logik folgend, nun viel stärker in die militärische Pflicht genommen als in den Jahrzehnten zuvor. Die Einführung des Regimentssystems als Maßnahme zur besseren Eingliederung der Militärgrenztruppen ins Heer verlangte nach strikteren Strukturen und mündete in einem härteren Drill gegenüber den Grenzsoldaten. Zusätzlich erlaubte der intensivierte Zugriff auf die Grenzer eine beschleunigte Anwendung neuer Praktiken des Wissens oder der Technik. Dies geschah auf zwei Ebenen: Zum einen konnte durch die Professionalisierung der Ausbildung an der Militärakademie in Wiener Neustadt die Ausbildung des militärischen Personals auf eine höhere Stufe gestellt werden, und zum anderen erfolgte unter der (An-)Leitung dieser Absolventen die Umsetzung neuer Lehren und technischer Errungenschaften (Dreifelderwirtschaft) im Militärgrenzgebiet.[33] Parallel dazu wurden in den Militärgrenzabschnitten Schulen und Militärgrenzerziehungshäuser gegründet. Während in den Schulen grundlegende Kenntnisse des Schreibens, des Lesens und des Rechnens vermittelt wurden, schulte man in den Erziehungshäusern den militärischen Offiziersnachwuchs.[34] Bereits mehrfach hat die historische Forschung dargestellt, dass sich bei einem Vergleich der Militärgrenzbezirke mit dem nachbarlichen zivilen Einzugsgebiet unterschiedliche Geschwindigkeiten – zugunsten des militarisierten Gebiets – abzeichnen, wenn man die Parameter ‚Regionale Entwicklung‘ sowie ‚Fortschritt von Bildung‘ im aufklärerischen Kontext in Augenschein nimmt.[35]

Der Wille zur Verbesserung der Ausbildung manifestierte sich auch im Bereich der (militär-)medizinischen Versorgung. Einen Meilenstein in der militär-chirurgischen Ausbildung von habsburgischen Militärärzten stellte die Gründung des Josephinums dar, dessen heilkundlicher Effekt nicht nur im Krieg erfassbar war, da die dort ausgebildeten Chirurgen auch im Rahmen der Seuchenprävention wichtige Aufgaben zum Schutz der Bevölkerung übernahmen.[36] Im 18. Jahrhundert potenzierte sich der Stellenwert der Gesundheit des einzelnen Menschen, und Sanität und Hygiene mu-

33 Vgl. Johann Svoboda: Die Zöglinge der Wiener-Neustädter Militär-Akademie von der Gründung des Institutes bis auf unser Tage. Wien 1870 sowie als Übersicht über die Auszubildenden Johann Svoboda: Die Theresianische Militär-Akademie zu Wiener-Neustadt und ihre Zöglinge von der Gründung der Anstalt bis auf unsere Tage. 3 Bde. Wien 1894–1897.

34 Vgl. jüngst Robert Skenderović: Deutsche Volkschulen in der Slawonischen Militärgrenze bis zur Einführung der Allgemeinen Schulordnung von 1774. In: Review of Croatian History 1 (2018), S. 147–172.

35 Vgl. dazu Oana-Ramona Ilovan, Ioana Scridon, Kinga Xénia Havadi-Nagy, Dănuţ Huciu: Tracing the Military Frontier District of Năsăud. Territorial Identity and Regional Development. In: Mitteilungen der Österreichischen Geographischen Gesellschaft 158 (2016), S. 215–244; Hannes Grandits: Familie und sozialer Wandel im ländlichen Kroatien 18.–20. Jahrhundert. Wien-Köln-Weimar 2002 (Zur Kunde Südosteuropas 2/32).

36 Vgl. zuletzt Brigitte Lohff: Die Josephs-Akademie im Wiener Josephinum. Die medizinisch-chirurgische Militärakademie im Spannungsfeld von Wissenschaft und Politik 1785–1874. Wien-Köln-Weimar 2019.

tierten zu öffentlichen Angelegenheiten. Als Resultat dieses Bewusstseinswandels konnten sich Facetten einer präventiv ausgelegten Medizin verankern.[37]

Kaiser Karl VI. (1685 – 1740) bemerkte 1737 kritisch, dass ohne die Unterstützung des Militärs an eine zielorientierte Seuchenprävention nicht zu denken wäre.[38] Die habsburgische Gründung von permanent angelegten Quarantänestationen (‚Contumazen') begründete die Entstehung des habsburgischen ‚Cordon Sanitaire' auf dem Boden der Militärgrenze. Die auch als ‚Pestkordon' Bekanntheit erlangende Präventivstrategie gilt als Spezialkapitel der Verflechtung von Medizin und Militär im südöstlichen Europa. Die finanziell aufwendige Instandhaltung des ‚Cordon Sanitaire' bis weit ins 19. Jahrhundert hinein fußte darauf, die Übertragung der Beulenpest aus dem angrenzenden Osmanischen Reich und dem Orient zu verhindern und dem Ausbruch etwaiger Epidemien bereits an der Außengrenze der Monarchie einen Riegel vorzuschieben. Mit der Einrichtung der ‚Contumazen' an exponierten Einreisepunkten initiierte der Wiener Hof eine gezielte Einreisekontrolle für Menschen, Tiere und Waren aus dem Osmanischen Reich. In die Habsburgermonarchie durfte nur nach erfolgreichem Vollzug der Quarantäne eingereist werden. Unter der Oberaufsicht von Kontumazdirektor und Kontumazchirurg wurde überwacht, ob sich erste Anzeichen einer Beulenpest bei den Reisenden bemerkbar machten, bevor die Reise nach durchschnittlich 42 Tagen weitergehen konnte. Die Militärgrenzsoldaten bewachten im Rahmen ihrer Tätigkeiten die Außengrenze der Monarchie und hatten den Auftrag, heimliche Grenzübertritte zu verhindern. Ab 1776 zeichnete sich einzig der Hofkriegsrat für die Seuchenprävention in der Militärgrenze verantwortlich.[39] Dementsprechend verweist Olaf Briese in Verbindung mit der Etablierung von Kordons und Grenzsperren auf eine Militarisierung der Seuchenprävention als funktionale Erweiterung militärischer Aufgabenfelder im 18. Jahrhundert.[40]

Forschungsdesiderata

Aus den hier vorgestellten Aspekten der Überlappung von ‚Militär' und ‚Aufklärung' in der Habsburgermonarchie wird ersichtlich, wo sich Forschungsdesiderata abzeichnen, die sich zwei Kategorien zuteilen lassen:

---

37 Vgl. Johannes Wimmer: Gesundheit, Krankheit und Tod im Zeitalter der Aufklärung. Fallstudien aus den habsburgischen Erbländern. Wien-Köln 1991.

38 Dazu das kaiserliche Patent vom 24. Dezember 1737 mit dem Wortlaut: „Inmassen nach langer Erfahrniß die guten Militär-Dispositiones das beste und fast einzige Mittel seynd, dem contagiosen Uebel und der Ausbreitung desselben zu steuern." Zitiert nach Erna Lesky: Die österreichische Pestfront an der k.k. Militärgrenze. In: Saeculum 8 (1957), S. 82 – 106, hier S. 86.

39 Zum ‚Cordon Sanitaire' vgl. exemplarisch Lesky, Die österreichische Pestfront (wie Anm. 38) und Gunther E. Rothenburg: The Austrian Sanitary Cordon and the Control of the Bubonic Plague, 1710 – 1871. In: Journal of the History of Medicine 28 (1973), S. 15 – 23.

40 Vgl. Olaf Briese: Angst in den Zeiten der Cholera. Bd. 1: Über kulturelle Ursprünge des Bakteriums. Seuchen-Cordon I. Berlin 2003, S. 242 – 260.

In der ersten Kategorie geht es um die Frage: Welche Affinitäten konnte das Militär (im weitesten Sinn des Begriffes) zugunsten der Aufklärung als epochengestaltende Bewegung entwickeln und welche Wirkungen ergaben sich daraus? Für die Beantwortung kommen mehrere Forschungsbereiche in Betracht. Einer davon bezieht sich auf die kollektivbiographische Analyse, in deren Zentrum die Ausbildung der Offiziere steht: Wer innerhalb welcher Generation hat eine regelrechte Ausbildung erfahren und inwiefern wirkt sich dies auf die modernisierende Professionalisierung des Heerwesens aus? Dabei sollten Offiziere, die aus den südosteuropäischen Regionen stammen, im Vordergrund stehen, um den Wandel der Profile dieser Soldatenschicht zu erkennen und plausibel zu machen, warum selbst um 1900 in der k. u. k. Armee noch immer die deutsche Sprachgruppe den größten Anteil an Offizieren stellte.[41] Ein zweites Thema sind die Ausbildungsprinzipien (insbesondere in der Theresianischen Militärakademie), an Hand derer verständlich gemacht werden könnte, wie und inwieweit zentrale Anliegen der Aufklärung vermittelt wurden, die im Umgang mit den übrigen Soldaten Bedeutung erlangt haben (Offiziersethos, Toleranz u. a.). Da, wie die Praxis zeigt, das Leben in und mit der Truppe anderen Rahmenbedingungen unterlag als das Funktionieren von Militärbehörden, bedürfte es als ‚flankierende Maßnahme' in der Forschung einer generationsübergreifenden Analyse der Amtsgeschichte mit den dazu gehörenden Organigrammen und normativen Elementen (gestaffelt nach Führungsebenen vom Hofkriegsrat in Wien bis hinunter zur Regimentsebene in den Provinzen), um zu ersehen, inwieweit der ‚Geist der Aufklärung' über das System an die Truppen herangetragen wurde oder umgekehrt, inwieweit aufgeklärte Ansätze (Soldatenerziehung, Kriegsführung) durch bürokratische Strukturen gebremst wurden. Eine ungeklärte Frage ist auch, welche Effekte die Auslandseinsätze in Italien, im Deutschen Reich, in Frankreich und in den Niederlanden unter den aus dem Donau- und Karpatenraum kommenden Soldaten in puncto Rezeption innovativer Denk- und Handlungsansätze nach sich zogen.

Die zweite Kategorie dreht sich um die Frage, inwieweit die Aufklärung als Neuordnungsprozess über Wissen und Werte die Themen ‚Krieg', ‚Militär', ‚Soldatendasein' etc. in welchen Zusammenhängen in den Blick genommen und welche Aussagen sie dazu getroffen hat. Hier tut sich eine große Spannweite auf, bei der südosteuropäische Facetten vermutlich kaum eine nennenswerte Rolle gespielt haben dürften. Der Bogen spannt sich weit von der Ebene der Philosophie über die Ebene der Ethik, des Rechts und der Wissenschaften bis hin zur geographischen Forschung mit intendierten und nichtintendierten militärrelevanten Erkenntnissen. Im Zentrum der Einsichten steht die Debatte um die Sinnfrage militärischer Gewalt bzw. um deren Legitimität zugunsten des Erreichens gesellschaftspolitischer Ziele (Recht auf Widerstand, Recht zur Intervention im Ausland u. ä.). Hierin spiegelt sich die Ambivalenz der Aufklärung wider, bei der die Maßnahmen zur Förderung ‚zurückgebliebener' Verhältnisse Herrschaftsverdichtung hervorrufen bzw. die ‚Hilfeleistung' von oben

41 Vgl. István Déak: Der k. (u.) k. Offizier. Wien-Köln-Weimar 1991, S. 219–223.

dem daraus hervorgehenden Emanzipationsstreben von unten im Wege steht. Ein Anknüpfungspunkt für dieses heterogene Thema ist das Verhalten westlicher Mächte im Umgang mit den auf Befreiung sinnenden Völkern am Balkan (Serben, Griechen) schon im 18. und nicht erst im 19. Jahrhundert, aber auch, auf welchen historischen Grundlagen der Widerstandsgeist in der Revolution von 1848/49 beruhte.

Gegenwartsrelevanz

Stellt man die Frage nach dem Nutzen des Doppelthemas ‚Militär' und ‚Aufklärung' für die Gegenwart, bieten sich zwei Aspekte an. Der eine bezieht sich auf das aus dem 18. Jahrhundert stammende textliche und bildliche Quellenmaterial rund um Militaria, das äußerst umfangreich ist und eine Fülle von weit über das Kriegerische hinausreichenden Aussagen zu Land und Leuten, Alltag und Zivilisationsbrüchen enthält. Insbesondere jene Bevölkerungen, deren Vorfahren entlang der Grenzzone zwischen der Habsburgermonarchie und dem Osmanischen Reich lebten (Kroaten, Ungarn, Serben, Rumänen), können einen Teil ‚ihrer' Geschichte gar nicht schreiben, wenn es nicht beträchtliche Archivbestände in Wien, Budapest etc. gäbe, die auf Militärbehörden jener Epoche zurückgehen. Hieraus lässt sich eine zeitlich weit abliegende Facette der ‚Aufklärung' nach der einschlägigen Epoche erkennen.

Der zweite Aspekt steht in Zusammenhang mit politischer Symbolik und Identitätsbildung. Im Zeitalter der Europäischen Integration (auch über den Rahmen der Europäischen Union hinaus) – diese Feststellung trifft auch für die südosteuropäischen Länder zu – kommt es u. a. darauf an, vor Augen führen zu können, dass ‚man' nicht erst im 21. Jahrhundert Bestandteil der ‚europäischen' Kultur- und Gesinnungsgemeinschaft geworden ist oder werden will. Es gilt demgegenüber darauf hinzuweisen, dass es schon frühere, z.T. weit frühere Belege für die Zugehörigkeit zum okzidentalen Ganzen gibt, die sich für den Brückenschlag von der Vergangenheit zur Gegenwart eignen. In diesem Zusammenhang taugen zur Veranschaulichung auch die kriegerischen Auseinandersetzungen im 18. Jahrhundert, um zu zeigen, wie viele Abkömmlinge westlicher Länder im Donau-, Karpaten- und Balkanraum operierten und, umgekehrt, wie Generationen von Militärgrenzern nicht nur im Heimatbereich, sondern auch in den Alpen, in Italien, in Frankreich oder in Deutschland zum Einsatz kamen bzw. Erfahrungen machten – vor dem Hintergrund von europaweiten Konflikten, die nicht nur, aber auch infolge der aus der Aufklärung resultierenden Impulse hervorgegangen sind.

János Ugrai

A Prehistory to the Success of Modernization

Differences between Denominations in the Shaping of Hungarian Public Education during the Enlightenment Period

Abstract: The paper discusses the background to the publication of the 1868 Public Education Act in Hungary. A number of measures aimed at extending public education had been introduced since the 1770s. Most of these efforts, however, were fragmentary and often unsuccessful, perhaps as a result of the multi-denominational nature of the country. In addition to the Roman Catholic Church, the Lutheran and the Reformed churches also had a relatively comprehensive network of primary schools. Indeed, as a result of the Patent of Toleration of 1781, Protestants had almost full autonomy. They could, for instance, manage their educational affairs autonomously, with both the Lutheran and Reformed churches developing their own distinctive approaches. Yet, the Protestants' 'golden freedom' came at a price. So, while Catholics adjusted to the modernization efforts of Habsburg educational policies, Protestants found themselves a step behind. This was a disadvantage that was not only growing, but one that was only latterly understood. It consequently took many decades for Protestants to start modernizing and standardizing their school network in the 1830s and 1840s.

Keywords: Hungary; school system; public Education; multi-denominationalism; Enlightenment

Zusammenfassung: Die Studie beschäftigt sich mit der Vorgeschichte des ungarischen Volksbildungsgesetzes (1868). Seit den 1770er Jahren gab es zahlreiche Konzeptionen und bedeutsame Bestrebungen zur Verbreitung der Volksbildung in Ungarn. Diese Anstrengungen blieben jedoch sporadisch und oft ergebnislos. Die Multikonfessionalität des Landes hatte dabei eine große Bedeutung. Neben den Katholiken hatten auch die Lutheraner und Reformierten ein relativ dichtes Schulnetz. Die Protestanten formten und gestalteten ihr Schulwesen nach dem Toleranzpatent von 1781 *de iure* selbstständig. Sie genossen nicht nur den Katholiken und dem Staat gegenüber Autonomie, sondern gestalteten auch ihr Schulwesen auf unterschiedliche Weise. Diese ‚goldene Freiheit' der Protestanten hatte jedoch ihren Preis: Indem sich die Katholiken nämlich eng den modernisierenden Habsburger Bildungsmaßnahmen anschlossen, konnten sie sich einen Wettbewerbsvorteil gegenüber den Protestanten verschaffen. Die Protestanten wiederum erkannten ihren Rückstand nur langsam und brauchten Jahrzehnte dafür, ihre unterschiedlichen Schulsysteme zu vereinheitlichen und zu modernisieren.

Schlagwörter: Ungarn; Schulwesen; Volksbildung; Multikonfessionalität; Aufklärung

János Ugrai, Dr. (PhD Habil.), Universität Eszterházy Károly, Eszterházy tér 1, 3300 Eger, Ungarn, ugraij@gmail.com

https://doi.org/10.1515/9783110671827-013

Introduction

Compulsory education was introduced in Hungary in 1868, one year after the Austro-Hungarian compromise.[1] Article 38 of the Public Education Act of 1868 was an unparalleled success in the history of Hungarian modernization. It encountered little opposition, was implemented quickly and successfully, and later amendments and additions did little to alter the essential nature of the Act.[2] Consequently, the Public Education Act, which was associated with the then Minister of Education József Eötvös, served as a reference point for public education until nationalization in the communist era (1948). The Act is a unique phenomenon in the history of education legislation in Hungary, as no other large-scale legislation was anywhere near as successful.[3] The Act notably declared that six years of compulsory education was to be universal, affecting all Hungarians, dramatically changing the lives of families unaccustomed to formal education in a manner that proved to be permanent. Moreover, compulsory education also affected multicultural relations in areas that were ethnically and denominationally diverse, and redefined the roles assigned to the state and the churches, as well as to the state and local governments (communities).[4]

Although the changes set out in the Public Education Act were immediately successful, it is fair to say that its pivotal sections could already have been in force for

1 The study was written within two projects: EFOP-3.6.1 – 16 – 2016 – 00001: Kutatási kapacitások és szolgáltatások komplex fejlesztése az Eszterházy Károly Egyetemen [A Complex Development of Research Capacities and Service at Eszterházy Károly University]; NKFI FK 132451: (A professzionalizáció története Magyarországon a 19 – 20 században európai kontextusban [A History of Professionalization in Hungary in the Context of 19th–20th-century Europe].

2 It took the system about thirty years to achieve a rate of more than 95 % enrolment among school-age children. Additional rules facilitated this process. Laws that were introduced in the schooling of ethnic groups in Hungary and which were contrary to the national, liberal and basically tolerant spirit of article 38 of the Public Education Act of 1868 first appeared at around the turn of the century. Cf Péter Tibor Nagy: The Social and Political History of Hungarian Education. Pécs-Budapest 2006, 14 – 17.

3 A conference to celebrate the 150th anniversary of the act was organized in Budapest in autumn 2018, with the participation of almost the entire community of historians of education in Hungary. The participants both unequivocally accepted the success of modernization of the Act, and agreed on its unique significance in Hungarian history.

4 Some of the main points of the act were as follows: obligation to attend school regularly for children aged 6 to 12; obligatory state supervision of schools; obligatory professional training for teachers, the establishment of state institutions of teacher training; obligatory curricular regulations; the establishment of schools of certain denominations and languages, according to the religious affiliation and ethnicity of the majority of the inhabitants in each town and community; state-maintained faith schools in the case of minimum 30 children of the same denomination. Public schools could be established and maintained by churches, the state, communities, private individuals and 'societies'. Cf. Article 38 of the Public Education Act of 1868. In: Dezső Márkus: Corpus Iuris Hungarici. Magyar Törvénytár 8: 1838 – 1869 [Corpus Iuris Hungarici. Body of Hungarian Laws 8: 1838 – 1869]. Budapest 1896, 449 – 469.

nearly a century. These were set out in the reforms of Johann Ignaz Felbiger, which failed because the Kingdom of Hungary sought to defend its feudal autonomy.[5] In 1777 Empress Maria Theresa issued *Ratio Educationis*, a modified version of an education policy introduced in the hereditary provinces of the monarchy, was tailored to Hungary. This, however, could not prevail in the long run. This is because, as many historians of education in Hungary believe, these enlightened absolutist regulations of public education foundered due to the lack of infrastructure such as buildings, fixed assets and qualified teachers.[6] This is patently true since it would have taken decades to turn education that was previously organized in barns, the teacher's one and only living room, or in dilapidated and unheated classrooms into a cultured network of schools.

On the other hand, this could only have occurred if the time that passed between the issuing of *Ratio Educationis* and the Public Education Act had been shorter and more balanced – but that was not the case. In fact that period, spanning almost three generations, was characterized by a number of odd changes. These may be best explained because the churches tried to avoid the influence of the state, and the fact that the different denominations competed with one another.[7] As a result, the relationship between various denominations needs to be explored in order to reveal both the dynamics of pedagogical discourse on public education, and the educational practices that characterised Hungary during the Late Enlightenment Period. In order to do this I shall briefly outline the religious nature of Hungary at that time, then discuss the respective efforts of the three denominations (Roman Catholic, Lutheran and Reformed) with regard to public education.

5 Cf. Rudolf Gönner: Die österreichische Lehrerbildung von der Normalschule bis zur Pädagogischen Akademie. Wien 1967, 35–41; Josef Stanzel: Die Schulaufsicht im Reformwerk von J. I. Felbiger (1724–1788). Schule, Kirche und Staat in Recht und Praxis des aufgeklärten Absolutismus. Paderborn 1976, 257–274; Lajos Hajdu: Népiskolai szerződések Magyarországon a felvilágosult abszolutizmus időszakában (1770–1795) [Public School Contracts in Hungary in the Period of Enlightened Absolutism]. In: Somogy megye múltjából 17 (1977), 163–166.

6 Cf. András Németh: Die ungarischen Bildungsreformen. Von der theresianisch-josephinischen Reichsreform zur nationalstaatlichen Bildungspolitik (1777–1867). In: Flavian Imlig, Lukas Lehmann, Karin Manz (Ed.): Schule und Reform. Veränderungsabsichten, Wandel und Folgeprobleme. Wiesbaden 2018, 105–116.

7 Because of this the law proposed by the national diet in 1843, which was quite similar to the Public Education Act of 1868 in terms of its content, did not have enough support from society. This despite the fact that it would have been able to provide more space for certain churches and intended to establish separate school authorities for the denominations. Sensing the polarized opinion of the counties and churches about the proposal drawn up by liberal reformers, the monarch simply took it off the agenda. After the revolution of March 1848, József Eötvös was appointed Minister of Education in the new Hungarian government. He tried to initiate an act on public education, but it was soon overtaken by the chaos of the revolution. In addition, the reaction of the churches, worried about losing their autonomy, foreshadowed a prolonged tug of war. Cf. Miklós Bényei: Oktatáspolitikai törekvések a reformkori Magyarországon [Education Policy Efforts in the Hungarian Reform Era]. Debrecen 1994.

Multiconfessional Hungary

Habsburg absolutism consolidated its power in the Kingdom of Hungary in the early 18th century without fully overcoming Protestantism. On several occasions, between 1681 and 1731, the monarch guaranteed Protestants the right to religious freedom at two locations in each county, and in all the settlements inhabited by Protestants in every county. This enabled these communities to persist, albeit within strict limits: including a ban on geographical expansion and a series of discriminative rules that favoured Catholics in any debates which took place within society. Scholarship on the history of education in Hungary is still polarized in its evaluation of the religio-political phenomena of the mid-18th century, however.

In 1790, 55% of the population was Roman Catholic, while about 7% was Greek Catholic, 11% Greek Orthodox, 1.2% Jews, 9.3% Lutheran and approximately 16% Reformed.[8] Catholic scholars claim that Protestants could generally live in peace; the worst they experienced was smaller or greater 'pin pricks'. In contrast, Protestant scholars conceive the period leading up to Joseph II's Patent of Toleration in 1781 as a bloodless part of the Counter-Reformation, a continuation of tyranny in other words.

Both of these approaches have an element of truth to them. Protestants were not persecuted in 18th-century Hungary, unlike Czech Protestants; nor did they have to fear the direct termination of their congregations. Moreover, certain educational-cultural centres, especially the Reformed College of Debrecen and the Lutheran Lyceum in Bratislava, achieved outstanding scientific results. Nevertheless, from time to time, Protestants could no doubt feel limited in terms of their rights, and perhaps even feel excluded in some situations. Violent measures by some Catholic bishops in some regions of Hungary ruined the Protestants' faith for decades afterwards. In the mid-1770s, some six or eight years before emperor Joseph II's Patent of Toleration, the oppression of Protestants intensified once again. In other words those 'pin pricks' got deeper and more frequent.[9]

The Patent of Toleration, however, brought about a turn of events that resulted in rapid changes to the lives of Protestants. What is more, while keeping with feudal autonomy, Emperor Leopold II legitimized these changes through Article 26 of the Act of 1791. These ensured Protestants' religious freedom, as well as their right to self-determination in religious and public education issues. Protestants could then live in a way that was largely undisturbed, and were allowed almost full autonomy until the fall of the revolution and the beginning of neoabsolutism in 1849. This came at a price, however, since they had to fund their own activities. This limited the roles

8 By 1846 this rate changed slightly: 52% Roman Catholic, 9% Greek Catholic, 11% Greek Orthodox, 2.5% Jews, 8.1% Lutheran, 17.5% Reformed. Cf. Margit Balogh, JenőGergely: Egyházak az újkori Magyarországon [Churches in Modern Age Hungary]. Budapest 1992, 149–153.

9 Cf. Elemér Mályusz: A türelmi rendelet. II. József és a magyarországi protestantizmus [Patent of Toleration. Joseph II and Protestantism in Hungary]. Budapest 1939.

they could undertake in education and culture, and also restricted the spread of their faith. Protestants did not depend on any central government during the period of 'golden freedom', only the general laws of the country. They did not even complete and send the official reports on their institutions that were required by the authorities. Despite this one could not say that there was complete religious equality, even at this time of the Protestants' 'golden freedom'. There were certain laws that distinguished and favoured Catholics, such as those determining the religious affiliation of children born in mixed marriages and those that impeded conversion to any other religion. This is important because these laws, the severity of which were greatly exaggerated, contributed to Protestants' distrust of the central government.[10]

The general rights that Protestants were finally granted did not help them to the extent that the Lutheran and Reformed churches united. This is something which had been considered time and again in the period between 1781 and 1850, as some leaders contemplated joining forces to create a shared platform, but the idea was never realized. These attempts could even lead to further fragmentation, such as in the 1840s when plans for a Lutheran-Reformed union fell through. This led to stark differences developing between Reformed superintendents, even over the most basic of issues. Consequently, we cannot really speak about a single Reformed Church in Hungary as such. Rather there were four Reformed superintendencies, which very rarely coordinated their actions against the monarch, a situation which did not really change during the Reform Period.

It comes as no surprise, therefore, to learn that the main thrust of the public education strategies for the three leading churches in Hungary differed considerably in the decades of the Late Enlightenment. The next three sections provide an overview of these differing strategies, followed by an exploration of how, and for what reasons, these three parallel but contrasting efforts could nevertheless come together in the Reform Period; and serve as direct antecedents to the Public Education Act of 1868.

Adjusting to Habsburg modernization – the Catholic strategy

The most homogeneous strategy for organizing public education and teacher training was designed by Roman Catholics. Catholic schools adjusted to the reforms initiated by Maria Theresa, conforming to the regulations of *Ratio Educationis* of 1777 and of 1806. In the spirit of Felbiger, the two acts regulated primary schools according to

---

10 Cf. János Ugrai: Zusammenleben und Konflikte der Konfessionen vor dem Toleranzpatent. Das nordostungarische Beispiel. In: András Forgó, Krisztina Kulcsár (Ed.): "Die Habsburgische Variante des aufgeklärten Absolutismus". Beiträge zur Mitregenschaft Josephs II., 1765–1780. Wien 2018 (Publikationen der Ungarischen Geschichtsforschung in Wien 16), 295–310.

classes, grades and types; which also included the standardization of the content and tools of education. The Catholic Church started to build the required system of school inspectorates and was also instrumental in state inspectorate supervision. Normal schools were established and operated continuously for the next nearly fifty years, albeit with low efficiency and a poor quality of pedagogy.[11] They did go against some of Joseph II's regulations, though, as the schools they operated jointly with Protestants were thought to impair their own interests and traditions. This led to a form of confessional isolation which Catholics engendered through these exceptions.

Catholics soon broke away from the normal method that seemed impossible to reform, and established their own teacher training institutions.[12] Archbishop László Pyrker created a German- and Slovakian-language teacher training seminar in Szepeskáptalan (today Spíšská kapitula in Slovakia) in 1818, then founded the first Hungarian-language teacher training institute in Eger in 1828. The two-year scheme included a practical training period at a primary school.[13] The study programme was thus much longer and more complex than that of contemporary normal schools, focusing more on the balance of theory and practice.[14]

The decision by the Catholic Church to deliver teacher training through the medium of Hungarian was a significant one, since Latin was prioritized in secondary and higher education up until the end of the Reform era, and teaching in Hungarian was only agreed implicitly in primary schools. Introducing teacher training in Slovakian, and then in Hungarian, indicated an institutionalized acceptance of that transition; and from this point onwards the number of textbooks, articles on pedagogy, and publications in Hungarian or Slovakian grew considerably. The teacher training institute in Eger was soon followed by new state-supported schools, but many of them disappeared rather quickly. The Council of the Governor-General passed a uni-

11 1777: Buda (Ofen), Zágráb (Zagreb), 1778: Pécs (Fünfkirchen), Kassa (Košice, Kaschau), Besztercebánya (Banská Bystrica, Neusohl), Győr (Raab), 1779: Nagykároly (Carei, Groß-Karol), 1783: Ungvár (Uzhhorod, Ungwar).

12 The establishment of teacher training institutes and the development of a network of such institutions were most recently discussed in Judit Neszt's PhD dissertation, which, to the best of my knowledge, has not yet been published. For the period in question, compare with Judit Neszt: A középfokú elemi iskolai tanítóképzők intézményrendszerének kiépülése és változásai 1828-tól 1945-ig [The Development and Transformation of the Institutional System of Secondary Teacher Training for Elementary Schools]. PhD manuscript. Debrecen 2014. URL: https://dea.lib.unideb.hu/dea/bitstream/handle/2437/213836/Neszt_Judit_Ertekezes.pdf?sequence=1&isAllowed=y,28 – 41 (20.02.2020).

13 Cf. Emil Benkóczy: Pyrker első magyar tanítóképzője. Az Egri Érseki R. K. Tanítóképző centenáriumára [Pyrker's First Hungarian Teacher Training Institute. For the Centenary of the Archiepiscopal Roman Catholic Teacher Training Institute in Eger]. Eger 1928, 21 – 23.

14 Cf. János Szakál: A magyar tanítóképzés története [A History of Teacher Training in Hungary]. Budapest 1934, 34 – 36.

form compulsory curriculum in 1845 for the two-year teacher training schools that took the place of normal schools.[15]

It is difficult to assess what impact Catholic Enlightenment had on local (or rural) society in Hungary. This is because the period encompassing the turn of 19th century, and the years following are blind spots in scholarship of the history of both the Catholic and the Protestant churches. Few scholars have researched the educational and world views of the lower clergy during this time. Historians of the Catholic Church, for example, consider the turn of the 19th century to be a period of decline in terms of the history of homiletics. Historians consider there to be no exceptionally talented preachers in this era when compared to previous ones, and sermons moved away from a theological focus towards a mission to popularize science. This, of course, is a direct consequence of the Enlightenment; but by no means a new, stable, paradigm that would proportionally reconsider the tenets of the Enlightenment. It may be interpreted as a sudden stop, an unsteadiness, a reaction of defiance against secularization.[16]

From this we can see that Catholic priests were not entirely unfamiliar with the teachings of the Enlightenment. The tenet of religious tolerance must have resonated with a thin stratum of the lower clergy and monks who advocated the peaceful cohabitation of people with different religious affiliations. However, sermons which interpreted the concepts of the Enlightenment as a concerted attack on religiousness were surely much more prevalent. Furthermore, as people could generally not get hold of any books or journals propagating the ideas of the Enlightenment, they predominantly learnt about them from sermons which amplified the antitheses of the Enlightenment.[17]

There is little research data available on how Catholic priests and teachers participated in the discourse on public education in the Late Enlightenment period. Katalin Fehér, an expert on the subject, has been able to summarize sermons by mainly Protestant ministers, with only a few Catholic texts, revealing that some priests took firm action for the sake of widespread public education.[18]

---

15 Royal Catholic teacher training institutes were opened in Pécs, Esztergom (Gran), Zágráb, Rozsnyó (Rožňava, Rosenau), Brassó (Brașov, Kronstadt) and Csíksomlyó (Șumuleu, Schomlenberg) in the 1830s, as well as in Miskolc (Mischkolz), Érsekújvár (Nové Zámky, Neuhäus), Nagykanizsa (Großkirchen), Pest, Szeged (Szegedin) and Győr in the 1840s. Cf. Benkóczy, Pyrker (cf. n. 13), 42 – 43; Szakál, A magyar (cf. n. 14), 38 – 42.

16 Cf. Zoltán Lukácsi: Sombori József egyházi beszédei. A katolikus prédikáció útkeresése a felvilágosodás korában [József Sombori's Sermons. Catholic Preachment Seeking its Path in the Age of Enlightenment]. In: Egyháztörténeti Szemle 9/1 (2008), 3 – 24.

17 Cf. Lukácsi, Sombori (cf. n. 16), 20 – 21.

18 Cf. Katalin Fehér: A felvilágosodás pedagógiai eszméi korabeli egyházi beszédekben [Pedagogical Concepts of the Enlightenment in Contemporary Sermons]. In: Magyar Pedagógia 98/2 (1998), 85 – 86; Eadem: Népfelvilágosító törekvések Magyarországon 1777 – 1849 [Efforts for the Enlightenment of People in Hungary 1777 – 1849]. Budapest 2009, 52 – 53.

Catholic discourse on public education was stimulated by the journal *Religio és Nevelés [Religion and Education]*, first published in 1841: initially once – then later twice – a week. In addition to religio-political issues, the journal also focussed on pedagogical questions. Contemporary reports and reviews welcomed the launch of the new journal, as they believed that Catholics had 'largely neglected' the education of the people, an omission that needed to be remedied. Authors publishing in the journal were mainly drawn from teachers at teacher training institutes and secondary schools (such as István Majer, Fidél Beély, Adolf Szabóky and István Rendek). Here they wrote numerous articles criticizing the practice of contemporary schools and the scant preliminary knowledge of students; as well as teachers' lack of education, the conditions of the school buildings and the lack of equipment.

One of the key authors in *Religio és Nevelés*, Fidél Beély, had published several important papers before. His 1837 study *Public Education* discussed the backwardness of public schools; a problem he identified as the joint responsibility of the landowners, the counties, the local parsons and the teachers. The latter, he claimed, were not educated or sophisticated enough, the parsons were not dedicated enough, while the landowners and the counties had no interest in the education of the common people. Beély's vision of an ideal people's school was not much different from schools back in the 1770s. Here the village children's main subject was religion; they also studied reading, writing, arithmetic, geometry, art, music and agriculture. The ideal and primary educational goal was to educate useful obedient citizens.

One further development of note within Catholic pedagogical culture in Hungary in the Late Enlightenment, more specifically between 1814 and 1825, was the introduction of the theories of Kant, Rousseau and Pestalozzi to theological and art students studying to become teachers by the first Professor of Pedagogy at the University of Budapest, János Krobot. His successors then lectured on Milde's pedagogy, which was common practice at universities in the Habsburg era.[19]

Diversity in union – the Lutheran strategy

Lutherans chose a different path to Catholics when their autonomy was granted in 1781, and consolidated in 1791. They had two considerable advantages: their communities were concentrated in towns and they had close links to German culture. Neither Protestants nor Catholics isolated themselves on a linguistic-ethnic basis since both denominations had notable German, Hungarian and Slovakian communities among its members. Yet Lutherans were predominantly German, and even those who did not belong to this ethnic group could speak German well. Most Lutherans were weal-

19 Cf. András Németh: A pedagógia egyetemi tudomány jellegének kialakulása és intézményesülése a pesti egyetemen [The Development and Institutionalization of Pedagogy as an Academic Discipline at the University of Pest]. In: Magyar Pedagógia 101/2 (2001), 218–219.

thy citizens, leading the lifestyle of a 'burgher' in old towns. This concentration of the Lutheran population made it relatively easy for Lutherans to avoid the problem of the inadequate education of teachers that paralysed Catholic and Reformed schooling. In the north of Hungary, such as in the towns of Szepes County (Spiš, Zips), Lutherans only had a few primary schools to manage, but they were relatively large. As a result, they only needed a few headteachers (*rector*) and teachers (*praeceptor*), which enabled them to select the most qualified ones. The income from tuition fees provided teachers with a good salary, and so they valued their jobs. This meant that the teaching profession could become a separate career from other occupations (e. g. additionally working as a cantor or a clerk) in the Lutheran community, and offered a stable social status. This also meant that Lutheran primary schools could soon be taken to a higher level and there were hardly any schools where Latin was not taught. 'Proper' primary schools were girls' schools and the schools of very small village congregations.

Starting off from this advantageous position, primary schools started to develop independently relatively early on, at the turn of the 19th century, owing to the so-called Schedius curriculum (1806). This separated town secondary modern schools (*Realschulen*), secondary technical schools (*Bürgerschulen*) and elementary schools (*Volksschulen*). Latin was omitted from the curriculum of the *Volksschulen* while subjects of practical knowledge (natural history, geography and national law) were retained. The Schedius curriculum made the impact of the second *Ratio Educationis* felt since it showed fragments of compliance with the monarch's decree and the Catholic sector. Nonetheless, certain schools only followed the curriculum voluntarily. Real standardization was only achieved with the Zayugróc (Uhrovec) curriculum (1842), which also drew on Schedius's concept and developed it further. The Zayugróc curriculum included collective compulsory passages for all Lutheran schools. It made four-grade curricula common in village schools, with the widespread use of two additional grades for secondary technical schools in towns. As a result, a standardized set of content rules were finally created, though parishes still had autonomy in terms of the financing of schools and the selection of teachers.

The quality of Lutheran primary schools was much higher than that of Catholic ones, as the former were more strongly influenced by Western pedagogical concepts and information. Learning about new cultural achievements or ideas was made easier because German was the mother tongue of Lutherans in Upper Hungary, and by their traditionally close relationship with German universities. They also maintained close contact with the German Philanthropist school of thought, and reflected on their activities and views early on in the reform process. By publishing and translating books, in addition to their compilations of philanthropist ideas and news articles on philanthropist schools, Lutherans contributed to the development of pedagogical discourse in newer fields of public education and teacher training.[20] Mátyás

20 Cf. András Németh: Die Philanthropismus- und Rochowrezeption in Ungarn. In: Hanno Schmitt,

Korabinszky from Pozsony (Bratislava, Pressburg) regularly published on writings by Rochow and Resewitz, as well as Basedow's school in *Pressburger Zeitung*.[21] Johann Genersich, a teacher from Késmárk (Kežmarok, Käsmark), produced the first synthesis of pedagogy in Hungary, in the spirit of philanthropy.[22] The pedagogical views of another Lutheran teacher, Dávid Perlaki from Komárom (Komorn), was greatly influenced by Locke, Rousseau and Georg Rosenmüller from Leipzig.[23]

Although Lutherans were attributed with introducing philanthropical ideas in Hungary, its impact was not primarily felt in elementary education. Indeed, this was not the area of public education where Lutherans thought to have achieved most of their successes,[24] with one important exception. As a result of 18th-century Habsburg attempts to increase the population, significant enclaves of Hungarian- and Slovakian-speaking Lutherans developed in South-Eastern and North-Eastern Hungary, alongside the existing communities of German and (to a lesser degree) Hungarian Lutherans in Upper Hungary. The town of Szarvas (Hirschfeld) in the South-Eastern region served as the location for a famous school experiment carried out by Sámuel Tessedik. Tessedik had studied in Bratislava and visited the universities of Erlangen, Leipzig, Halle and Berlin before he moved to Szarvas as a minister. Upon arriving, he discovered a huge cultural gap between his past and current experiences. He was shocked by the poverty of the people and their lack of education, and launched a comprehensive educational-cultural programme to counter this. The People's School of Economics in

Rebekka Horlacher, Daniel Tröhler (Ed.): Pädagogische Volksaufklärung im 18. Jahrhundert im europäischen Kontext: Rochow und Pestalozzi imVergleich. Bern 2007, 198 – 217.

21 Cf. Eva Kowalská: Pozsony – a tanügyi innováció helyszíne a 18 – 19. század fordulóján [Bratislava, the Location of Innovation in Public Education at the Turn of the 18th–19th Century]. In: Iskolakultúra 12/9 (2012), 80 – 90.

22 Cf. János Ugrai: Im Zeichen des Philantropismus. Die pädagogische Konzeption von Johann Genersich. In: István Fazekas, Karl Schwarz, Csaba Szabó (Ed.): Die Zips – Eine kulturgeschichtliche Region im 19. Jahrhundert. Leben und Werk von Johann Genersich (1761 – 1823). Wien 2012, 55 – 78. Genersich provides reference to Trapp's works on several occasions: Johann Genersich: Beyträge zur Schulpädagogik. Wien 1792, 78 – 80, 91, 134 – 144, 198 – 212. Other references also highlight his close relationship with the German Enlightenment, for instance his use of ideas from and quotes by Gedike, Klopstock, Lessing and Schlözer. See ibid., 150 – 152, 171 – 176, 232. It is also known that during his travels he visited Schnepfenthal. See ibid., 41 – 43, 51 – 53, 81 – 84, 113 – 115. Cf. Edmund von Szelényi: Johannes Genersich (1761 – 1823). Das Lebensbild eines ev. Pädagogen und Theologen der Toleranzzeit. Manuskript. Wien 1916, 13 – 18; Irén Virág: A filantropizmus jelenléte a magyarországi nőnevelő intézetekben [The Presence of Philanthropism in Girls' Boarding Schools in Hungary]. In: Bárdos Jenő, Kis-Tóth Lajos, Racsko Réka (Ed.): Új kutatások a neveléstudományokban 2013. Változó életformák, régi és új tanulási környezetek [New Research in Pedagogy 2013. Changing Lifestyles, Old and New Learning Environments]. Budapest 2014, 299 – 310.

23 Cf. Dávid Perlaki: A gyermekek jó neveléséről való rövid oktatás [A Brief Lecture on the Good Education of Children]. Komárom 1791.

24 Cf. Ödön Szelényi: A magyar ev. iskolák története a reformációtól napjainkig. Különös tekintettel a középiskolákra (A reformáció négyszázados jubileumára) [A History of Evangelical-Lutheran Schools in Hungary from the Age of Reformation to the Present Day. With a Special Focus on Secondary Schools (Commemorating the 400th Anniversary of Reformation)]. Pozsony 1917, 79 – 111.

Szarvas, for instance, integrated elementary education for children, the education of adult villagers, teaching practical knowledge on agriculture and – to ensure the future of this complex pedagogical-educational activity – teacher training. It is well-known that the German-speaking pedagogue Tessedik, who discussed his pedagogical ideas and practice in several works, knew of the philanthropists and of the concepts behind German industrial schools (*Industrieschulen*). His experiment in Szarvas was somewhat different from those of the philanthropists. In many ways his economic approach was similar to that of Ferdinand Kindermann of Bohemia. One significant difference between the two, however, was that while Kindermann influenced Habsburg educational policies, and could thus test his ideas directly on the educational system, Tessedik was left alone with his program. Consequently, the People's School of Economics in Szarvas eventually stopped operating.[25]

One year after the Catholic *Religio és Nevelés [Religion and Education]* was launched, Protestants also started to publish a similar-themed journal. In the 1840s *Protestáns Egyháziés Iskolai Lap [Journal of the Protestant Church and Education]* became the primary forum for members of the Lutheran and Reformed churches to debate their views on education and, more importantly, that they were able to do this collectively. The journal has not yet been properly researched by scholars of the history of education. However, although the two churches produced and read the journal jointly there were effectively two distinct denominational strands within it. This was the limit of their cooperation either within the journal or elsewhere. Furthermore, almost all the pedagogical articles within the journal suggested a strong sense of dissatisfaction with current conditions, and how they lagged behind other denominations.

Lutherans, who had been joining forces since the early 19th century, predominantly perceived this sense of lag in the field of teacher training. This meant that, by the end of the Reform Period, they had developed a uniform curriculum and also set in train the foundation of an institute that would basically follow the model of Catholic teacher training centres. This new type of teacher training institute was founded in Nyíregyháza (Birkenkirchen) in North-Eastern Hungary, with a focus on linguistic and ethical issues. The aim was to have an indirect and gradually developing impact on their traditional school centres in Upper Hungary. The work started

---

25 Cf. Samuel Tessedik: Der Landmann in Ungarn, was er ist und was er sein könnte; nebst einem Plane von einem regulirten Dorfe. Pest 1784; Idem: Ökonomisch-physikalisch-statistische Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand des Landwesens in Ungarn, besonders in der Gegend an der Theiss, zur Aufklärung und Beruhigung der so nützlichen Klasse von Menschen auf dem Lande, nebst gemeinnützigen Vorschlägen zur Landwirthschaft, von einem Menschenfreunde. Pressburg 1787; Lajos Tóth: Tessedik Sámuel pedagógiai reformtevékenysége [Sámuel Tessedik's Reform]. Budapest 1980; János Ugrai: A cseh Tessedik, avagy a cseh és a magyar elmaradottság különbségei [The Czech Tessedik: Differences in Czech and Hungarian Underdevelopment]. In: Tamás Kozma, István Perjés (Ed.): Új kutatások a neveléstudományokban 2008 [New Research in Pedagogy 2008]. Budapest 2009, 234 – 241.

in Nyíregyháza in 1847 but was halted by the outbreak of the revolution, and education was suspended for ten years.

Wide-ranging diversity – the Reformed strategy

The Reformed found it difficult to harmonize their individual ideas and practices. While their two main school centres, in Debrecen (Debrezin) and Sárospatak (Patak am Bodrog), were geographically close to each other; they offered markedly different approaches in terms of their mentality. Almost every aspect of their operation (geographical environment, conditions of the county seat, economic basis, traditions, etc.) propelled the two colleges to develop in divergent directions. The other Reformed institutes (such as the ones in Pápa [Poppa], Kecskemét [Ketschkemet], Nagykőrös and Pest) could at best reach the level of secondary school centres, but their daily impact on primary schools was much more intense. For instance, in the absence of uniform curricular regulations, they could make decisions on crucial issues concerning the primary schools closest to them.

The only common feature of Reformed village schools was that they had all held onto the traditional methods of organization for a long time. This meant that the students graduating from the teacher training colleges were the heads of the primary schools for two or three years, after which they went on a study trip abroad or applied for a job as a minister. The positions of headteachers (*rector*) and teachers (*praeceptor*) were therefore considered to be transitory stages in the careers of young men consciously preparing to become ministers. At the turn of the 19th century the Reformed tried to change this pattern by having permanent teachers in more and more schools. However, while these attempts sought to professionalize the role of teachers they only led to those least fit for the job being selected. What happened was that teachers got stuck in small schools, which attracted the lowest salary, for five to ten years, then found a new job in similarly weak congregations. These teachers were well known for their lack of education. Moreover, the legacy of the traditional structure was also palpable in the way that permanent teachers were entirely dependent on their pastors.

The colleges in Debrecen and Sárospatak tried to prepare their students for the years to be spent teaching through a series of measures that can be seen as the beginning of a more structured process to establish teacher training At the college of Sárospatak, the school teacher Mihály Tóthpápay wrote a simple handbook in 1797, the first pedagogical textbook in Hungarian. The Reformed in Hungary were almost exclusively Hungarians. The language used in primary schools was Hungarian, while secondary and higher education in Debrecen was taught through the medium of Latin until the 1840s. In Sárospatak, on the other hand, teaching in Hungarian was introduced at the Grammar School in 1796, and at the Academy in 1818. The book was largely written in the spirit of Felbiger, but was somewhat more liberal in its approach. Tóthpápay also delivered the first pedagogical course at Sárospatak, but it

was cancelled after a few years. Pedagogy was only taught regularly from the 1830s, based on a textbook by Gábor Szeremley, a professor at Sárospatak. This was a work of early 19th-century standard depicting certain philanthropist and Pestalozzian ideas.[26]

At Debrecen, the largest Reformed college in Hungary, pedagogical studies were introduced by Ferenc Kerekes, a classic polymath also working in the fields of Mathematics, Chemistry and Agriculture. During his travels in Germany in 1817, Kerekes sent home several letters and partial concepts, thus joining in the work of the public education *deputatio* (deputation) set up by the Church District. These letters, as well as his later writings, clearly demonstrated that he knew the theories of Rousseau and Pestalozzi, and particularly favoured the latter. Kerekes was not so concerned with elementary education, but nevertheless thought it important to establish free Hungarian-speaking schools in as many locations as possible. His plans put more emphasis on the institutionalization of teacher training and the need to set up a pedagogical department at the college in Debrecen. His draft of 1837 proposed that seminars be held in several semesters, with separate training for elementary and secondary school teachers. The Department of Pedagogy at Debrecen started operating in 1825 under its first professor, József Zákány. He was an advocate of philanthropism, but left few theoretical writings behind.[27]

The *deputatio* set up to determine the system of public education at primary schools by the Transdanubian (*Dunántúl*) District of the Reformed Church in Hungary, in 1815, was excitingly original, with no background in theoretical literature. The final document, entitled *Norma Docendi,* broadly reflects the concepts of public education found in the two *Ratio Educationis*. This means that the Reformed Church in Western Hungary adhered to the regulations of the Catholic sector at the elementary level, and to the Lutherans' Schedius curriculum at a relatively early stage. On the other hand, they did not have enough power to implement the rules. As a result village primary schools had the option to decide the extent to which they would follow curricular regulations.[28]

In another characteristic development, this time in the Tiszáninnen District, two intensive discourses on the reform of public education took place with the direct and active participation of deans. In the 1810s three out of seven deans working in parallel dealt extensively with pedagogical issues: one wrote a coursebook, another summarized the tasks of primary school teachers, while a third dean produced a

---

26 Cf. Dénes Dienes, János Ugrai: History of the Reformed Church College in Sárospatak. Sárospatak 2013, 103 – 117; Dávid Csorba: The Educational Model of the Calvinist Colleges. In: Hungarian Educational Research Journal 7 (2017), 114 – 127.

27 Cf. Gábor Varga: Tanítóképzés a debreceni kollégiumban (1825 – 1848) [The Training of Primary-School Teachers in the College of Debrecen (1825 – 1848)]. In: Hajdú-Bihar Megyei Levéltár Évkönyve 15 (1988), 5 – 15.

28 Cf. Dunántúli Református Egyházkerület Levéltára [Archive of the Dunántúl District of the Reformed Church], Pápa. I. 1a. 1 – 49: Norma Docendi. Pápa 1815.

compilation after researching foreign ideas. The most valuable contribution from these interventions were two schemes concerning the education of village children. These were developed by Ábrahám Komjáthy, Dean of Upper Borsodcounty, who was educated in Utrecht. These writings reveal that Komjáthy had the most comprehensive knowledge among the deans. His pedagogical concepts are rational, practical and tolerant; but at the same time distinctively learning-centred, with little regard for children's interests. Komjáthy's ideas are characterized by utilitarian pedagogy and a certain professional paternalism, thus displaying more similarities with Felbiger's views than those of the philanthropists.[29]

While in the 1810s church leaders focussed predominantly on tangible issues of content, in the 1830s and 1840s they tried to reform the whole of public education in primary schools. At this time both village teachers and the condition of schools were frequently criticized, most systematically by the Dean of Abaúj (Abov, Abau), István Garas, and his successor, Sámuel Futó. They introduced regular school visits and built a multi-level system of school inspectorates within their remits. As a result, Abaúj became the first diocese in the District to have a properly organised system of public education.[30]

The active involvement in public education by the deans of the Tiszáninnen District may be explained by a rather odd power struggle within this part of the Reformed Church. Bishops only became part of the District's hierarchy in the 1730s, and the real influence of superintendents was only established by the first quarter of the 19th century. As deans were gradually pushed into the background they found that the management of primary schools was a task that could help reposition their office. They took the task particularly seriously because they felt that this was the way they could restore their permanent daily influence over the congregations in their parishes. Consequently, public education at primary schools became the main field of a complex internal rivalry for power. Furthermore, the reform of primary school education became a top priority in the 1840s for both the Catholic and Protestant press.

The Reformed Church did not miss out on the spirit of reform generated by *Protestáns Egyháziés Iskolai Lap [Journal of the Protestant Church and Education]*, and their plans concerning the institutionalization of teacher training at the end of the Reform Period (*Vormärz*) can clearly be demonstrated. The resolution of these plans, however, fell considerably short of those of the Catholic and of Lutheran churches. This was because the two principal intellectual centres, the colleges in Debrecen and Sárospatak, had opposing interests. As a result the growing independ-

29 Cf. Tiszáninneni Református Egyházkerület Kézirattára [Manuscripts of the Tiszáninnen District of the Reformed Church], Sárospatak. Kt. 824/3: Ábrahám Komjáthy: A falusi gyermek logicája. Kézirat. [The *Logica* of Village Children. Manuscript]; idem. Kt. 824: Ábrahám Komjáthy: A gyermek neveléséről és tanításáról. [On the Education and Teaching of Children].

30 Cf. Tiszáninneni Református Egyházkerület Levéltára [Archive of the Tiszáninnen District of the Reformed Church], Sárospatak. B. LXXVI. 35.993.

ence of village and small-town primary schools led by educated teachers would have upset the top-down, college-centred, school structure that had been developing since the Reform Period. This meant that the Reformed Church could not get very far with its plans for teacher training. This despite the fact that open-minded Reformed intellectuals – who were not dependent on certain colleges – could already clearly see the deficiencies and shortcomings of the traditional organizational system of primary schools, and regularly gave voice to their objection in national forums.

The results and consequences of the Late Enlightenment

The modernization of education during the period of Habsburg enlightened absolutism only had a fragmentary effect in Hungary; even though, at least theoretically, everyone agreed on the need for urgent and comprehensive measures. The principal aims of Felbiger's successful Imperial public education reforms, *Ratio Educationis* of 1777, were broadly followed. However, they were not successful in Hungary over a number of decades. This was because the different churches had different, rather entangled and rarely intersecting, paths of development. The denominational diversity of the Kingdom of Hungary, and the relatively significant social importance of Protestant churches, intensified the issue of the autonomy of the churches as granted by emperor Joseph II's Patent of Toleration, and fully legitimized by Article 26 of the 1791 Act of Religion.

As discussed above, the three dominant denominations implemented diverse public education strategies. The poor condition of primary schools, the lack of education of teachers, the ignorance of the people and, in particular, an urgent need for change were recurring, if not permanent, sources of debate in the Roman Catholic, Evangelical-Lutheran and Reformed churches. By the 1840s all three denominations got to the point where previous, relatively frequent, publications (such as sermons, plans, polemical essays and coursebooks) were complemented by publications in periodicals discussing public education in their own forums. It would be no exaggeration to state that, for all three denominations, the reform and restructuring of public education was one of the central discourses of contemporary church life. This was closely connected to the work of others who were at least partially independent from the churches: such as opposition politicians at reform national assemblies, members of the Academy of Sciences, Reform Period authors and the editors of newspapers and periodicals in Pest.

The difference between the Catholic and the Protestant Churches in terms of their attitude to the teachings of the Enlightenment is, however, clear to see. Protestants were particularly interested in the ideas of Rousseau, Pestalozzi and the philanthropists; as well as in diverse concepts of industrial schools in Germany. They tried to adapt these teachings to the Hungarian context in a number of ways; such as pub-

lishing compilations, translating original works to Hungarian, school visits (and subsequent articles), and school experiments.

In the first half of the 19th century both Protestant denominations also put a special emphasis on peripatetic scholars gaining experience in pedagogical issues and through this the results of pedagogical Enlightenment in Western Europe spread continuously into Hungary. Lutherans' linguistic and cultural integration involved a closer relationship with German pedagogical culture. In contrast, the Reformed went to study in Switzerland, the Netherlands and Germany, they visited several academies and universities; but these contacts were contingent, rare and fragmented. Thus, the reception of pedagogical ideas also remained inadvertent or arbitrary.

The Roman Catholic attitude to the Enlightenment was considerably more reserved and cautious so, for the most part, decidedly negative. Although professors of pedagogy at the university of Pest, as well as some other authors of pedagogical works, did know of and consider the tenets of Enlightenment; a much greater cultural difference may be detected between the intellectual elite engaged in pedagogy and the lower clergy on the Catholic side. This meant that the teachings of the Enlightenment could hardly percolate into daily life.

There is, however, a strange contradiction here. It seems that Catholic schools which were generally a step behind Protestants in the field of public education at primary schools, could in fact catch up with them and, in certain respects, even surpass them. In accordance with state efforts, by the mid-Reform Period they had established a uniform schools system with a number of the same institutions using the same textbooks and the same curriculum, something which could be expected to improve the quality of public education in the long term. Lutherans got to the same point by the eve of the Revolution of 1848, although the harmonization of the curriculum had been on their agenda since the second *Ratio Educationis*. In contrast, while the Reformed Church recognized the difficulties arising from the teachers' lack of proper education, and introduced pedagogical seminars as a solution; their dioceses and intellectual centres did not try to harmonize their practice either with the (somewhat Catholic) state reforms or among themselves.

The illusion of full autonomy was instantly shattered by neoabsolutism after 1849. The Habsburg government used drastic measures to put an end to the divergence of the estates, especially those of Protestants. Rigorous reporting obligations for the Protestant churches, the prohibition of electing bishops, the quick and authoritarian integration of Protestant schools into the national system (as a result of the *Organisationsentwurf* of 1850 and its supplementary regulations) and, eventually, the Protestant Patent of 1859; forced Protestants – in just a few years – to recognise that their separatist policies were in deadlock.

The 'patent battle' ended with the seemingly quick victory for the Protestants, the dictates of neoabsolutism being annulled by 1860. Still, the bitter experience of the previous years accelerated processes which saw the reconciliation of interests within some churches; and between the Evangelical-Lutheran and Reformed Church, which made the strategy of Protestants' 'golden freedom' untimely. From 1859 on-

wards, a different approach became dominant among leaders of the Protestant Church. A new serious threat ended the broad and diverse practices which had characterized church and educational issues, and gave way to coordination, alliance and – last but not least – a carefully considered alignment with the state's principles. For various reasons this new approach was first outlined, rather clearly, in the area of primary schools and the organization of teacher training.[31]

Given that we were unaware of what happened before the decades of the Late Enlightenment, subsequent developments seem to have happened miraculously fast. In 1857–58 the Reformed Church opened its first teacher training college in Sárospatak, and Lutheran Church established theirs in Nyíregyháza and Szarvas. More importantly, after a few months' preparation in 1858, Reformed dioceses passed their collective and central curriculum for the people's schools. The curriculum, compiled by Pál Gönczy – the founder of the Reformed Grammar School in Budapest in 1859 – is considered to be the direct model for the Public Education Act of 1868 and the People's School Curriculum of 1869.[32] The task of elaborating and disseminating the collective curriculum was coordinated by the Danube (*Dunamellék*) District of the Reformed Church, which did not have a college dating back several hundred years. The educational capacities of the Reformed in Pest had been rather insignificant, their Academy of Theology was only opened in 1855 – under Leo von Thun Hohenstein's (the Minister of Education and Religion between 1849–1860) regulations of modernization. It is of symbolic significance that it was a newly opened teaching centre in the new capital of the country that marked the starting point for the first successful attempt of uniformity at a national level; rather than the century-old rivals of Debrecen and Sárospatak (and, to a lesser extent, Pápa in Transdanubia).

In summary, we can argue that every key element of the Public Education Act of 1868 in Hungary, passed one year after the birth of the Austro-Hungarian Monarchy, had been under development for decades. Different parts of the 1869 curriculum had been tried out in various ways and, in part, used for decades by the experts working in primary schools. Stages of this developmental process may clearly be identified between 1777 and 1848, during the Enlightenment, Late Enlightenment and Reform Period in Hungary. The fact that the synthetization of divergent concepts and the consolidation of a system of people's schools only took place in 1868 may be explained by the separatist attitude of the denominations playing a leading role in education. As soon as Protestant autonomy was endangered after 1849 the church leaders, who

31 Cf. Tamás Lendvai: A magyarországi protestáns egyházak népiskolai ügyeinek fejlesztése (1857–1867) [The Development of Public Education Issues by Protestant Churches in Hungary (1857–1867)]. Doctoral dissertation, manuscript. Pécs 2018, URL: https://pea.lib.pte.hu/bitstream/handle/pea/18021/lendvai-tamas-phd-2018.pdf?sequence=1&isAllowed=y (20.02.2020).

32 Cf. Kelemen Elemér: Tantervpolitika, tantervkészítés a 19–20. században [Curriculum Policies and Design in the 19th and 20th Century]. In: Educatio 3/3 (1994), 390 f. Pál Gönczy (1817–1892) was one of the most significant figures in Reformed history of education in the period, who established a number of private schools.

had previously rejected cooperation at a national level, were now willing to harmonize their actions, which made the process of compromise with the state easier and quicker.

Autorinnen und Autoren

Marc Banditt, Dr., Historiker und Mitarbeiter beim Urania-Verein „Wilhelm Foerster“ Potsdam e.V. Forschungsinteressen: Europäische Aufklärungsgeschichte, brandenburgisch-preußische Landesgeschichte, Kulturgeschichte Berlins. Ausgewählte Publikationen: *Aus der Provinz in die Moderne – Der Bau des Kanalisationssystems in Danzig.* In: Moderne Stadtgeschichte (2019); *Gelehrte – Republik – Gelehrtenrepublik. Der Strukturwandel der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig 1743 bis 1820 und die Danziger Aufklärung* (2018).

Julija Boguna, Dr., wiss. Mitarbeiterin am Arbeitsbereich Interkulturelle Germanistik am Fachbereich Translations-, Sprach- und Kulturwissenschaft der Johannes Gutenberg-Universität Mainz in Germersheim. Forschungsschwerpunkte: Translationsgeschichte des 18.–20. Jahrhunderts (insb. Aufklärung, Romantik), Baltische Literatur- und Kulturgeschichte, Nationalismusforschung, Übersetzerforschung. Ausgewählte Publikationen: *Übersetzen in der SBZ/DDR (*Mithrsg. i. V.); *Das WIE des Übersetzens. Beiträge zur historischen Übersetzerforschung* (Mithrsg. 2019); *Übersetzerforschung. Neue Beiträge zur Literatur- und Kulturgeschichte des Übersetzens* (Mithrsg. 2016); *Lettland als übersetzte Nation. Garlieb Merkels „Die Letten“ und ihre Rezeption im 19. Jahrhundert in Livland* (2014).

Ivo Cerman, Dr., wiss. Mitarbeiter am Historischen Institut der Südböhmischen Universität in České Budějovice (Tschechien). 2016 Gastprofessor an der École des hautes études en sciences sociales in Marseille. Forschungsschwerpunkte: Naturrecht und Moralphilosophie der Aufklärung, Menschenrechte, Adelsgeschichte, Jüdische Geschichte. Ausgewählte Publikationen: *Habsburkové 1740 – 1918. Vznikání občanské společnosti [Die Habsburger 1740 – 1918. Das Werden einer Zivilgesellschaft]* (Hg. 2016); *Aufklärung oder Illuminismus? Die Enzyklopädie des Grafen Franz Josef Thun* (2015); *The Enlightenment in Bohemia. Religion, Morality and Multiculturalism* (Mithrsg. 2011); *Habsburgischer Adel und Aufklärung. Bildungsverhalten des Wiener Hofadels im 18. Jahrhundert* (2010).

Katarzyna Chlewicka, Dr., wiss. Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Literatur, Kultur und Komparatistik des deutschen Sprachraums an der Nikolaus-Kopernikus-Universität in Toruń (Polen). Forschungsschwerpunkte: Deutsche Literatur- und Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts, historische Presseforschung, Kulturgeschichte des Königlichen Preußen. Ausgewählte Publikationen: *The Spectatorial Press from the Kingdom of Poland.* In: Spectator-Type Periodicals in International Perspective. Enlightened Moral Journalism in Europe and North America (2020); *„Es ist eben so gefährlich ein Schriftsteller als ein Journalist zu werden“. Über die Maßstäbe des angemessenen Rezensierens in den „Thornischen Nachrichten von gelehrten Sachen (1762 – 1766)“.* In: Reisen, Wahrnehmen, Kommunizieren im deutsch-polnischen Kontext in der Frühen Neuzeit (2019); *„Uns ist die Kunst nur schöner Zeitvertreib“. Leben und Schaffen Susanne von Bandemers* (1751 – 1828) (2010).

Harald Heppner, a. o. Univ. Prof. Dr. Dr. h. c. (mult.) i. R., Sprecher des Doktoratsprogramms „Sammeln, Ordnen und Vermitteln. Wissenskulturen im 18. Jahrhundert“ an der Universität Graz (Österreich). Obmann der Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts im südöstlichen Europa. Forschungsschwerpunkte: Langes 18. Jahrhundert und Zeitalter des Ersten Weltkrieges im Südosten Europas. Ausgewählte Publikationen: *Personalfragen in neuen Provinzen. Das Banat im regionalen Vergleich* (Mithrsg. i. V.); *Wir und Passarowitz. 300 Jahre Auswirkungen auf Europa.* Ausst.-Kat. Universalmuseum Joanneum Graz (Mithrsg. 2018); *Umbruch mit Schlachtenlärm. Siebenbürgen und der Erste Weltkrieg* (2016).

Sabine Jesner, Mag. Dr., wiss. Mitarbeiterin an der Abteilung für Südosteuropäische Geschichte und Anthropologie an der Universität Graz (Österreich). Forschungsschwerpunkte: Geschichte des Habsburgischen Südosteuropas im langen 18. Jahrhundert (insb. Verwaltungs-, Militär- und Medizingeschichte), Habsburgische Militärgrenze, Feldkriegssanität in den Türkenkriegen. Ausgewählte Publikationen: *Die Personalfrage in neuen Provinzen. Das Banat im regionalen Vergleich* (Mithrsg. 2020); *The World of Work in the Habsburg Banat (1716–51/53). Early Concepts of State-Based Social and Healthcare Schemes for Imperial Staff and Relatives*. In: Austrian History Yearbook (2019).

Armin Langer, M. A., Doktorand am Institut für Sozialwissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin und Rabbinerstudent am Reconstructionist Rabbinical College in Wyncote/PA (USA). Seit 2019 Visiting Research Scholar am Schusterman Center for Israel Studies an der Brandeis University in Waltham/MA. 2019 Transatlantic Partnership on Memory & Democracy Fellow am Center for German Studies an der University of Virginia in Charlottesville/VA. Forschungsschwerpunkte: Integrationsdiskurse, Identitätstheorien, Antisemitismus, jüdische Religions- und Kulturgeschichte in der Neuzeit. Ausgewählte Publikationen: *Vergeblich integriert? – Rabbiner Samson Raphael Hirsch und die jüdische Akkulturation im 19. Jahrhundert* (2019); *Fremdgemacht & reorientiert – jüdisch-muslimische Verflechtungen* (Mithrsg. 2018).

Liisa-Helena Lumberg, M. A., Doktorandin und Lehrbeauftragte am Institut für Kunstgeschichte und Visuelle Kultur an der Estnischen Kunstakademie Tallin (Estland). Forschungsschwerpunkte: Baltische Kunstgeschichte, Kunstgeschichte des 19. Jahrhunderts, Kunst als Wissensproduktion.

Anna Mikołajewska, Dr., wiss. Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Literatur, Kultur und Komparatistik des deutschen Sprachraums an der Nikolaus-Kopernikus-Universität in Toruń (Polen). Forschungsschwerpunkte: Gelehrtenrepublik und Kommunikationsnetzwerke in Preußen Königlichen und Herzoglichen Anteils, konfessionelle Identitätsbildung im Königlichen Preußen und Herzogtum Preußen, Polen-Litauen in frühneuzeitlichen Periodika, deutschsprachige Zeitschriften des Königlichen Preußen. Ausgewählte Publikationen: *Neue Preußen, echte Preußen. Die Stadt als Erinnerungsort der Reformation im Werk Christoph Hartknochs (1644–1687) und Samuel Luther Gerets (1730–1797)*. In: Die Reformation 1517. Zwischen Gewinn und Verlust (2020); *Reisen, Wahrnehmen, Kommunizieren im deutsch-polnischen Kontext in der Frühen Neuzeit* (Mithrsg. 2019); *Spór jako droga do duchowej i politycznej emancypacji ludu w twórczości Christopha Hartknocha* [Der Streit als Weg der geistigen und politischen Emanzipation des Volkes im Werk Christoph Hartknochs]. In: Marcin Luter – Ekumenizm – Wartości [Martin Luther – Ökumene – Wertewandel] (2019); *Paul Pater und Samuel Luther Geret als Kalendermacher im Thorn des 18. Jahrhunderts*. In: Schreibkalender und ihre Autoren in Mittel-, Ost- und Ostmitteleuropa (1540–1850) (2018).

Silke Pasewalck, Dr., wiss. Mitarbeiterin im Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) und Lehrbeauftragte an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg, 2010–2018 Assoziierte Professorin für deutsche Literatur an der Universität Tartu (Estland), 2000 – 2005 DAAD-Lektorin für deutsche Literatur und Sprache an der Nikolaus-Kopernikus-Universität in Toruń (Polen). Forschungsschwerpunkte: Literatur des 18.–21. Jahrhunderts (insb. Aufklärung, klassische Moderne und Gegenwartsliteratur), Baltische Literatur- und Kulturgeschichte, Alteritätsdiskurse in der Literatur. Ausgewählte Publikationen: *Medien der Aufklärung. Aufklärung der Medien. Die baltische Aufklärung im europäischen Kontext* (Mithrsg. i. V.); *Baltische Bildungsgeschichte(n)* (Mithrsg. i. V.); *Zum Beispiel Estland: Das eine Land und die vielen Sprachen* (Mithrsg. 2017); *Interkulturalität und (literarisches) Übersetzen* (Mithrsg. 2014).

Agnieszka Pufelska, PD Dr., wiss. Mitarbeiterin am Nordost-Institut (IKGN e.V.) in Lüneburg und Privatdozentin an der Universität Potsdam. Forschungsschwerpunkte: Deutsch-polnische Beziehungen, Aufklärungsforschung, jüdische Kulturgeschichte, Geschichte der materiellen Kulturgüter in Osteuropa. Jüngste Publikation: *Geld, Prestige, Verantwortung. Bankiers und Banken als Akteure im wirtschaftlichen, politischen und kulturellen Netzwerk im (Nordost-)Europa des 16. – 20. Jahrhunderts* (Mithrsg. 2020).

Benedikt Stimmer, M. A., Doktorand am Institut für Geschichte an der Universität Wien (Österreich). Forschungsschwerpunkte: Sprach(en)- und Schulpolitik in der Aufklärung, habsburgische und preußische Geschichte im 18. Jahrhundert.

János Ugrai, Dr. (PhD Habil.), Univ.-Dozent an der Universität Eszterházy Károly in Eger (Ungarn). 2013 – 2017 Univ.-Dozent und Direktor am Institut für Lehrerbildung an der Universität Miskolc. Forschungsschwerpunkte: Ungarische und mitteleuropäische kultur-, kirchen- und gesellschaftsgeschichtliche Beziehungen und Schulkultur im 18.–19. Jahrhundert. Ausgewählte Publikationen: *A Tiszáninneni Református Egyházkerület története. A türelmi pátenstől a protestáns pátensig* [Die Geschichte des reformierten Kirchendistrikts Tiszáninnen. Vom Toleranzpatent bis zum Protestantischen Patent] (2017); *A modernizáció és a központosítás ellentmondásai. A bécsi állami (uralkodói) oktatáspolitika megszületése a 18. század második felében* [Die Gegensätze der Modernisierung und der Zentralisierung. Die Anfänge der Wiener staatlichen (herrschaftlichen) Bildungspolitik in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts] (2014); *History of the Reformed Church College in Sárospatak* (Mit-Verf. 2013); *A pallérozatlanság ellenében. Iskolázás a falvakban a polgárosodás hajnalán* [Gegen die Ungebildetheit. Trivialschulen am Anfang der Verbürgerlichung] (2010).

Matthias Weber, Prof. Dr., Direktor des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) und apl. Prof. an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Forschungsschwerpunkte: Geschichte Schlesiens, Geschichte der frühen Neuzeit und des 18. Jahrhunderts, deutsch-ostmitteleuropäische Beziehungen. Ausgewählte Publikationen: *Immanuel Kant 1724 – 2024. Ein europäischer Denker* (Mithrsg. i. V.); *Europäische Kulturbeziehungen im Weimarer Dreieck* (Mithrsg. 2020); *Immanuel Kant in Werken der modernen Kunst* (2019); *Der Luthereffekt im östlichen Europa* (Mithrsg. 2017).